Nord-Amerika
Vereinigte Staaten.

Jakob Naumann's

Reise

nach den

Vereinigten Staaten von Nordamerika,

siebenjähriger Aufenthalt in denselben und Rückkehr nach Deutschland.

Mittheilungen für Auswanderungslustige,

mit besonderer Beziehung auf Ackerbau, Handel und Gewerbe.

Herausgegeben

von

Prof. Friedrich Bülau.

Leipzig, 1850.
Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung.

Inhalt.

Einleitung.

Meine Beweggründe zur Reise nach Amerika.

Wie ich mich noch recht wohl erinnere, hörte ich schon in meiner frühesten Jugend dann und wann davon sprechen, daß in manchen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes Einzelne sowohl wie ganze Gesellschaften sich entschlössen, Heimath und Vaterland zu verlassen und nach fremden Ländern zu ziehen, und zwar nicht, um, wie die meisten in die Fremde gehenden Handwerker, nach längerer oder kürzerer Zeit wieder zurückzukehren, sondern vielmehr, um dort sich für immer häuslich niederzulassen. Später, als ich Zeitungen kennen lernte, erfuhr ich denn auch, daß dergleichen Auswanderungen nie ganz aufhörten — sondern fort und fort, bald in größerer, bald in geringerer Zahl stattfanden. Auch in meinem speciellen Vaterlande — in Sachsen und namentlich in dem Herzogthume Altenburg — kamen schon um jene Zeit Auswanderungen vor; doch waren es immer nur einzelne Menschen, oder auch einzelne Familien, die hinwegzogen, und so wurde diese Sache eben keiner sonderlichen Beachtung gewürdiget. Zwar vernahmen wir seit dem Jahre 1816, daß in den westlichen Theilen Deutschlands die Auswanderungen immer häufiger und bisweilen in ziemlich bedeutenden Massen erfolgten; doch wir standen mit den Scheidenden in keiner näheren Berührung, und auch diese Vorgänge blieben uns immer noch zu entfernt, als daß sie eine besondere Aufmerksamkeit oder warme Theilnahme hätten erregen können. Nun aber rückte das verhängnißvolle Jahr 1830 heran, das auch in dieser Beziehung nicht ohne Einfluß und Folgen blieb. Bald nach seinem Scheiden fanden die Auswanderungen aus Deutschland in vorher noch nie gesehener Weise und Zahl statt, so daß sie wohl mit Recht mit einer Völkerwanderung verglichen wurden. Von nun an waren es vorzugsweise die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohin sie ihre Richtung nahmen, und diese sind bekanntlich auch jetzt noch das Land, wohin die meisten auswanderungslustigen Deutschen ihre verlangenden Blicke richten.

Eine Menge von Schriften und Schriftchen über die Auswanderung nach diesem Lande, so wie über dieses selbst, über die An=

siedelung in demselben und dessen Verhältnisse und Zustände, sind seit jener Zeit erschienen. Viele dieser Schriften stellen diese Verhältnisse durchgehends in einem blendenden, rosenfarbenen Lichte dar, während sie deren Mängel und Gebrechen sorgfältig zu bedecken suchen: sie schweigen von den tausendfachen Schwierigkeiten und Gefahren, die mit einer Uebersiedelung nach Amerika verknüpft sind, während sie alle wahren, noch mehr aber die geträumten Annehmlichkeiten einer solchen Unternehmung und den in Aussicht stehenden Preis aller Erduldungen und Entbehrungen, denen man sich unterzieht, in der lockendsten Gestalt erscheinen lassen. Kein Wunder, daß dadurch schon Viele bethört wurden, denn viele Menschen sind bekanntlich sehr geneigt, alles Das leicht zu glauben, was ihren Wünschen und Einbildungen entspricht und schmeichelt. Auch ich las manche dieser Schriften, und auch auf mich blieben sie nicht ohne Eindruck. Ich wurde nach und nach mit dem Gedanken an eine Auswanderung nach dem von ihnen so hochgepriesenen Lande vertrauter, so daß er endlich zum Entschlusse ward. Und schwankte ich auch noch eine ziemliche Zeit, so war doch der Gang meines Lebens, und so manche Umstände und Verhältnisse desselben, wohl geeignet, diesen Entschluß in mir zur Reife zu bringen.

In meiner Jugend war ich veranlaßt worden, das Schmiedehandwerk zu erlernen, jedoch ganz gegen meine Neigung; und somit kam ich denn später, durch unglückliche Schicksale bestürmt, um so leichter zu dem Entschlusse, dasselbe wieder aufzugeben. In Folge der Verheirathung meiner ältesten Schwester an einen Wollkämmer hatte ich Gelegenheit, dieses Geschäft kennen zu lernen, und ich beschloß, mich demselben zu widmen. Ich betrieb solches bis zum Jahr 1835, jedoch nur als Lohnarbeiter, da es mir theils an hinlänglichem Vermögen, theils auch, bei den eben nicht sonderlichen Aussichten für derartige Geschäfte, an Entschlossenheit fehlte, darin etwas auf eigene Hand zu unternehmen.

Im Herbste des Jahre 1833 schwang der bis dahin vorzugsweise über West-Deutschland schwebende Geist der Auswanderung auch über das schöne Sachsen seine Fittige — auch in dem gesegneten Altenburg bekundete eine eigenthümliche Aufregung sein Walten. Nicht lange zuvor war von den Herren Münch und Follenius in Gießen eine „Aufforderung und Erklärung zur Auswanderung im Großen“ erschienen, die auch in Altenburg zur schnellen Entscheidung führte. Bald hörte man, daß sich hier eine Gesellschaft zum Theil sehr wohlhabender Leute zur Auswanderung

verbunden habe und dazu anschicke. Eine Abtheilung derselben ging auch wirklich schon im April 1834 von Altenburg ab, und eine zweite folgte im Junius desselben Jahres nach. Mehrere nahe Verwandte von mir befanden sich unter ihnen.

Nicht lange Zeit verging, so kamen auch schon von einigen der Geschiedenen honigsüße Berichte über die Herrlichkeiten der neuen Welt an. Obgleich jeder Unbefangene dieß für etwas voreilig halten mußte, da doch gewiß nicht leicht zu begreifen war, wie man sich so geschwind hinlänglich unterrichten konnte, um so entschieden urtheilen zu können, so verfehlten solche Berichte doch nicht, die bereits herrschende Auswanderungssucht nicht nur zu nähren, sondern sie noch zu steigern und zu verbreiten. Auch mein in Meuselwitz lebender Schwager, Tischler Kröber, fand sich bald von ihr angewandelt, und dieser suchte nun auch mich dafür empfänglich zu machen. So oft ich zu ihm kam, ward von ihm das Gespräch auf diesen Gegenstand geleitet. Er unterließ nicht, mir an's Herz zu legen, daß es mir in der Heimath nie möglich sein werde, mich aus einer fortwährend zwangvollen Lage zu befreien, daß es für mich gewiß das Beste wäre, auch mit nach Amerika zu gehen u. s. w.

In diesen Bemerkungen über meine Lage lag allerdings viel Wahres. Durch die Einführung von Maschinen sank auch das Wollkämmergeschäft immer mehr, und es stand zu befürchten, daß es sehr bald nicht mehr möglich sein werde, sich durch dasselbe zu nähren. Hierzu kam noch, daß durch ein neueres Landesgesetz Jedem, der ein gewisses Lebensalter überschritten hatte, untersagt war, zu wandern, wodurch so Manchem und auch mir jede Gelegenheit vollends abgeschnitten war, da noch Unterhalt zu suchen, wo man ihn vielleicht noch finden konnte.

Im December 1835 kam einer der im vorhergehenden Jahre nach Amerika Gegangenen, der Fleischer Christian Neßler aus Meuselwitz, von dort zurück, um seine Frau, die er nebst einem Kinde hier zurückgelassen hatte, nachzuholen. Er traf die erstere auf dem Krankenlager, und sie starb wenige Tage nach seiner Ankunft; mit dem letzteren beschloß er im kommenden Frühjahre wieder nach Amerika abzureisen. — Dieser Vorfall war für Mehrere und auch für mich entscheidend. Aus guten Gründen hütete sich Neßler sehr wohl, irgend etwas zu äußern, was die hohe Begeisterung für Amerika hätte zum Sinken bringen, oder etwas zur Beschwichtigung der herrschenden Emigrations-Manie beitragen können, und so erklärte Kröber nun bald unumwunden, daß er fest entschlossen sei, mit Neßlern zu-

sammen, nach Amerika abzugehen, und seine Frau, meine Schwester, ward bewogen, ihre Zustimmung zu geben. Auch an mich ergingen nun wiederholte Einladungen. Es ward mir vorgestellt, wir könnten ja in Amerika beisammen bleiben, ein Stück Land gemeinschaftlich anbauen u. s. w.

Zu der Zeit hielt ich dafür, daß Nordamerika ein Land sei, wo Alles, in immerwährendem Fortschreiten begriffen, einer schnellen Entwickelung entgegeneile, und daß es in einem solchen Lande, wohin aus allen Theilen Europa's fortwährend Leute mit bedeutendem Vermögen auswanderten, für einen Jeden nie an passender Beschäftigung und somit an Nahrung und Erwerb fehlen könnte. Und durch diesen Glauben, durch die mir gemachten Vorstellungen und durch das fortwährende Drängen der Umstände fand ich mich endlich bewogen, meinen Angehörigen die Zusage zu geben, die Reise nach Amerika in Gemeinschaft mit ihnen anzutreten, und hiermit war denn diese definitiv beschlossen. — Ich beschloß also diesen Schritt in der, wie ich glaube, unverwerfbaren Absicht, zu versuchen, ob es mir dort in dem transatlantischen Lande vielleicht noch gelingen möge, meinen Unterhalt auf eine angemessene Weise zu erwerben — ich wünschte, wo möglich, der Besorgniß zu entgehen, hier im Vaterlande den Meinigen vielleicht noch zur Last fallen zu müssen. — Und es war mein Wille, in Frieden zu scheiden von dem theuren Vaterlande, das mich ja nicht ausstieß, sondern das ich in guter Absicht freiwillig verlassen wollte, während ich mich doch mit den innigsten Wünschen für seine Wohlfahrt erfüllt fühlte — in Frieden zu scheiden von der lieben Heimath, von Verwandten, Freunden und Bekannten, sie insgesammt dem Schutze und Segen des Himmels empfehlend und ihnen alles mögliche Gute wünschend. — Und ich schied in der That so — und möchte mich demnach recht ernstlich dagegen verwahren, unter die gewöhnlichen mißvergnügten Auswanderer, unter die gewöhnlichen Deutschlandmüden, jemals gerechnet zu werden.

Nun ist freilich mein Unternehmen, der Hauptsache nach, nicht nach Wunsche gelungen, vielmehr sah ich mich in meinen Hoffnungen bitter getäuscht. Zwar in politischer Hinsicht waren meine Ansichten und Vorstellungen über das freie Amerika ziemlich richtig gewesen, und somit hatte ich mich gerade in dem Punkte, worin sich schon so Viele getäuscht fanden, nicht verrechnet. Aber so manches Andere fand ich allerdings ganz anders, als ich es erwartet hatte.

Es war in den ersten Tagen des Jahres 1836, als wir den endlichen festen Beschluß zur Reise nach Amerika faßten, allein die

Zeit des wirklichen Abganges ließ sich da noch nicht fest bestimmen, denn so manche Angelegenheiten waren vorher noch zu besorgen, und die nöthigen Zurüstungen erforderten auch ihre Zeit. — Kröber mußte nun darauf denken, sein Haus so bald und vortheilhaft als möglich zu verkaufen, und dazu fand sich auch bald Gelegenheit. Daneben sah meine Schwester ihrer nahen Entbindung entgegen. Diese und ihre Folgen mußten natürlich erst abgewartet werden, ehe sich der Tag der Abreise festsetzen ließ. — Neßler machte sich wegen des Nachlasses seiner Frau noch ziemliche Hoffnungen und unterzog sich deshalb manchen Mühewaltungen, die sich aber freilich am Ende nicht sonderlich belohnten.

Sobald unser Vorhaben in der Umgegend bekannt wurde, meldeten sich auch von mehreren Seiten her Auswanderungslustige, um sich an uns anzuschließen. Gerade um diese Zeit kam ein Brief von dem Zimmermann Christoph Horn aus Mumsdorf, der im Jahre 1834 mit nach Amerika abgegangen war und zur Zeit in der Gegend von Belleville, im Unionsstaate Illinois, lebte, hier an. Er pries sein Glück und die Herrlichkeiten des neuen Landes hoch und lud seine Eltern und Geschwister ein, sämmtlich dahin zu kommen, um Theil daran zu nehmen. Sein Bruder, Jacob Horn in Mumsdorf, verkaufte nun, so geschwind er konnte, seine Besitzung und traf so schnell als möglich seine Anstalten, und schon am 11. April desselben Jahres reiste die Horn'sche Familie von Mumsdorf ab, um sich in Bremerhafen nach Amerika einzuschiffen. Da unsere Abreise durch obwaltende Hindernisse noch verzögert wurde, so schlossen Mehrere, die früher mit uns gehen zu wollen erklärt hatten, sich an die Hornsche Familie an.

Meine Schwester war gegen das Ende des Monats März von einer Tochter glücklich entbunden worden und befand sich nach einigen Wochen wieder im Besitz vollkommener Gesundheit und Kräfte. So war es denn nun möglich, den Tag der Abreise zu bestimmen, und es wurde der 11. Mai dazu festgesetzt. Da wir vernahmen, daß in Bremen der Zudrang von Auswanderern außerordentlich stark sei, so beschlossen wir, uns in Hamburg einzuschiffen. Zum Dahinführen unseres Gepäcks bedungen wir den Fuhrmann Thieme in Mumsdorf.

Ich nehme hier Gelegenheit, folgende Bemerkungen zu machen. — Aus guten Gründen will ich nicht viel sagen über die Ursachen der Auswanderung so vieler Deutschen nach Amerika, in unsern Tagen: die Beweggründe dazu sind so mannichfach und gar verschiedener Natur.

Aber warnen möchte ich doch, um seiner Wohlfahrt willen, einen Jeden, der den Hauch des Geistes der Auswanderung empfindet, recht ernstlich und nachdrücklich, daß er wohl bedenke, wie der Entschluß zum Verlassen des Vaterlandes ein großer und äußerst wichtiger Entschluß ist, mit dem sich doch ja Keiner übereilen möge! Nie sollte blos eine blinde Liebe zu Veränderung Jemanden verleiten, das alte Vaterland mit der neuen Welt zu vertauschen, und doch geschieht Solches leider nicht selten. Und die große Unbekanntschaft mit Amerika und den dortigen Verhältnissen, die noch heute unter der Mehrzahl der Bewohner Deutschlands herrscht, hat auch nicht wenig dazu beigetragen, daß Manche dahin auswanderten, die keineswegs nach Amerika paßten. Und die nothwendige Folge davon ist, daß Tausende unserer deutschen Landsleute dort unzufrieden, ja im größten Elende leben und mit Sehnsucht nach Deutschland zurückblicken, das sie leichtsinnig verließen, und wohin sie gern zurückkehren würden, wenn ihnen nicht alle Mittel zur Rückkehr fehlten, oder wenn sie nicht freiwillig auf Heimath und Vaterland verzichtet hätten. Der Entschluß zur Auswanderung darf also nicht das Werk einer aufgeregten Phantasie oder einer gereizten Leidenschaft, sondern er muß das Werk der Vernunft und ruhigen Ueberlegung sein, die sich weder das Gute noch das Bedenkliche des Unternehmens verhehlte, sondern Alles wohl prüfte und vorurtheilsfrei und ruhig erwog. Nur dann kann seine Ausführung für die Unternehmenden zum Segen gereichen.

Unter die Eigenschaften, die man besitzen muß, um sich, soweit es in menschlichen Kräften steht, von einer Reise oder Auswanderung nach Ameiika einen glücklichen Erfolg zu sichern, rechne ich vor Allem einen gesunden und starken Körper, der nicht vor jedem rauen Lüftchen erbebt, und von dem also nicht zu befürchten ist, daß ihm ein etwas feindseliges Klima und namentlich öfterer und schneller Temperaturwechsel, eine ungewohnte Lebensweise und Entbehrungen aller Art leicht schaden können, sondern von dem sich im Gegentheil hoffen läßt, daß er dieß Alles leicht und ohne Schaden ertragen werde. Denn jedes fremde und namentlich uncultivirte Land, und so auch Amerika, ist vorzüglich dem Entnervten und Verweichlichten gefährlich.

Zu den nöthigen und nützlichen Eigenschaften, die der deutsche Auswanderer nach Amerika besitzen muß, oder sich möglichst aneignen sollte, gehört aber auch: Charakterstärke und dabei Lebensklugheit, Biegsamkeit gegen Andere und Fügsamkeit in Zeit und Umstände. Ohne diese Eigenschaften, die schon nothwendig sind, um

selbst in der Heimath leidlich durchzukommen, fehlt es Reisenden und Auswanderern an festem Muth, an raschem Entschluß in Gefahren und an beharrlicher Ausdauer in dem Streben nach dem vorgesteckten Ziele. Kein Land richtet sich nach dem fremden Ankömmling, im Gegentheil muß sich dieser in die in demselben herrschenden Sitten und Gebräuche, sowie in Zeit und Umstände schicken lernen. Der Eigensinnige, welcher verlangt, daß immer Alles nach seinem Kopfe gehen soll, wird sich gewiß nirgends mehr und ihm widerlicher beschränkt fühlen, als in dem „freien Amerika." Hat der Eingewanderte seine Sache auch noch so umsichtig erwogen, so stößt er in dem fremden Lande, unter lauter fremden Menschen, denen man einige Zurückhaltung gegen ihn eben nicht verargen kann, dennoch auf mannichfache, vorher nicht geahnete Schwierigkeiten. Erschrickt er nun vor ihnen und läßt sich zu leicht muthlos und zaghaft machen, so wird er sich dort selten eines sonderlichen Glücks zu erfreuen haben.

Ferner aber muß ausdrücklich vorausgesetzt werden, daß der Auswanderer noch in den Jahren stehe, wo er, bei gesundem Körper, noch Etwas zu leisten und zu ertragen vermag, und wo sich in ihm noch ein reger Thätigkeits- und Unternehmungstrieb mit Recht vermuthen läßt. Wenigstens sollte er das Vierzigste noch nicht weit überschritten haben, wenn man ihm nicht wohlmeinend von seinem Vorhaben abrathen soll. Wer älter ist, lernt die herrschende Sprache viel schwerer, Vieles kommt ihm härter an, und er gewohnt, wie man zu sagen pflegt, in dem neuen Lande nicht so leicht und gut ein, wie jüngere Leute. Im Allgemeinen genommen eignen sich nur junge, unverheirathete Leute gut zur Auswanderung nach Amerika. Denn so wenig es gut ist, einen bereits fruchttragenden Baum zu verpflanzen, so wenig sollte ein Familienvater an Auswanderungspläne denken, wenn er nicht durch die höchste Noth oder besondere Umstände dazu getrieben wird; zumal wenn ihm vielleicht sein Loos eine Gattin beschied, die keine Freundin von Selbersorgen und Selberschaffen ist, sondern sich gern bedienen läßt. Elegante Damen, die gewohnt sind, sich von ein paar Mägden Alles in die Hände reichen zu lassen, und so etwas nicht entbehren können, oder wollen, die jede kleine Ausbesserung an Kleidern und Wäsche auf die Lohnnähterin warten lassen, weil sie nur mit gekochtem Essen und fertiger Wäsche gern umgehen oder umzugehen wissen, — solche taugen nicht nach Amerika, am wenigsten aber in die dortigen neuen Westländer, und man berede sie ja nicht zum Dahinwandern; denn wenn man auch im Stande wäre, zehntausend Dollars mit an Ort und Stelle zu bringen, so würde es, bei

so bewandten Umständen, dort dennoch bald Heulen und Zähnklappen geben. Wenn aber ein Deutscher ein sehr beträchtliches Vermögen besitzt und sich dessen nach europäischen Begriffen erfreuen will, so thut er auf jeden Fall besser, er bleibt in Deutschland. Will oder muß er aber wirklich auswandern, so möchte ihm zu rathen sein, lieber in irgend ein anderes europäisches Land zu gehen, deren jedes ihm wahrscheinlich besser zusagen wird, als das freie Amerika. Ueberhaupt sind auch, wie ich ein für allemal erkläre, meine Bemerkungen, Winke und Rathschläge für Auswanderer keinesweges für Reiche, Gelehrte oder überhaupt für Genossen der höhern Stände, vielmehr zunächst nur für Angehörige der mittleren Stände bestimmt.

Ganz Unbemittelten kann ich aber auch durchaus nicht zur Auswanderung nach Amerika rathen, wenigstens Familienvätern nicht, wenn sie auch im Stande sein sollten, die Reisekosten zu bezahlen; — warum? — das wird sich aus meinen ferneren Mittheilungen wohl von selbst ergeben. Als eine fernere Grundbedingung für jeden Auswanderer muß also feststehen, daß er einiges Vermögen mit ins neue Land bringe, denn es ist ja immer ungewiß, ob ein erst dort angekommener Fremdling auf der Stelle Arbeit und hinlänglichen Verdienst findet. Wie aber vollends dann, wenn er bald nach seiner Ankunft den feindseligen Einflüssen des Klima und der ungewohnten Lebensweise unterliegt — wenn er von Krankheit daniedergeworfen wird, wie das so oft geschieht? — Und an das Loos Derer, die in solchen Fällen sogleich in den Ausschiffungsplätzen Schulden machen müssen und nun dafür nebst den Ihrigen — in den meisten Fällen von einander getrennt — auf mehre Jahre zu Dienstleistungen verdingt, d. h. in Sklaverei gegeben werden, oder Solcher, die so verblendet waren, daß sie sich verleiten ließen, sich mit den Ihrigen auf ein Schiff zu begeben, ohne aus ihren Mitteln die Ueberfahrt bezahlen zu können, und über die daher ein gleiches Schicksal verhängt wird, — an das Loos dieser Unglücklichen mag ich gar nicht gern denken, denn es erfüllt die Seele mit Schauder, und ihr Schicksal ist ohne Zweifel noch härter, als das der Negersklaven. Man nennt sie Redemptioners (sprich: Rih-dem-schen-ners — Löslinge) oder auch weiße Sklaven. Kann sich also ein Familienvater nicht mit ziemlicher Sicherheit so weit berechnen, daß ihm nach Bezahlung aller bis zur Ankunft auf dem erkornen Niederlassungsplatze wahrscheinlich entstehenden Kosten noch einige hundert Thaler in Händen bleiben, so gebe er seine Auswanderungsprojecte auf, wenn ihn nicht die höchste Noth zu deren Ausführung treibt; denn ohne alles Vermögen oder mit zu geringen

Hilfsmitteln ist und bleibt die Auswanderung ein zu großes Wagniß!

Und nun noch Eins! Mit seiner Lebensgefährtin suche sich der auswanderungslustige deutsche Mann, um seines und ihres und des Glückes ihrer Kinder willen, ganz und völlig zu verständigen, damit er, in den für seine Gattin während und nach der Ausführung des Unternehmens unausbleiblich eintretenden Augenblicken der Reue und der Sehnsucht nach dem verlassenen Vaterlande vor erschütternden Vorwürfen von ihrer Seite doch einigermaaßen sichergestellt sei. Es geschehe aber dieß in offener, aufrichtiger Weise, und er wende dabei keine hinterlistigen Täuschungs- und Ueberredungskünste an, denn das wäre gewiß von Uebel! — Und ihr, liebende Eltern, die ihr nun in dieser Beziehung auf dem schwindelnden Punkte steht zwischen Bleiben und Gehen — ich bitte euch, überblickt noch einmal, ehe ihr den entscheidenden Endbeschluß fest fasset, mit treuem Vater- und Mutterauge den Kreis eurer Kinder! Ihr wollt sie dem Vaterlande, das auf eure und ihre Dankbarkeit doch wohl einige Ansprüche hat, nicht nur entführen, nein, ihr wollt ihnen auch das Vaterland gleichsam entreißen; ihr wollt ihnen die theure Heimath rauben, an der ihre warmen Herzen mit so inniger Vorliebe hängen?! Ihr wollt sie hinführen auf einem zerbrechlichen Schiffe durch die schäumenden und brausenden Wogen des unergründbaren, weiten Oceans — also unter tausendfachen Gefahren — in ein fremdes Land; ihr wollt sie dort weiter auf den großen, herrlich glänzenden, schwimmenden Särgen — auf den Dampfern der amerikanischen Gewässer — unter noch furchtbareren Gefahren, hinführen an den erkornen Ort, wo sie und euch immer wieder die mannichfachsten Gefahren umringen?! Sind denn aber auch eure Beweggründe zu solchem Beginnen reiner Natur, sind sie stark und vollwichtig genug, sind sie von der Art, daß ihr darüber Dem, der euch diese theuren Pfänder seiner und eurer Liebe anvertraute, und auch euch selbst Rechenschaft geben könnt? — Ihr antwortet vielleicht: Gerade aus Liebe zu unsern Kindern wollen wir diesen Schritt thun! — Nun Heil euch, wenn ihr's damit redlich meint, und wenn nicht vielleicht euer Entschluß blos das Werk der Veränderungs- oder der Gewinnsucht ist, der die angebliche Liebe zu euren Kindern nur zum Vorwande oder als Deckmantel dienen soll. Gesetzt aber, ihr beschließt diesen Schritt wirklich, wie ihr sagt, aus Liebe zu euren Kindern, so entstehen doch immer wieder die Fragen: Könnt ihr denn aber auch mit einiger Sicherheit hoffen, sie dort wirklich beglücken zu können? Könnt ihr hoffen, daß sie dort Ersatz finden für das hier Verlorene,

für Vaterland und Heimath? Kann wohl das Glück, das ihrer dort wartet, der großen Opfer und des ungeheuren Preises werth sein? Kann es denn wirklich für ein gar großes Glück gelten, wenn ihr einst im Stande sein solltet, ihnen ein Stück Land von vierzig oder achtzig Acker roher Wildniß übergeben zu können, nachdem sie vielleicht unter Blöße und unter Entbehrungen mannichfacher Art, vielleicht ohne alle Schulbildung aufwachsen mußten, mitten im düstern, einsamen Walde ein Leben lebend, das den Namen eines menschlichen nur halb verdient? Daher prüfet doch ja recht wohl, ob die vorgegebene Liebe zu euren Kindern auch rechter Art — ob sie keine blinde ist, und hütet euch, darüber weder euch selbst noch Andere täuschen zu wollen!

Ein ganz anderes Verhältniß ist es allerdings mit einem einzeln stehenden jungen rüstigen Manne, oder mit einem freien, gesunden, kraftvollen Mädchen. Wenn Solche sich entschließen, nach Amerika zu gehen, so sei man ihnen doch ja nicht hinderlich, sondern vielmehr förderlich dazu und lasse sie in Frieden ziehen: es kann ja vielleicht zu ihrem Glücke dienen. Und wenn ihnen die dortigen Verhältnisse nicht zusagen, so ist es ja für sie allemal möglich, so viel zu erwerben, als die Rückkehr nach Deutschland erfordert. Was der einzelne Mensch unternimmt, das riskirt er für sich allein: er geht und steht und steigt für sich, oder er fällt auch für sich, ohne andere mit ihm Verbundene mit sich danieder zu reißen.

Fassen wir dieß Alles noch einmal kurz zusammen, so darf der Auswanderer nach Amerika erstens nicht zu alt sein, und wenn man ihm einen guten Erfolg seines Unternehmens versprechen soll, so muß er mit hinüber nehmen: einen offenen, empfänglichen Kopf, einen gesunden Körper, Kraft und Lust zur Arbeit, Fertigkeit in einer Kunst oder praktischen Wissenschaft, in einem Handwerk oder im Betrieb der Landwirthschaft; auf jeden Fall aber — den guten Willen, allenfalls jedes ihm vorkommende nützliche Geschäft zu verrichten, und Alles rüstig anzugreifen, eine gute Portion Geduld und etwas Vermögen. Ist der junge Einwanderer unverheirathet, desto besser; ist er verheirathet, so handele er mit seiner Gattin — und hat er schon erwachsene Kinder, so handele er bei diesem wichtigen Unternehmen auch mit diesen in vollkommenem Einverständniß, wenn man für sie Alle ein erwünschtes Gelingen hoffen soll. Würden sich bei uns, nach dem Vorbilde der Amerikaner selbst, junge in ihren kräftigsten Lebensjahren stehende Personen beiderlei Geschlechts in Ehepaare verbinden und gleich mit dieser Verbindung den Zweck der Uebersiedelung in das überseeische Land vereinigen, so würde das

ohne Zweifel die empfehlenswertheste und versprechendste Art der Auswanderung sein.

Glaubt nun ein Auswanderungslustiger, nach ruhiger und unbefangener Selbstprüfung, daß er die angegebenen Eigenschaften in erforderlichem Grade besitze, und daß seine Verhältnisse den gestellten Bedingungen entsprechen, so übereile er sich doch noch nicht mit dem festen Beschlusse dieses wichtigen Schrittes, sondern richte zuvor noch an sich selbst die ernstlichen Fragen: Ist es denn zu meinem Glücke wirklich und wesentlich erforderlich und nothwendig, daß ich Deutschland verlasse? — Was werde ich bei dem vorhabenden Tausche gewinnen? — Was habe ich überhaupt von Amerika zu erwarten? Sind denn auch die dortigen Verhältnisse und Zustände so beschaffen, daß ich mit Zuversicht hoffen kann, unter denselben zufrieden und glücklich zu leben? — Glaubt er sich, nach kaltblütiger, vernünftiger Erwägung, die erste Frage bejahen zu müssen, so ist es, um sich die folgenden genügend beantworten zu können, für ihn zuvörderst nothwendig, daß er sich über Amerika und die dort waltenden Verhältnisse und Zustände eine möglichst umfassende und vollkommene Kenntniß zu erwerben suche, aber auch nützlich und zweckdienlich ist es, daß er mit den Umständen, die in der Regel mit einer Reise nach diesem Lande verknüpft sind oder dabei eintreten können, wohl bekannt werde. — Deshalb lese er zuvörderst belehrende Schriften darüber. — Aber welche sind denn die? — Ja das ist eben die große Frage, die nicht so schnell zu beantworten ist. — Ich habe vor meiner Reise nach Amerika der Schriften darüber mehrere gelesen, die *alle* belehrend sein sollten. Manche derselben verbreiteten sich über den einen oder den andern Gegenstand breit genug, aber über das dem Aus= oder Einwanderer und auch sonst Wissenswürdigste ließen sie den Leser oft genug unbelehrt. Gerade die kleinste derselben war, wie mich nun meine Erfahrung belehrt hat, die beste und zweckmäßigste. Es war dieß die im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung zu Hannover 1833 erschienene: „*Kurze Schilderung der Vereinigten Staaten von Nordamerika von August Witte.* — Der Schriften über Amerika und dessen Zustände sind zwar seit einiger Zeit eine Menge erschienen, und gewiß giebt es darunter sehr schätzbare Werke, und an „Belehrungen", „Erinnerungen" und „Rathgebern" für Reisende und Auswanderer nach Amerika fehlt es auch nicht, und doch lehrt die tägliche Erfahrung, daß man sich trotz dem über dieses Land und über den Gegenstand der Auswanderung dahin noch immer oft licht= und rath= und führerlos genug befindet. Die besten der vorhandenen Werke sind nicht genugsam bekannt und vielleicht auch

für den gemeinen Mann zu theuer, oder auch wohl zu unklar für den, der nicht schon ziemliche Vorkenntnisse besitzt. Der in dieser Beziehung nach Belehrung strebende Genosse der mittleren Stände erkundige sich also bei Männern, denen er Sachkunde zutrauen kann, welche von diesen Schriften für ihn wohl geeignet und zu erlangen sein mögen, und suche sie sich zu verschaffen. Uebrigens ist es mein Zweck, durch die folgenden Blätter zur Ausfüllung einer immer noch vorhandenen und auch oft erkannten bedauerlichen Lücke und zur Abhilfe eines bei scheinbarem Ueberflusse dennoch oft und stark gefühlten Mangels Etwas, und wo möglich etwas Ersprießliches, beizutragen, und ich wünsche recht herzlich und hoffe zuversichtlich, daß es mir damit gelingen möge!

Noch ein anderes Mittel, sich über den fraglichen Gegenstand zu belehren, glauben Viele in den brieflichen Nachrichten finden zu können, die von in Amerika Lebenden ihren noch im Vaterlande zurückgebliebenen Verwandten und Freunden zugesendet werden. Da erzählt aber ein Berichterstatter dem andern nach, ohne noch selbst etwas kennen gelernt und erfahren zu haben; da wirken der Triebfedern gar so manche und oft gar sonderbare, wenn nicht äußerst verwerfliche, um die so häufig darin vorkommenden, oft lächerlichen, oft ärgerlichen Uebertreibungen und die zuweilen wahrhaft schmählichen Entstellungen der Wahrheit zu Tage zu fördern. Und je glänzendere und wunderlichere Dinge solche Briefe berichten, desto begieriger ist man gewöhnlich darauf: sie werden von Haus zu Haus geschickt, und ihr Inhalt wird oft mit einem wahren Heißhunger verschlungen. Und wenn schon zuweilen kein Mensch im Stande ist, ja selbst kein Engel vom Himmel es je sein könnte, deren verwirrte Sätze zusammenzureimen, so werden sie doch von vielen Verblendeten ohne alle Prüfung geglaubt und gelten ihnen für ein unantastbares Evangelium; denn der Verfasser hat ja, wie man sagt, versprochen, ihnen nur die pure, helle Wahrheit zu schreiben. Durch dergleichen Nachrichten werden also oft gar Viele bethört, und sie richten ohne Zweifel noch größeres Unheil an als die Bücher. Es wird sich später Gelegenheit finden, mehr über diesen Gegenstand zu sprechen. — Den Auswanderungslustigen, die in solchen Nachrichten Belehrung suchen wollen, möchte ich aber recht ernstlich zurufen: Prüfet sie doch ruhig und recht sorgfältig! Vergleichet doch die Berichte mehrerer Ausgewanderten, die zu gleicher Zeit und unter gleichen Umständen aus Deutschland abgingen und in Amerika in einer Gegend leben, genau mit einander; vorzüglich aber vergleichet die von einem und demselben Schreibenden im ersten, zweiten oder dritten Jahre u. s. f. gesendeten Briefe aufmerksam mit einander, — ich wette — in den

meisten Fällen wird der ruhige, unbefangene und kluge Leser bald wissen, was er zu glauben hat: er wird bald die Wahrheit von der Täuschung und das Aechte vom Falschen ziemlich richtig zu unterscheiden wissen, und der wahre Stand der Dinge wird ihm klar werden.

Hier wird mir aber vielleicht Mancher zurufen: Nun auf was gründest denn aber du deine Hoffnung, daß man dir glauben werde, während du uns doch so dringend ermahnest, die Berichte Anderer streng zu prüfen, die darin enthaltenen Darstellungen genau zu betrachten und ihre Aussprüche und Behauptungen sorgsam zu erwägen, und dadurch deutlich genug zu verstehen giebst, daß auf manche ihrer Schilderungen und Erklärungen nicht viel zu bauen sei? — Ja, da muß ich denn freilich gewärtig sein, daß man nun mein Product nur desto schärfer ins Auge fassen wird. Allein ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf die wunderbar wirkende und überzeugende Kraft der Wahrheit selbst, die zwar schon oft unterdrückt oder in den Hintergrund gedrängt ward, aber am Ende doch immer aus jedem Kampfe mit Trug und Täuschung siegreich hervorging.

Hat nun der zur Auswanderung Geneigte sich auf solche Weise die für ihn erlangbaren zweckdienlichen Aufklärungen und Belehrungen verschafft, so nehme er sich nur wohl in Acht, daß er nicht in den verderblichen Fehler Derer verfalle, die immerdar geneigt sind, nur das für wahr zu halten, was ihrer vorgefaßten Meinung und ihren Lieblingsideen entspricht, oder ihren chimärischen Wünschen und sanguinischen Hoffnungen schmeichelt: er mache sich ja keine überspannten, ausschweifenden Vorstellungen von jener überseeischen Welt und ihren Bewohnern, damit er sich nicht später in seinen Träumereien schmerzlich getäuscht und von der vor ihn tretenden Wirklichkeit äußerst unangenehm berührt finde. Er lese also nicht blos solche Schriften, die nur Amerika's Lichtseite herausstellen und alles Amerikanische mit einem glänzenden Lack überpinseln, oder wohl gar die Wahrheit böswillig entstellen, sondern er lese auch die, welche dessen Schattenseite zeigen, z. B. die Werke eines Friedrich Schmidt, Ludwig Gall, J. Georg Hülsemann u. A. Er vergleiche die verschiedenen Darstellungen mit kaltem Blute, er prüfe Alles und auch das, was ich in diesem und den folgenden Bogen darüber niederschreibe, unbefangen und vorurtheilslos und mit einem aufrichtigen Streben nach Wahrheit, und — „die Wahrheit wird ihn frei machen" — d. h., er wird zu der Ueberzeugung kommen, daß Nordamerika weder eine ganz rohe Wildniß, von ebenso rohen und wilden Menschen bevölkert, noch auch ein Land des ewigen Friedens, ein Land voller Freiheit und Gleichheit ist.

Der Auswanderungslustige würdige nun nochmals die Vorzüge und Mängel des Landes, das er verlassen, und des Landes, nach dem er ziehen will, und stelle sie mit ruhigem Bedacht gegen einander. Und will ihm seine Einbildungskraft eine schwarze Zukunft Deutschlands und Europa's vormalen — nachdem diese vielleicht durch ausgehängte Schreckbilder von Hungersnoth, Revolte, Proletariat, Pauperismus, Communismus, und wer weiß, von was sonst noch für entsetzlichen Dingen, und durch das, Herz und Ohr zerreißende Explications-Gekreisch der solche Bilder ausstellenden halbverrückten Propheten tief erschüttert und in eine Art krampfhaften Zustandes versetzt worden war, — so bedenke er doch auch, daß wir in Deutschland wenigstens keinen Negersklavenaufstand — die grausenhafteste aller Revolten — und keinen allgemeinen Staats- und Nationalbankerott durch ein verdorbenes, schwindlerisches Banksystem zu befürchten haben. Er bedenke wohl, daß das Verlassen eines hochcultivirten Landes, mit seinen Institutionen und Genüssen, und das Hinziehen in ein dünn bevölkertes, noch spärlich cultivirtes Land an und für sich schon von gewissen unvermeidbaren Uebeln begleitet wird — besonders für den denkenden und gebildeten, wie nicht weniger für den das gesellschaftliche Vergnügen liebenden Menschen — die man vorher weder kennt noch ahnet, und daß der Civilisation Vortheile eigen sind, die man erst dann gebührend schätzen lernt, wenn man sich dieselben entrissen sieht.

Hat nun der Auswanderungslustige dieses Alles gethan, hat er alle Gründe für und gegen sein Unternehmen wohl erwogen und darüber auch einen verständigen und besonnenen Freund zu Rathe gezogen, und glaubt er nun zuversichtlich, daß er sich mit den Eigenthümlichkeiten des Landes und den Sitten und Gewohnheiten des amerikanischen Volks werde befreunden, oder wenigstens sich in sie fügen und mit den Seinigen unter den dortigen Verhältnissen glücklich und zufrieden leben können — hält er nach reiflicher und wiederholter Ueberlegung immer noch dafür, daß die Heimath seine wohlbegründeten bescheidenen Ansprüche wirklich nicht zu befriedigen vermag und auch nie befriedigen werde, und glaubt er, dieß von Amerika mit mehr Sicherheit hoffen zu dürfen — nun so mag er dann in Gottes Namen den entscheidenden Beschluß fassen; und wohl ihm, wenn sein Glaube so stark ist, daß er, ohne Selbsttäuschung, den in ihm aufgestiegenen bewegenden Trieb für einen Ruf der Vorsehung halten kann und somit der in seinem Lebensfaden geschürzte, so folgenreich wirkende Knoten sich ihm als mit dem Plane der ewigen Weltregierung selbst verknüpft darstellt! — Hat er aber einmal die Aus-

wanderung fest beschlossen, dann möge er sich nur aber auch als ein Mann von unerschütterlichem Charakter bewähren, der sich durch keine Schwierigkeiten entmuthigen läßt, sondern das Begonnene auch mit „festem Sinn und deutscher Kraft" ausführt! Er bebe nun nicht vor Sturm und Ungewittern, er zittere nicht ob der Fluthen und Klippen des Meeres, er schaudere nicht vor Sonnenstich und bösem Fieber, sondern er ziehe von dannen — nicht mit viel Geräusch, aber als ein Mann von wahrem Muth, und besteige das Schiff, und betrete zu seiner Zeit den Boden der neuen Welt, — im Namen Dessen, d. h. im Vertrauen auf Den, „der die Wolken führt, Blitz und Sturm regiert und die ganze Welt!" und dann wird auch — das hoffen wir — seine Auswanderung ihm und den Seinigen zum Segen gereichen!

So viel für jetzt über den Entschluß zur Auswanderung: nun noch Einiges über die Einrichtungen und Vorbereitungen dazu. — Ist der Auswanderer während der Erwägungen seines Vorhabens über dessen Ziel und einen bestimmten Plan der Ausführung noch nicht völlig mit sich einig geworden, so suche er es nun nach festgefaßtem Beschlusse baldmöglichst zu werden, denn gerade von dem Wohin? und: Zu welchem Ende? muß natürlich der zu nehmende Weg und ein Theil seiner Einrichtung abhängen. Also, der Auswanderer komme nun so geschwind wie möglich darüber mit sich in's Reine, wohin er sich in Amerika wenden und was er dort anfangen will. Ohne sich, wenn auch nur vorläufig, ein bestimmtes Ziel gestellt, ohne sich einen Plan zur Ausführung seines Projects entworfen zu haben, also nur etwa auf die adoptirte Grundidee hin: wenn wir hinüber sind, wollen wir sehen, was zu machen ist und dergl. — trete ja Niemand die bedeutungsschwere Wanderung an. Wennschon es wahr ist, daß viele in der Heimath entworfene Pläne dort nicht zur Ausführung kommen können, oder wenigstens nicht nach Wunsche gelingen, so ist es doch für jeden Auswanderer gut, wenn nicht absolut nothwendig, noch vor dem Abgange von der Heimath einen durchdachten Plan zu fassen und dann das selbstgesteckte Ziel unverwandt im Auge zu behalten und beharrlich zu verfolgen. Wohl kann er vielleicht später durch gewichtige Gründe bewogen werden, ersteren zu ändern und letzteres aufzugeben; aber gleich von vorn herein keins von beiden zu haben, das ist sehr verderblich, denn dann wird er einem Rohre gleichen, „das der Wind hin und her wehet," es wird ihm bald an Eifer, an Kraftgefühl, an Ausdauer fehlen, bei Allem, was er vornimmt — er wird zagen bei jedem Hinderniß, das ihm entgegentritt.

Die Bestimmung des Endpunktes der vorzunehmenden Reise schließt auch schon die Bestimmung des transatlantischen Landungshafens in sich. Sind die nördlichen Theile der Mittelstaaten, oder die nordwestlichen Staaten, oder Canada das Ziel, so ist New-York der vortheilhafteste Landungsplatz; denn hier findet man stets die beste und billigste Gelegenheit, nach allen Gegenden dieser Landschaften zu kommen. Gedenkt man in die südwestlichen Staaten zu gehen, so sind Baltimore und Philadelphia die vortheilhaftesten Landungsplätze. Gäbe es am Einschiffungsplatze vielleicht gerade keine Ueberfahrtsgelegenheit nach Philadelphia, so braucht man sich deshalb nicht aufzuhalten, sondern man gehe nur nach New-York oder Baltimore, und von diesen Plätzen ab kann man täglich in 6 bis 9 Stunden für ein billiges Passagegeld nach Philadelphia fahren.

Für Reisende aus Mitteldeutschland, die nach den genannten Häfen abgehen wollen, sind Bremen und Hamburg die besten Einschiffungsplätze. Zur Ueberfahrt werden gewöhnlich 40 bis 50 Tage erfordert. Wer gern schnell über den Ocean kommen will, der muß mit den Packet-Schiffen von Havre oder Liverpool, oder auch von letzterem Platze mit den Dampfschiffen, abgehen. Die ersteren fahren gewöhnlich in 25 bis 30 Tagen über, die letzteren brauchen 12 bis 18 Tage. Indessen für Leute aus den mittleren Ständen, zumal für starke Familien, sind diese Wege allerdings etwas zu kostbar.

Da in den Frühlingsmonaten, namentlich von der Tag- und Nachtgleiche an bis zu Ende des Mai, die zur Fahrt nach Amerika günstigen Ost- und Südostwinde auf dem atlantischen Meere in der Regel am meisten herrschen, so werden Reisende und Auswanderer wohl thun, wann sie sich, wo möglich, so einrichten, daß sie diese Zeit zu ihrer Ueberfahrt benutzen können. Die folgenden Sommer-Monate sind zwar gemeiniglich die ruhigsten auf diesem Meere, allein es herrschen dann östlich von der Bank von New-Foundland meistens westliche Winde, wodurch, sowie durch die oft mehrere Tage lang anhaltende Windstille, die Fahrt nach dem Westlande sehr verzögert wird. Auch hat man im Frühjahre nicht die im Sommer auf der See oft so schrecklichen wie gefährlichen Gewitter zu fürchten.

In neuester Zeit hat man oft New-Orleans als den vortheilhaftesten Landungsplatz für Auswanderer nach dem Südwesten der Vereinigten Staaten, und namentlich auch nach Missouri und Illinois, bezeichnet und empfohlen; ob aber, im Allgemeinen genommen, mit Recht — daran zweifle ich noch sehr. Wer diesen Weg wählt, kann

sich vor der Mitte des Octobers nicht einschiffen, denn während der Sommermonate liegt in New-Orleans aller Handel beinahe still; aller Verkehr zwischen den deutschen Seehäfen und diesem Platze ist da so gut wie abgebrochen, und es gehen selten Schiffe dahin ab. Aber es sollte sich auch Niemand früher dahin einschiffen, damit er zu einer Zeit dort eintreffe, wo von dem gelben Fieber nichts zu fürchten ist. Also hat der dahin Gehende die Reise gerade in der Zeit der kurzen und düstern Tage und der langen Nächte zu machen, und das will viel sagen, denn dann und dadurch wird das schon an und für sich langweilige Schiffsleben nur noch langweiliger und dabei wegen des oft sich einstellenden kalten stürmischen Regenwetters im höchsten Grade beschwerlich und widerlich. Und so kömmt denn der Ausgewanderte mitten im Winter in New-Orleans an. Will er sich hier lange aufhalten, so schwindet seine Kasse zusehends, denn hier versteht man am besten, den Fremdling zu prellen und in aller Geschwindigkeit auszuziehen. Der Ankömmling merkt das vielleicht bald und entschließt sich zur Weiterreise. Er geht auf ein Dampfboot und fährt den Missouri hinauf. Allein das geht vielleicht mit genauer Noth, bis man die 35. Breiten-Linie im Rücken hat, und siehe da — da sitzt das Boot auf einmal im Eise fest und kommt einen Monat und auch wohl noch länger nicht von der Stelle! Nun denke man sich den schreckensvollen Zustand einer erst eingewanderten zahlreichen deutschen Familie, wozu vielleicht Kinder vom zartesten Alter gehören, sich hier, gleichsam von der übrigen Welt abgeschnitten, mitten auf einer ungeheuren Eisfläche, zwischen grausig über einander aufgethürmten Eismassen, und dabei auf einen engen, noch obendrein von Unglücksgefährten überfüllten Raum angewiesen, zu befinden. Da muß denn, sobald es nur irgend ausführbar ist, der Familienvater, mit oder ohne Genossen, sich über die aufgeschichteten und zusammengefrornen Schollen hinweg oder zwischen ihnen hindurch an's Land zu arbeiten und auf einem oft ziemlich fern liegenden Landgute einige Lebensmittel zu erhalten suchen, die er sündentheuer bezahlen muß, während man sonst in diesen Gegenden die Producte des Ackerbaues oft auch zu Spottpreisen nicht einmal loswerden kann. Durch ein solches Geschick werden eingewanderte deutsche Familien zuweilen gleich auf einmal total ruinirt, und solche bedauerliche Vorkommnisse gehören nicht etwa unter die großen Seltenheiten — o nein! sie kommen leider nur zu oft und fast in jedem Winter vor, und schon deshalb möchte ich jeden deutschen Auswanderer, der in die Südweststaaten der Union zu gehen gedenkt, vor der Reise über Orleans recht angelegentlich warnen, selbst für jetzt noch abgesehen von der

traurigen, aber feststehenden Thatsache, daß überhaupt schreckliche Unglücksfälle mit Dampfbooten auf dem untern Mississippi häufiger vorkommen, als sonst irgendwo. — Uebrigens kann auch in jeder andern Hinsicht der Reisende nichts bei diesem Wege gewinnen. Nach New-Orleans dauert die Ueberfahrt verhältnißmäßig immer eine bis zwei Wochen länger und kostet auch immer einen, zuweilen zwei Louisd'ors mehr, als nach einem Hafen der atlantischen Küste. Dafür kann man aber von dieser Küste bis an den Ohio kommen, und dann kostet die Passage von Pittsburg oder Wheeling nach St. Louis nicht mehr, als von New-Orleans dahin. Und außerdem hat man bei letzterem Wege auch noch den äußerst wichtigen Vortheil, daß man die Seereise nicht zu einer ganz unpassenden Zeit zu machen braucht, sondern die schicklichste und beste dazu wählen kann.

Zunächst trage nun der Auswanderer Sorge, alle seine Angelegenheiten und Geschäfte ohne Säumen zu reguliren, und verschiebe nicht dieses und jenes bis zu den letzten Stunden, wo ihm manchmal ohnedieß noch allerhand Steine des Anstoßes, von denen er sich nichts träumen ließ, in den Weg rollen. Hat er vielleicht noch Gelder einzuziehen, so treffe er dazu bald seine Anstalten, denn damit pflegt es, wie bekannt, nicht immer sehr eilig zu gehen. Geld oder Geldeswerth lasse er aber auch wo möglich nicht zurück, sondern schiebe lieber deshalb seine Reise noch einige Zeit auf. Besser ist es allemal, dergleichen delicate Geschäfte selber zu ordnen, als ihre Regulirung einem Andern aufzutragen und nachher vielleicht mehreremal vergeblich aus dem fernen Lande deshalb zu schreiben. Sein, nach Reservirung der zur Ausführung des Unternehmens und Deckung der damit verknüpften Ausgaben muthmaßlich erforderlichen Summe, noch in Händen bleibendes Geld suche er, wenn es sein kann, noch vor der Abreise von der Heimath in Münzsorten umzuwechseln, die in Amerika gangbar, oder doch dort ohne Schaden gegen amerikanisches Geld zu verwechseln sind, denn im Einschiffungsplatze hat man oft nicht viel Zeit dazu übrig. Hat man preußische oder andere deutsche oder dänische Goldmünzen, nämlich Zehn- oder Fünfthalerstücke oder auch holländische Zehnguldenstücke, so nehme man diese nur ohne Bedenken mit, denn man kann solche dort überall und jederzeit ohne Schaden anbringen oder verwechseln. Mit Ducaten ist das jedoch nicht der Fall. Für sein deutsches Silbergeld suche er französisches Gold zu bekommen, nämlich Vierzig- oder Zwanzigfrankenstücke, denn mit diesen kommt man am Vortheilhaftesten weg. Auch Fünffrankenstücke kann man brauchen, nur suche man sich über-

haupt zum Mitnehmen lieber Gold= als Silbermünzen zu verschaffen, wenn man auch etwas mehr Agio darauf zahlen muß.

Verwechselt man sein Geld erst im Einschiffungsplatze, so suche man, wenn es irgend sein kann, ebenfalls französische Goldmünzen zu erhalten. Das französische Geld steht jetzt in Hamburg und Bremen und überhaupt in Norddeutschland gegen früher ziemlich niedrig im Cours. Im Herbste 1843, als ich aus Amerika zurückkam, wurde in Bremen im gemeinen Verkehr das Fünffrankenstück nicht höher als zu 1 Rthlr. 7½ Sgr. angenommen; beim Wechsler mußte aber der Auswanderer wenigstens 1 Rthlr. 10 Sgr. dafür geben. Das Zwanzigfrankenstück wurde im Verkehr angenommen zu 5 Rthlr. 7½ Sgr.; die Wechsler wollten es aber gar nicht gern zu 5 Rthlr. 10 Sgr. ablassen. Daß man für eine Geldsorte, die man gern haben will, etwas mehr geben muß, als sie eigentlich gilt oder werth ist, das ist wohl ganz recht, denn der Wechsler will und muß ja von seinem Gewinn leben. In Hamburg und Bremen kann man auch amerikanisches Geld bekommen, so viel man nur haben will; nur halten die dortigen Wechsler damit auf einen etwas hohen Preis; überhaupt scheinen diese Herren einen etwas starken Gewinn zu lieben. Der unkundige Fremde lasse sich nur, ehe er zum Wechsler geht, von einem sachkundigen Manne ein wenig über die fraglichen Verhältnisse unterrichten, oder er nehme lieber einen solchen mit sich, denn es kommt mitunter vor, daß die Auswanderer etwas geschnellt werden. Das hier sorgsam conservirte Chaos der Gold=, Banco=, Courant=, Mark=, Schilling=, Grooten=, Thaler=, und Silber= und Guten= und Mariengroschen= und Gulden= und Kreuzerrechnung kommt industriösen Wechslern dabei trefflich zu statten.

Es möge hier eine Vergleichung der bei diesem Geschäft meistens in Anwendung kommenden Münzsorten und Münzberechnungen folgen, die, wie ich glaube, zu hinlänglicher Erläuterung der Sache dienen soll. — Buch und Rechnung wird in den Vereinigten Staaten geführt in Dollars und Cents. Der Dollar hat 100 Cents und ist werth: 2½ Gulden rheinisch (der Cent also 1½ Kreuzer); — 1 Rthlr. 12$\frac{6}{7}$ Sgr. preuß. Cour. (der Cent demnach 5$\frac{1}{7}$ Pf. preuß. oder 4$\frac{2}{7}$ Pf. sächs.); — 5$\frac{1}{3}$ Franken; — circa 57 Schilling Courant in Hamburg. — Der spanische Dollar und der dänische Speciesthaler werden dem amerikanischen Dollar an Werthe gleich gerechnet. — In Hamburg und Bremen kommen die Dollars auch im gemeinen Verkehr vor und werden in ersterem Platze zu 56 Schillingen, in letzterem zu 90 Groot Gold angenommen. — In umgekehrtem Ver=

hältniß ist demnach in amerikanischem Gelde werth: der preußische Thaler 70 Cents (der Sgr. also $2\frac{1}{3}$ Ct., oder 3 Sgr. machen 7 Cent, und 10 Rthlr. preuß. betragen soviel wie 7 Dollars); — der rheinische Gulden 40 Cents (der Kreuzer also $\frac{2}{3}$ Ct., und 5 Gulden machen 2 Dollars); der Frank $18\frac{3}{4}$ Cents, das Fünffrankenstück also $93\frac{3}{4}$ Ct., und 16 Franks machen 3 Dollars. — Eine Mark Hamburg. Cour. beträgt 28 Cents. — Ein bremer Thaler Gold beträgt 80 Cents. — Der preußische Thaler wird in Hamburg berechnet zu $2\frac{1}{2}$ Mark Cour. oder 40 Schilling, mithin beträgt die Mark 12 Sgr. und der Schilling 9 Pf. Münze ($7\frac{1}{2}$ Pf. sächsisch). Der bremer Thaler beträgt 72 Groot Gold, oder 1 Rthlr. 9 Groot Courant, und der preuß. Thaler wird in Bremen berechnet zu 63 Groot Gold, oder 72 Groot Courant. — Angenommen werden in den Vereinigten Staaten die preußischen Einthalerstücke auf den Zollämtern und bei den Wechslern in den Hafenstädten zu $68\frac{3}{4}$ Cents; anderwärts aber nimmt man sie nicht überall, und kleinere Stücke werden gar nicht genommen; man nehme also dergleichen Geld nicht mit hinüber. Die deutschen Fünfthalerstücke werden angenommen zu 3 Dollars $87\frac{1}{2}$ bis 90 Cents, welches letztere gleich ist mit 5 Rthlr. $17\frac{1}{7}$ Sgr., oder 9 Gulden 45 Kreuzer rheinisch. Das französische Zwanzigfrankenstück aber gilt allgemein und überall 3 Dollars 80 Cents; dieß ist gleich mit 5 Rthlr. $12\frac{6}{7}$ Sgr., oder 9 Gulden 30 Kreuzer rh. Das Fünffrankenstück wird ebenfalls überall zu seinem vollen Werthe, nämlich zu $93\frac{3}{4}$ Cents, ist soviel wie 1 Rthlr. $10\frac{5}{28}$ Sgr., oder 2 Gulden $20\frac{5}{8}$ Kreuzer, angenommen. — Hieraus geht also deutlich hervor, daß das französische Geld zum Mitnehmen nach Amerika das geeignetste ist, die einzelnen Frankenstücke ausgenommen, denn mit diesen kommt man zu Schaden, da sie nur zu 18 Cents genommen werden. Nimmt man aber amerikanisches Geld, so gebe man Acht, daß man sich den Dollar nur nicht höher als zu $43\frac{1}{2}$ Sgr., den Eagle (spr. Ihkel — Adler) von 10 Dollars zu 14 Rthlr. 15 Sgr. und die neue mexikanische Doublone zu 22 Rthlr. 15 Sgr. anrechnen läßt. Man dringe darauf, daß die Rechnung nach preuß. oder rheinl. Münzfuß gestellt werde, und lasse sich auf die Schillings- und Grootenfitschelei schlechterdings nicht ein.

Nochmals will ich erinnern, daß man sich nicht mit vielem Silbergeld befasse, sondern sich möglichst um Goldmünzen bewerbe, was auch den Vortheil hat, daß man leicht einige 100 Thaler bei sich tragen kann. Dieß ist wegen der mannichfachen Gefahren, in welchen man in Amerika bei dem Reisen auf Dampfbooten täglich und stündlich schwebt, eine gar nicht genug zu beherzigende Regel.

Sich für sein Geld Wechsel zu verschaffen und diese mitzunehmen will ich nur Solchen nicht geradezu widerrathen, die sehr viel mitzunehmen haben und daher, um der Bequemlichkeit willen, einen Theil desselben riskiren können; wo das aber nicht der Fall ist, da muß ich es widerrathen. — Wenn nun der deutsche Einwanderer, der über nur mäßige Geldmittel verfügen kann, mit seinem Wechsel hinüberkommt, und dieser nicht acceptirt wird, oder das Haus, auf das er gestellt, bankerott ist — was dann? — Was soll denn der der herrschenden Sprache und der Verhältnisse Unkundige da anfangen? — Entgegne man mir ja nicht: „Nun, das kann vielleicht in 10 Jahren einmal vorkommen!" sonst möchte ich sogleich wieder fragen: „Möchtest du aber wohl Der sein, an dem es vorkommt, gesetzt auch, die betreffende Summe ginge nicht verloren, sondern es verursachte nur ein gut Theil Sorge, verdrießliche Wege und Umstände und jahrelangen Aufenthalt?" Und überdieß kommen ja in Amerika solche erbauliche Dinge nicht etwa in 10 Jahren einmal, sondern eher in einem Jahre hundertmal vor. Kurz, ich will recht ernstlich davor warnen.

Und eben so sehr muß ich jeden Auswanderer davor warnen, daß er sich nicht einfallen oder dazu beschwatzen lasse, sein Vermögen in Handelsartikel zu stecken. Um darin keine Mißgriffe zu thun und mit einigem Erfolg zu speculiren, dazu gehört nicht nur Waarenkenntniß, sondern auch Kenntniß der Verhältnisse und Umstände, sowie der englischen Sprache, welches alles den meisten erst in Amerika Einwandernden gewöhnlich abgeht. Wird auch gesagt, daß Der oder Jener viel an mitgenommenen Waaren gewonnen habe, so lasse man sich dadurch doch nicht verlocken. Ist es damit einmal Einem gelungen, so wird davon ein ungeheurer Lärmen gemacht, aber von den Vielen, die sich schon auf diese Weise zu Grunde speculirt haben, redet Niemand, und sie selber schweigen auch, um nicht noch obendrein ausgelacht zu werden. Für den Einwanderer ist es allemal besser, baar Geld in Händen zu haben, als Waaren, er müßte denn so stehen, daß er nicht nöthig hat, den Verkauf zu beschleunigen, sondern die vortheilhafteste Gelegenheit dazu abwarten kann.

Hat sich der Auswanderer schon einen Niederlassungspunkt fest bestimmt, nach welchem er sich ohne Aufenthalt und Umwege zu wenden gedenkt, ist dieser namentlich in den neuen Westländern gelegen, wie ich in den meisten Fällen voraussetze, und hat er bereits eigne Wirthschaft und Familie, so nehme er von seinem Haus- und Wirthschaftsgeräthe alle brauchbaren Stücke mit sich. Mit einer auswandernden Familie nimmt man es in dieser Hinsicht auf dem Seeschiffe nicht

genau, und ich habe noch nie gehört, daß man von einer Solchen Extrazahlung für Ueberfracht verlangt hätte, wenn das Gepäck auch 20 Centner und mehr betrug. Ich rechne hierzu, besonders dann, wenn der Auswanderer Landwirthschaft als Hauptgeschäft zu betreiben gedenkt, Spaten, Schaufeln, Hacken, Gabeln, große Holz- und Handsägen, Ketten, vor allen auch ein mäßig starkes Bauseil, eine Partie gute Stränge und Leinen, Pferdezäume und einfache Gebisse zu gewöhnlichem Gebrauch bei Fuhrwerk und Feldarbeit, kurz Alles, was einigermaaßen Werth hat. Und will er eine Profession betreiben, so rechne ich hierzu auch ganz besonders noch sein gewohntes Handwerkszeug. Denn so zweckmäßig in Amerika alle Arten von Maschinen vorhanden sind, so wenig ist man zu so manchen Verrichtungen, die nothwendig mit der Hand geschehen müssen, mit zweckentsprechenden Werkzeugen immer gut versehen. So unterlasse z. B. ein Schreiner ja nicht, eine deutsche Hobelbank mit allem Zubehör mit hinüberzunehmen, denn eine amerikanische wird ihm schlecht zusagen. Wenn aber der Auswandernde nicht Holzäxte von ganz vorzüglicher Güte besitzt, so lasse er sie da, oder kaufe wenigstens keine neuen zum Mitnehmen, denn die amerikanischen Aexte haben unbestreitbar ihre großen Vorzüge, und hat er einmal eine solche in Händen gehabt, so wird er gewiß mit keiner deutschen mehr arbeiten wollen. Alles eiserne Geschirr überstreiche man mit Firniß oder mit Unschlitt, um es gegen den Rost zu schützen, packe es in gute Kisten und verwahre diese so, daß keine Nässe durchkommen kann. Auch eine gute Jagdbüchse und eine Schrotflinte vergesse man nicht. — Ist eine, wenn auch eben nicht große Gesellschaft von Auswanderern beisammen, die sich ein und dasselbe Reiseziel gestellt haben, und sind mehre rüstige Mannspersonen unter ihnen, so daß sie einander auf der ganzen Reise beim Auf- und Abladen u. s. w. helfen können, so machen einige 100 Pfund Gepäck mehr oder weniger keinen Unterschied, und in solchem Falle unterlasse man sogar nicht, einige starke eiserne Keile zum Zaunriegelspalten mitzunehmen, denn in Amerika, und namentlich in den neuen Ländern, kommt alles Geschirr ungeheuer theuer, und Kosten und Mühe des Transports bezahlen sich fünf- und mehrfach.

Außerdem möge sich auch eine auswandernde Familie mit fertigen Kleidern gut versehen, denn der Schneiderlohn ist in Amerika sehr hoch. Vorzüglich aber rathe ich, sich gut mit tüchtigem, starken Schuhwerk zu versehen, denn in diesem Artikel ist der Unterschied im Preise zu bedeutend, und gerade von ihm kann derjenige, der in Amerika Landwirthschaft treiben und namentlich sich „im Busch" niederlassen

und neues Land cultiviren will, nie zuviel haben. Auch die Frauen und Töchter solcher Auswanderer mögen sich mit guten, dauerhaften Lederschuhen wohl versehen, denn pariser Ballschuhe sind ihnen in Amerika nichts nütze, und wenn sie meinem Rathe folgen, werden sie mir dort im Herzen dafür danken. Ueberhaupt aber möge man sich hüten, sein Geld in Flitterstaat und nutzlosen Luxusartikeln zu vergeuden, denn darauf legt man später in der neuen Welt gewiß weder selbst, noch legen Andere darauf Werth. Man nehme nicht feine, theure Tuchkleider oder fürs weibliche Personal seidene Kleider mit, denn sehr bald möchte die Zeit kommen, wo man sich und andern ehrlich gesteht: „es wäre besser gewesen, wir hätten ein paar Stück tüchtigen Zwillich oder Leinwand mitgenommen.“ Ich spreche hier aus Erfahrung, die ich in so mancher deutschen Familie und namentlich auch in sehr specieller Bekanntschaft gemacht habe.

Abgetragene Kleider, wenn sie auch keinen sonderlichen Werth mehr haben, kann man doch noch zur Seereise sehr wohl gebrauchen, denn dazu sind sie gut genug, und um so unbedenklicher giebt man sie dann, im Landungshafen der neuen Welt angekommen, den Wellen preis, was gewiß oft sehr zweckmäßig ist. Hat man keine solchen, so versehe man sich für die Seereise mit Kleidern, die einen Puff vertragen können, d. h., an denen nicht jeder Splitter oder Nagel, an welchen man zufällig anstreift, zu arge Spuren hinterlassen kann, und die sich leicht waschen lassen. Gute Kleider werden auf der Seereise doch total verdorben. Noch eins will ich hier erinnern. Keine ehrbare Frauensperson, die im Zwischendeck überzufahren gedenkt, unterlasse, sich für die Seereise mit Beinkleidern zu versehen; warum? — wird sie nicht mehr fragen, wenn sie die treue Schilderung einer Seereise vernommen hat und sich somit eine Vorstellung vom Schiffsleben zu machen vermag.

Der religiöse deutsche Auswanderer wird auch wohl nicht unterlassen, irgend ein gutes Erbauungsbuch mit hinüberzunehmen, und daran thut er sehr wohl, denn ein Verlangen danach wird sich gewiß bald bei ihm regen, zumal wenn er sich in einer Gegend ansiedeln sollte, wo er sehr weit in eine deutsche Kirche seiner oder einer verwandten Confession hat. Am empfehlenswerthesten zu diesem Zweck möchten wohl Zschokke's „Stunden der Andacht“ sein. Auch ein gutes Gesangbuch mag er mitnehmen, denn er wird oft einen Theil des stillen amerikanischen Sonntags gar nicht besser anwenden können, als wenn er eine Abhandlung in dem vorhergenannten gehalt- und werthvollen Buche oder ein erbauliches Lied liest. Auch für das Mitnehmen

einiger zweckmäßigen Schulbücher möge der Familienvater sorgen, durch die es ihm allenfalls möglich werden mag, in Ermangelung einer Schule seinen Kindern selbst einigen Unterricht zu geben. Ueber die Wahl derselben frage er Sachverständige um Rath; ich für meinen Theil glaube, daß hierzu Carl Friedrich Hempels „Kleiner und großer Volksschulenfreund" ganz besonders zu empfehlen sein möchte. Auch ein Buch, das Anleitung giebt, sich bei gewöhnlichen oder schnell zustoßenden Krankheitsfällen, in Ermangelung eines Arztes oder wenigstens bis zu dessen Erlangung, bestmöglichst selbst zu helfen, wie z. B. L. F. Frank: „Der Arzt als Hausfreund" &c. oder: Dr. F. Richter's: „Neuer medicinischer Hausfreund" &c., die ich in Amerika in mehreren eingewanderten deutschen Familien antraf, sollte kein Familienvater mitzunehmen unterlassen, und ebenso sehr möchte ihm, wenn er Landwirthschaft treiben will, die Mitnahme eines einfachen, aber erprobten Handbuchs der Vieharzneikunde anzurathen sein. Auch einige gute und nützliche Lesebücher überhaupt mitzunehmen ist auf jeden Fall sehr rathsam. Zwar sind deutsche Bücher aller Art jetzt auch in allen Gegenden von Nordamerika zu erlangen, oft aber nur zu enormen Preisen, so daß dort das Anschaffen derselben bei Vielen unterbleibt, die sie gewiß gern zu haben wünschen. Besser also, sie werden beim Wegwandern gleich mitgenommen, zumal Umfang und Gewicht des Gepäcks dadurch nur wenig vermehrt wird. — Alles, was der in Amerika Einwandernde für den eignen Gebrauch mitbringt, ist eigentlich vom Eingangszolle frei; jedoch ist man bei vielen neuen Sachen manchmal zum Zweifeln geneigt.

Ist aber für die mitzunehmenden Sachen selbst gesorgt, so sorge man nur auch zu rechter Zeit für gute und zweckmäßige Verpackungsmittel. Hierin fehlen viele gar sehr; sie verschieben die Sorge für die nöthigen Packkisten bis auf die letzten Tage und nehmen dann was ihnen eben vor die Hand kommt, sei es auch so unpassend, als es wolle. Sie denken und sagen auch wohl: „zu was neue Kisten machen lassen, da wir alte umsonst oder für eine Kleinigkeit haben können?" Ich aber muß ihnen, meinen Erfahrungen gemäß, sagen, daß hierin sparen gerade ganz am unrechten Orte sparen heißt. — Man lasse sich zu Kleidern und Betten, wenn man wirklich viel einzupacken hat, Kisten oder vielmehr Laden von gutem, aber nicht zu starken oder schweren Holze, von nicht über 40 Zoll Länge, 24 Zoll äußerer Breite und 20 Zoll Höhe machen, und unterlasse ja nicht, sie mit haltbaren Handhaben, wenn auch nur von Stricken oder Riemen, zu versehen. In solche Kisten läßt sich erstaunlich viel packen, und wenn

man an der Breite noch ein paar Zoll fehlen läßt, so thut man noch besser. Schon beim Hinaufhissen auf das Seeschiff und dem Hinablassen in den untern Raum und dann, nach der Ankunft im Landungshafen, beim Wiederhinaufbringen auf das Verdeck ward mit den großen, unbewegbaren Klumpen gar unglimpflich umgegangen, dreifach unbarmherzig aber erst dann, als amerikanische Hände und Zungen mitwirkten, nämlich beim Hinablassen in's Transportschiff, beim Hinausbringen auf den Landungsplatz und beim Hinschaffen in die Quartiere. Und das ist dann auch weiterhin beim Transport auf Canälen, Eisenbahnen Dampfbooten ꝛc. in Amerika überhaupt der Fall. Hier soll alles schnell gehen, und leichtsinnig und rücksichts- und schonungslos wird ohnedieß mit Allem umgegangen. Lieber nehme man, wenn man viel Gepäck hat, einige Kisten mehr; dieses macht nicht viel Unterschied, und ist doch für den Eigenthümer weit bequemer und auch sicherer; denn wenn durch rücksichtsloses Ueberstürzen und Herumwerfen Alles zerschlagen und verdorben wird, hat immer doch nur er die Verlegenheit und den Schaden und oft den Spott noch obendrein.

Auch die Federbetten packe man, wenn man sie gut erhalten will, in Kisten ein, jedoch allein und nicht mit den Kleidern zusammen. Man schaffe sich wollene Decken in hinreichender Zahl an und gebrauche sie sowohl bei der Landreise nach dem Einschiffungsplatze, wenn man diese mit dem Frachtwagen macht, als bei der Ueberfahrt zum Zudecken, als Unterlage aber mit Stroh, Moos, Seegras oder ausgezogenen Hopfenhülsen gestopfte Säcke. Wer aber so zarter Natur zu sein meint, daß er dieß nicht vertragen mag, der unternehme lieber auch nicht, im Zwischendeck überzufahren, denn da wird er mit seiner Zartheit überhaupt schlechte Geschäfte machen. Nur für kleine Kinder gebrauche man Federbetten, und selbst für diese sind sie entbehrlich, und kluge Mütter wissen sie wirklich entbehrlich zu machen. Erwachsenen aber ist der Gebrauch der Federbetten während der Seereise aus verschiedenen Gründen ganz zu widerrathen. Einmal schon ist widerliche Beschmuzung des Lagerwerks auf dem Schiffe fast unvermeidbar, und wollene Decken und leicht auszuleerende Säcke sind doch allemal leichter wieder zu reinigen, als Federbetten; sodann ist der Platz in den Schiffslagerstellen zu beschränkt dazu, und von dem sie in Gebrauch nehmenden Eigenthümer werden sie daher oft weniger und schonender benutzt, als von ungehobelten Kameraden; und endlich schleicht sich oft während der Seereise eine illegale, impertinente Bevölkerung in sie ein, die sich nur mit viel Mühe und Beschwerde wieder daraus vertreiben läßt.

Man schlage neue Tuchkleider sorgfältig in Wäsche ein, lege Kleider und Wäsche in die Kisten recht accurat ein, drücke dann Alles fest zusammen, damit es nicht hin und her rutschen kann, und suche alle Oeffnungen recht sorgsam zu verschließen, um das Eindringen der Seeluft möglichst zu verhindern; — das sind in dieser Beziehung die Hauptregeln für den nach Amerika Reisenden, und ihren Forderungen läßt sich natürlich am besten zu Hause genügen. Hat der Reisende nun aber auch dieses Alles mit der größten Sorgfalt gethan, und er kommt an die hannover'sche Grenze, und die Herren Zollbeamten sind unglücklicher Weise gerade einmal gelaunt, „ihre Pflicht" vollkommen zu erfüllen, dann war die angewandte Mühe und Sorgfalt völlig vergebens, denn da muß oft Alles bis auf das letzte Stück herausgerissen werden, jenachdem, wie gesagt, die Herren gerade bei Laune sind. Je besser und sorgsamer nun die Kisten gepackt waren, desto schlimmer für den Reisenden, denn da weiß er oft seinem Leibe keinen Rath, wie er nach vollendeter Operation in Geschwindigkeit Alles wieder hineinbringen soll. Es fehlt ihm hierzu schon an geeignetem Platz, er ist dabei mit seinen Sachen den Herren im Wege, der Fuhrmann treibt an — was Wunder dann, wenn er, von bitterem Unmuth ergriffen, jetzt Alles hineinwirft und preßt, wie es eben kommt, und wenn der Gutmüthige mit Seufzen, der Reizbare und Zornmüthige aber mit verbissenem Ingrimm, oder mit lauten Verwünschungen des gräulichen Uebels der unglücklichen Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes eine solche Stätte verläßt?! —

Einem jungen, unverheiratheten Menschen, der nach Amerika zu gehen gedenkt, möchten aber wohl in dieser Beziehung wieder etwas andere Regeln zu geben sein. Hat sich ein solcher kein bestimmtes Ziel gestellt, sondern beabsichtigt er vielmehr, sich im Lande zu bewegen, sich dasselbe und namentlich die großen Städte zu besehen und seinen Aufenthalt den Umständen nach bald hier, bald da zu nehmen und nach Gefallen zu verändern, so belade er sich nicht mit vielem Gepäck, denn dann ist für ihn das Reisen mit weit weniger Unbequemlichkeit verbunden. Will er aber wirklich etwas viel mitnehmen, so richte er sich doch so ein, daß er, wenn er es für gut findet, in Amerika auch, mitsammt seiner Bagage, mit der Post reisen kann. So wenig das für eine zahlreiche, mit vielem Gepäck versehene Familie angeht, so sehr ist es für den einzelnen Menschen oft von offenbarem Vortheil, ja es ist ihm bisweilen unbedingt zu empfehlen. Wenn sich daher ein solcher zur Reise nach Amerika rüstet, so lasse er sich, wenn er viel Gepäck mit sich nimmt, ebenfalls eine

Kiste, oder eigentlicher eine Lade von 36 Zoll Länge, 24 Zoll Breite und 18 Zoll Höhe, von gutem, aber nicht zu starken und schweren Holze machen, und in eine solche läßt sich gewiß viel bringen. Führt er Betten mit sich, die er während der Reise nicht in Gebrauch nimmt, so schaffe er sich zu deren Bewahrung noch eine Kiste von gleichem Maaße an. Sind sie nicht gerade von dieser Größe nöthig, so lasse man 2 bis 4 Zoll an der Breite und ebensoviel an der Höhe fehlen. Außerdem hat der Reisende auch noch ein Kästchen von ungefähr 27 Zoll Länge, 15 Zoll Breite und eben so viel Höhe nöthig, um die nothwendigen Bedürfnisse für die Seereise darin zu bergen, weil auf den meisten Schiffen die großen Packkisten in den unteren Raum gebracht werden. Diese Gegenstände nun sind auf einem amerikanischen Postwagen ohne alle Schwierigkeit zu verladen und werden auch unweigerlich angenommen. Selten wird da etwas gewogen, sondern gewöhnlich wird Alles bloß nach Gefühl und Augenmaaß taxirt, und öftere Erfahrung hat mich gelehrt, daß schmale, hohe Kisten in der Regel immer für schwerer geschätzt werden, als solche von niedriger, breiter Form bei gleichem Inhalt.

Schon oft sind bemittelte Auswanderer auf den Gedanken gekommen, auf ihre Kosten Dienstboten und Arbeitsleute aus Deutschland mit hinüber nach Amerika zu nehmen, wogegen sich diese verpflichteten, die von ersteren auf sie verwendeten Kosten in Amerika bei ihnen abzuarbeiten. Das ist aber durchaus nicht rathsam, und fast noch Alle, die solche Leute auf dergleichen Bedingungen mit hinüber nahmen, haben Ursache gehabt, es höchlich zu bereuen. Wer es aber dennoch thun will, der sei nur auch bereit, damit allenfalls ein Opfer zu bringen. Er rechne ja nicht zu fest auf die Treue dieser Dienstleute, sondern halte sich darauf gefaßt, daß sie ihn, im neuen Lande angekommen, trotz der heiligsten Versprechungen nach kurzer Zeit rücksichtslos verlassen. Und wenn solche Menschen auch wirklich im Vaterlande für Dienstleute guter Art galten, so bekommt doch gewöhnlich schon durch und mit der Auswanderung ihr Rechtlichkeitsgefühl einen gewaltigen Stoß, und im Lande „der Freiheit" angekommen, zeigt sich bei ihnen von sogenannter deutscher Treue und Redlichkeit oft nicht die geringste Spur mehr, und sie finden es lächerlich, noch an Erfüllung der im alten Vaterlande eingegangenen Verbindlichkeiten zu denken. Und kommt das bei ihnen nicht von selbst so, so werden ihnen gemeiniglich durch schon dort wohnende, sie aufhetzende Landsleute die Köpfe verdreht, obschon sie ihr verwerfliches Beginnen oft in Kurzem bitter bereuen müssen. Häufige Beispiele

haben dieß mehr als sattsam erwiesen. Eines der schlagendsten ist das, welches der vormalige Rittergutsbesitzer Ernst, zu Almenstädt bei Hildesheim, der Gründer der Stadt Vandalia im Staate Illinois, erlebte. Dieser nahm auf seine Kosten 200 Arbeiter mit dahin, die ihm aber wenige Wochen nach seiner Ankunft, ungeachtet sie von ihm gut genug behandelt wurden, sämmtlich entliefen, wodurch er gegen 20,000 Thaler Verlust hatte. Und fast Allen, die sich vor und nach ihm, sei es im Kleinen oder im Großen, auf so etwas einließen, ist es nicht besser gegangen. Zwar giebt es allerdings Mittel, solche Leute zu binden, allein was ist damit gedient, wenn sie einmal die mürrischen Köpfe aufgesetzt haben und ihr Rechtlichkeitsgefühl entschwunden ist?! —

Endlich möchte ich jedem Deutschen, der eine Reise oder Auswanderung nach Amerika unternehmen will, wohlmeinend rathen, sich wo möglich noch in der Heimath einige, und wenn auch nur geringe, Kenntniß der englischen Sprache zu erwerben. Für einen in den Jahren schon ziemlich Vorgerückten ist das aber nun allerdings gewöhnlich keine ganz leichte Sache: aber auch ein solcher suche sich die allernothwendigsten Redensarten und die Benennungen der nöthigsten und gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse einzuprägen. Er schaffe sich zu dem Ende das in Bremen erschienene Werkchen: Der kleine Amerikaner, ein leichtes Hilfsmittel, um die englische Sprache zu erlernen. Von F. W. Günther — oder ein anderes ähnliches Buch ohne Verzug an. Ersteres verschafft ihm jede Buchhandlung. Die nothwendigsten Wörter und Redensarten sind in dem genannten enthalten, und die Aussprache ist in deutschen Lettern so gut und richtig, als sich dieß möglicher Weise thun läßt, jedesmal angefügt. Es reicht für den ersten Nothbedarf ziemlich wohl hin, und ich habe es unter den derartigen Producten als eines der brauchbarsten und zweckmäßigsten erprobt. Ein junger Mensch aber, besonders wenn er in Amerika für die erste Zeit seinen Unterhalt als Lohnarbeiter in Städten zu suchen gedenkt, sei es nun als Handwerker oder auf sonst eine Weise, möge nur schon in der Heimath allen möglichen Fleiß darauf verwenden, denn je weiter er es in kurzer Zeit darin bringt, desto besser für ihn. Zuvörderst mache er sich ebenfalls mit dem vorhin angegebenen Büchelchen bekannt, schaffe sich aber auch baldmöglichst eine gute englische Grammatik nebst einem Wörterbuche an, — denn diese Bücher sind hier wohlfeiler als in Amerika, — und versuche dann fleißig für sich selbst sich darin einzuüben. Kann er es aber haben, so suche er auch unter der An-

leitung eines Andern, der das Englische gehörig auszusprechen versteht, lesen zu lernen. Und mehr braucht er eigentlich nicht, denn geläufig sprechen kann er ja doch nur durch den Umgang lernen, und damit geht es bei einem jungen Menschen, wenn er sich erst im Lande befindet, oft sehr leicht und schnell, zumal wenn er schon fertig lesen kann. Auf einen grammatikalischen Unterricht in dieser Sprache werden sich nur Wenige, die nach Amerika zu gehen beabsichtigen, einlassen können oder wollen, und es möchte ihnen auch nicht viel damit gedient sein. Ich habe in Amerika manchen Deutschen kennen gelernt, der sich zu Hause schon jahrelang im Englischen halb krank und lahm conjugirt und declinirt u. s. w. hatte, der aber trotzdem nicht im Stande war, eine Seite so zu lesen, daß ihn ein englisch redendes Menschenkind gut verstehen konnte. Was kann nun aber wohl ein solches Lehren und Lernen nützen?!

Hiermit glaube ich nun die wichtigsten und nothwendigsten praktischen Regeln in Betreff des Beschlusses und der Vorbereitung zur Auswanderung nach Amerika angegeben zu haben, und ich halte mich überzeugt, daß sie für jeden Auswanderungslustigen prüfens- und beherzigenswerth sind und jedem Reisenden und Auswanderer, der sie beachtet und befolgt, gewiß zum Vortheil dienen können und werden.

I.

Abreise von der Heimath nach dem Einschiffungsplatze. — Erforderliche Schritte und Verhandlungen wegen der Ueberfahrt, Ausrüstung und Vorbereitung zu derselben. — Die Schiffsmäkler und ihr Verfahren. — Warnung vor dem Accordiren mit deren auswärtigen Agenten. — Bemerkungen über die Wahl zwischen Hamburg und Bremen als Einschiffungsorten. — Das Seeschiff. — Praktische Regeln für Reisende und Auswanderer, in Bezug a) auf die Wahl des Schiffs; b) auf den Accord wegen der Ueberfahrt; c) auf die Einschiffung; d) auf das Verhalten während der Seereise. — Die Einschiffung. — Zusätze: Ueber das Einschiffen deutscher Auswanderer in belgischen und holländischen Häfen. — Ueber die Einfuhr „weißer Sklaven" in Amerika, vorzüglich von diesen Häfen aus. — Ueber die von Manchen empfohlnen Routen über Frankreich oder England. — Ueberfahrt auf den englischen Packet- oder Seedampfschiffen. — Die Ueberfahrt auf amerikanischen Schiffen. — Das amerikanische Comutationsgeld. — Die erschwerenden amerikanischen Einwanderungsgesetze. —

Endlich war er angebrochen, der 11. Mai 1836, der zu unserer Abreise von der Heimath bestimmte Tag. Ein Theil unserer Reisegesellschaft hatte sich am vorhergehenden Tage in Meuselwitz eingefunden, und der zum Fortbringen unserer Effecten bestimmte Frachtwagen war geladen worden. — Der Tag des Scheidens von der Heimath war für Manche von uns ein verhängnißvoller, gewiß aber für alle ein merkwürdiger, wichtiger Tag. Zum letzten Male in diesem Leben war es an diesem Tage mir vergönnt, einer guten, zärtlich sorgenden, 74 Jahre alten Mutter und einem treuliebenden Bruder beim Abschiede die Hand zu drücken; denn während ich im fernen Lande weilte, wurden sie aus dem Lande der Lebendigen abgerufen! —

Früh um 7 Uhr brachen wir von Meuselwitz auf. Bei Halle stieß noch, der genommenen Verabredung gemäß, der Landwirth Mayer aus Titschendorf bei Lobenstein mit seiner Familie zu uns. Er hatte sich einen neuen, sehr hübschen Wagen bauen lassen, mit welchem er das Gepäck selbst bis Harburg führte, hier das Pferd verkaufte und den Wagen mit nach Amerika hinübernahm. Die ganze Karavane bestand nunmehr aus 23 Personen. Die Witterung war zwar trocken, aber für diese Jahreszeit äußerst rau: daher war es gar nichts Angenehmes, auf dem Frachtwagen zu fahren, und die Mannspersonen gingen meist zu Fuße. Uebrigens ging unsere Reise glücklich von statten: kein störender Unfall ereignete sich, keine Unannehmlichkeit, kein Verstoß gegen Anstand und Sitte kam vor. Wohlgemuthet und im besten Einverständniß kamen wir am 20. Mai in Harburg an. Wohl hätten wir gewünscht, auch die Seereise in der gewohnten Umgebung

zu machen, allein dieß sollte uns nicht vergönnt sein, denn es kam nun wider alles Vermuthen anders.

Ein mit uns reisender junger Mann, der Sohn eines Tuchmachers in Lobenstein, war von der letzten Station vor Harburg ab dahin vorausgeeilt, und hier angelangt, war er auch ohne Verzug über die Elbe nach Hamburg übergefahren. Er kam gegen Abend nach Harburg zurück und berichtete, daß den 26. Mai ein Schiff nach New-York abgehe, und da auf demselben noch 11 Plätze im Zwischendeck vacant gewesen, so habe er sogleich für 8 Personen, nämlich für sich und alle die aus dem Voigtlande mit ihm Gekommenen, wegen der Passage accordirt. Er habe damit deshalb nicht gesäumt, weil er vernommen habe, daß unter einem Monat kein Passagierschiff mehr nach Amerika abgehen werde. Bei dieser Nachricht kamen selbst die in Verlegenheit, für welche auf diese Weise gesorgt war. Die Trennung war auch ihnen nicht lieb, und doch war ihnen auch nicht zuzumuthen, diese Gelegenheit unbenutzt zu lassen.

Am folgenden Tage fuhr ich mit Neßlern nach Hamburg über. Wir gingen unverweilt zum Schiffsmäkler Schirmer und fanden, daß es mit dem Vernommenen seine Richtigkeit habe. Neßler hatte gute Gründe, sich an die voigtländischen Gefährten anzuschließen; er accordirte also für sich und seinem Sohn zwei der noch vacanten Stellen. Schirmer rieth mir, die letzte noch übrige einzunehmen, und sagte dabei, es werde mich gereuen, wenn ich mir diese schöne Gelegenheit entgehen ließe. Ich entgegnete ihm, daß es mir leid thue, keinen Gebrauch davon machen zu können, indem ich mich um keinen Preis von meinen mit mir gekommenen Verwandten trennen werde. Er antwortete mir, er müsse meine Gründe allerdings ehren und wolle mir daher eröffnen, daß das im Hafen liegende schöne schwedische Schiff „Preciosa" neu gekupfert werde, von ihm zu einer Reise nach Amerika bedungen sei und nach einem Monat abgehen werde; er wolle daher nicht unterlassen, mir für mich und meine Genossen dasselbe bestens zu empfehlen.

Ich ging nun nach Leseberg's Gasthause, welches mir durch Madame Krahl in Altenburg empfohlen war, und ward freundlich aufgenommen. Ein hier eben anwesender Jude, Namens Mansfeldt, der ebenfalls als Schiffsmäkler agirte, rieth mir, die Reise nach Amerika über England zu machen, und schilderte diesen Weg als den vortheilhaftesten. Er sagte zugleich, daß den 28. Mai ein Schiff nach England abgehe. Im Fall wir Lust hätten, mit demselben dahin zu gehen, möchten wir es ihm nur bald wissen lassen. Er

hinterließ mir zu dem Ende seine Adresse. Von mehreren Anwesenden ward mir dieser Weg ebenfalls als der vortheilhafteste empfohlen.

Wir fuhren nun wieder nach Harburg zurück. Ich setzte Kröbern ohne Verzug von alle Dem, was ich erfahren hatte, in Kenntniß. Er war sogleich dafür, die dargebotene Gelegenheit zu benutzen und die Reise nach England anzutreten. Außer Neßlern und unsern voigtländischen Gefährten, für die bereits anderweit gesorgt war, erklärte sich auch unsere ganze übrige Genossenschaft ohne Bedenken damit einverstanden. Ich war nicht sonderlich dafür gestimmt, jedoch erklärte ich, wenn sie es Alle wollten, so würde ich mich allein auch nicht ausschließen.

Die in der Einleitung erwähnte Mumsdorfer Karavane hatte bei ihrer Ankunft in Bremen diesen Platz so mit Einwanderern überfüllt gefunden, daß für sie zu einem baldigen Fortkommen keine Aussicht war. Sie hatte deshalb Jacob Horn beauftragt, nach Hamburg zu reisen und, wenn er eine passende Ueberfahrtsgelegenheit vorfände, sogleich im Namen der ganzen Genossenschaft wegen der Ueberfahrt zu contrahiren. Dieser hatte denn auch ohne Säumen mit dem Schiffseigenthümer Robert M. Sloman einen Contract abgeschlossen. Ihre Ueberfahrt sollte auf dem dazu bedungenen venetianischen Schiffe „Principe Bathori," Capitani Giuranovich, geschehen. Nach Horns Zurückkunft war dann die Gesellschaft von Bremen nach Harburg aufgebrochen, um hier so lange ihren Aufenthalt zu nehmen, bis das genannte Schiff zu ihrer Aufnahme bereit sei. Als wir in Harburg ankamen, war diese Gesellschaft noch da. Eine Unheil verkündende Spannung herrschte unter ihren Gliedern, und Verdrießlichkeiten aller Art waren schon vorgefallen. Eben hatten sie die Weisung erhalten, sich an Bord zu begeben. Am 21. Mai fuhren sie demnach mit ihrem Gepäck über die Elbe in den hamburger Hafen und bestiegen das dort liegende für sie bestimmte Schiff.

Wegen eines inzwischen eingetretenen Hindernisses ganz eigner Art konnte indessen die Abfahrt dieses Schiffs nicht sogleich erfolgen und verzögerte sich noch ziemlich lange. Der Capitain hatte bei seiner Ankunft auf demselben gefunden, daß es nicht so verproviantirt war, wie es von Rechtswegen hätte sein sollte. Er beschwerte sich hierüber bei Sloman, fand aber kein Gehör. Er wandte sich also an die betreffende Behörde. Eine Commission erschien auf dem Schiffe und fand seine Angaben gegründet. Es ward nun Sloman auferlegt, Alles so herzustellen und einzurichten, wie es der Capitain früher verlangt

hatte, diesem einen ansehnlichen Schadenersatz zu bezahlen und obendrein alle Kosten des Processes zu tragen. — Dieß war für Sloman eine äußerst fatale Geschichte: sie kostete ihm schweres Geld und hat seinem Rufe sehr geschadet. — Endlich, nachdem Alles in Ordnung war, ging dieses Schiff am 7. Juni unter Segel.

Am 25. Mai fuhr auch Christian Neßler mit seinen voigtländischen Reisegenossen nach dem hamburger Hafen über, um ihre Plätze auf dem schwedischen Schiffe „Anna", auf welchem sie ihre Ueberfahrt machen sollten, einzunehmen. Es segelte den folgenden Tag ab. — Ich nebst Kröbern und noch einigen von unsrer Gesellschaft fuhren mit ihnen zugleich hinüber. Nachdem wir von ihnen Abschied genommen hatten, begaben wir uns zu unserm israelitischen Schiffsmäkler. Wir schlossen einen Accord mit ihm ab und bezahlten für die Ueberfahrt nach Hull in England 1 Pfd. Sterling oder 6 Rthlr. 15 Sgr. preuß. Cour. Es wurde verabredet, daß wir den 27sten früh von Harburg mit unserm Gepäck abfahren und hinüberkommen sollten. Er versprach, er werde des Morgens von 8 Uhr an am Wachhause des hamburger Hafens sein, um uns da in Empfang zu nehmen und selbst an Bord des für uns bestimmten Schiffes zu begleiten.

Nach unserer Zurückkunft nach Harburg trafen wir sofort die nöthigen Anstalten wegen unseres Abganges. Wir bedungen einen Bootführer, um uns nebst unserm Gepäck über die Elbe zu bringen. Am bestimmten Tage kamen wir früh nach 8 Uhr an der Hafenwache an. Unser Agent war zugegen; er meldete uns aber, das Schiff sei zu unsrer Aufnahme noch nicht völlig bereit, werde es aber unfehlbar in zwei Tagen sein, und wir könnten, wenn wir wollten, so lange in seinem Hause logiren. Wir waren unschlüssig, was wir jetzt beginnen sollten, und geriethen in starken Wortwechsel mit ihm — dieß führte schnell einen Polizeicommissair mit mehreren Polizeidienern herbei. Auf die Frage: was es hier gäbe? ward ihm die Sache erörtert. Der Jude erhielt eine derbe Lection und zugleich die Weisung, uns ohne Weiteres, wenn wir es verlangten, unser Geld zurückzugeben, da er durchaus keine Befugniß habe, Passagiere für Schiffe anzuwerben. Im Fall wir aber vorziehen sollten, mit dem bestimmten Schiffe nach England abzugehen, so solle er dafür sorgen, daß der Abgang den 30. Mai wirklich erfolge. Uns aber rieth der Polizeicommissair freundlich, unser Geld zurückzunehmen und lieber auf andere Gelegenheit zu warten. Ein hamburger Kaufmann, der zufällig dazu kam, gab uns denselben Rath. Er sagte: er sei selber lange in England gewesen,

und wisse aus Erfahrung, wie schändlich dort der Fremde, welcher der Landessprache unkundig sei, oft herumgehudelt und obendrein geprellt werde; und im Fall wir in England nur einige Tage in einem Gasthause logiren müßten, so koste uns das mehr, als der Aufenthalt in Hamburg in so viel Monaten.

Während dessen hatten wir unser Gepäck an's Land gebracht. Ich ging zu Hrn. Leseberg und fragte ihn, ob er wohl der mit mir gekommenen Gesellschaft einen Raum mit Feuerungsplatz anweisen könne? — ich selbst werde bei ihm als Gast logiren. Er wies mir hierauf das Souterrain des Hauses an, das eben leer stand. Wir trafen sofort Anstalten, daß unsere Sachen in's bestellte Quartier gebracht wurden, und verfügten uns auch dahin. — Ohne lange Anstand zu nehmen, gingen wir, sobald es nur geschehen konnte, nach der Wohnung unsers Hebräers und verlangten von ihm die Rückgabe des angezahlten Passagegeldes, welche auch ohne Weigerung erfolgte.

Am folgenden Tage ging ich nach Schirmer's Comptoir, um mich hier doch wieder einmal wegen der Ueberfahrtsangelegenheit zu erkundigen. Schirmer erklärte, daß er nicht eher Passagiere annehmen wolle, bis er zuverlässig wisse, wann das Schiff im Stande sein werde, sie aufzunehmen; er bat mich, nach 14 Tagen wieder nachzufragen.

Die in unserem Gasthause meinen Reisegenossen angewiesenen Räume waren außerordentlich feucht und dunkel, und der Gedanke war mir unerträglich, daß meine Schwester mit ihrem 8 Wochen alten Säuglinge mehrere Wochen in denselben zubringen und damit ihre und ihres Kindes Gesundheit riskiren sollte und auch das totale Verderben ihrer Betten und übrigen Sachen zu fürchten hatte. Ich ließ mir deshalb angelegen sein, ein besseres Logis für die Meinigen aufzusuchen, fand auch ein solches, und ohne Säumen ward es von ihnen bezogen. Hier waren sie nun im Stande, sich ganz nach Gutdünken einzurichten, und da in Hamburg alle Lebensmittel, bei ganz vorzüglicher Güte, äußerst wohlfeil sind, so erforderte ihr Lebensunterhalt keine großen Kosten. Ich für meinen Theil fand mich jedoch bewogen, in Leseberg's Gasthause zu bleiben.

Ich unterließ nicht, nach unserer Preciosa fleißig nachzusehen. Als ich gewahr wurde, daß das Schiff hergestellt und in den äußern Hafen gebracht war, fuhr ich mit einem Nachen hinüber, um es nun genau in Augenschein zu nehmen. — Es war ein Dreimaster von 500 Tonnen, im Innern 140 Fuß lang und 36 Fuß weit und

unter allen im Hafen liegenden Schiffen das größte und stärkste. Es hatte eine schöne, geräumige Kajüte, und sein Zwischendeck war über acht Fuß hoch. In diesem befanden sich an jeder Seite achtzehn Lagerstellen, Koyen genannt, in zwei Reihen über einander, nämlich jede Reihe neun enthaltend, deren jede sechs Fuß lang und acht Fuß weit und für vier Personen bestimmt war. Außer diesen waren auch noch acht Lagerstellen, ebenfalls zwei über einander, in der Mitte angebracht, jede zwölf Fuß breit und für sechs Personen bestimmt. Es ward vom Captain Molien, einen gebornen Stralsunder, einem wackern und braven Seemanne, geführt. Außer diesem bestand die übrige Mannschaft aus zwei Steuermännern, achtzehn Matrosen, zwei Köchen, einem Kajütenaufwärter und einem Küchenjungen, und noch ein besonderer Inspector war auf demselben angestellt, um für die Bedürfnisse der Passagiere zu sorgen. — Ich unterließ auch nicht, mich auf mehreren Seeschiffen umzusehen und Vergleiche zwischen ihnen anzustellen, um mich somit einigermaaßen in den Stand zu setzen, über die Beschaffenheit eines Schiffs, besonders in Rücksicht auf Personentransport, möglichst richtig urtheilen zu können.

Bald nachher ging ich nach dem Comptoir des Schiffsmäklers. Schirmer erklärte, daß er nunmehr bereit sei, Passagiere für die Preciosa anzunehmen. Ich fragte nach dem Preise der Passage im Zwischendeck — er verlangte acht Louisdor's für die Person. Ich sagte ihm: da die Passagiere des zuletzt nach Amerika abgegangenen Schiffs nur sieben Louidor's bezahlt hätten, so hoffe ich, er werde uns auch dafür aufnehmen. Er entgegnete: die Preciosa sei eines der schönsten Schiffe und die Ueberfahrt auf demselben sei wohl etwas mehr werth, als auf jedem anderen — er dürfe nur winken, so würden bald Passagiere genug von Bremen herüberkommen und gern diesen Preis bezahlen u. s. w. Nach einigem Besinnen erklärte er: da ich der erste Passagier sei, der sich für dieses Schiff gemeldet und so lange darauf gewartet habe, so wolle er mich nebst meiner Kameradschaft für sieben Louisdors die Person aufnehmen; jeder der nachfolgenden Passagiere aber müsse den verlangten Preis bezahlen. Und darin hielt er auch unverbrüchlich Wort.

Ich ging nun nach dem Logis meiner Gefährten und setzte sie von diesen Verhandlungen in Kenntniß. Wir verfügten uns dann sehr bald wieder in Schirmer's Comptoir und bezahlten die Ueberfahrt mit 35 Thalern in Gold für jede Person; für Kröber's jüngstes Kind ließ er es jedoch mit 30 Thalern gut sein. Dafür sichert man sich einen Lagerplatz — für das Bettwerk hat man aber selbst zu sorgen —

und erhält „die gewöhnliche Schiffsprovision“ frei verabreicht. Außerdem mußte jeder Passagier noch 2 Dollars (5 Gulden rheinisch oder 2 Rthlr. 25 Ngr. 7 Pf. sächsisch) sogenanntes Commutationsgeld erlegen. Wir empfingen unsere Zahlungsscheine, und bei deren Einhändigung wurde uns erklärt, daß wir uns längstens bis zum 30. Juni am Bord einzufinden hätten.

In den nächstfolgenden Tagen ließen wir es uns angelegen sein, uns alle noch nöthigen Bedürfnisse für die Seereise anzuschaffen. Ich besuchte nochmals das Schiff, und da ich jetzt unter den Lagerstellen wählen konnte, so zeichnete ich, mit Bewilligung des Obersteuermannes, die erste Koye vor der großen Mittellucke, in der Mittelreihe, für mich und Kröbers an. Dieß ward mir angerathen, weil man, wie ich das hernach auch durch die Erfahrung bestätigt fand, das Schwanken des Schiffs in dessen Mitte weit weniger empfinde, als anderswo. Und so sind auch noch die von der Mitte nach hinten zu angebrachten Koyen allemal den im Vordertheile befindlichen vorzuziehen. —

Endlich tauschten wir noch bei einem Wechsler unser deutsches Silbergeld gegen amerikanisches und französisches Geld um, und nachdem wir dergestalt alle für nöthig erachteten Vorbereitungen getroffen hatten, dungen wir einen Schiffer, um uns nebst unserer Bagage in den Hafen zu bringen. Am 22. Juni fuhren wir dahin und bestiegen das Schiff. — Alle übrigen in Hamburg angenommenen Zwischendeckpassagiere fanden sich am folgenden Tage auf demselben ein. Endlich am 24. Juni ward es durch den Lootsen *) aus dem Hafen gebracht und lag nun auf der Rhede vor Anker und zur Abfahrt bereit.

---

*) Da sich in der Nähe der Mündung eines schiffbaren Flusses dessen Strombahn (Fahrwasser) in Folge von Stürmen, Eisgang, ungewöhnlicher Anschwellung u. s. w. oft plötzlich verändert oder bei einem unmittelbar an der See liegenden Hafen durch gleiche Ursachen die Einfahrt erschwert wird, so sind in allen Hafenplätzen von der Behörde Männer angestellt, deren Amt es ist, die abgehenden Schiffe aus dem Hafen und bis in die offene See hinauszuführen, oder den über See ankommenden Schiffen entgegenzufahren und sie in den Hafen zu bringen. Sie werden Lootsmänner oder in der Schiffersprache Lootsen genannt. Es werden dazu nur kräftige Männer gewählt, die als besonders gewandte, kühne und dabei vorsichtige Schiffer bekannt sind. Liegt der Hafen an einem Flusse, so müssen sie dessen Bette und „Fahrwasser“ bis zur Mündung und auch den nächst vorliegenden Theil der See — und liegt der Hafen unmittelbar an der See, so müssen sie, in einem bestimmten Kreise, deren Grund, so weit er nämlich erforschbar ist, immer genau kennen und daher fortwährend sorgfältig untersuchen und auf vorkommende Veränderungen aufmerksam achten. — Von Bremerhafen z. B. fährt täglich früh ein eigens dazu eingerichtetes kleines Schiff, mit zwei kleinen Nachen versehen und mit zehn Lootsen besetzt, hinaus in die Nordsee. Nähert sich nun ein Schiff, das durch das Aufstecken einer besonderen Flagge

In Bezug auf das in diesem Abschnitte bisher Erzählte möchte ich nun dem Reisenden und Auswanderer nach Amerika noch einige besondere Bemerkungen und Winke zur Beachtung wohlmeinend empfehlen.

Ich möchte keinem Auswanderer aus Mitteldeutschland rathen, zum Einschiffungsplatze Hamburg zu wählen, wenigstens keinem mit Familie, und so lange nicht, als der Stand der Dinge so bleibt, wie er noch zur Zeit meiner Rückkehr aus Amerika war und auch wahrscheinlich jetzt noch ist. Schon um dahin zu kommen, hat man eine Menge verdrießlicher Umstände. Von Magdeburg aus mit den Dampfbooten hinzugehen, ist für Familien nicht rathsam, denn es kostet zu viel; auch ist die ganze Einrichtung dieser Boote für dergleichen Passagiere nicht passend, und man scheint auch auf denselben gar nicht gewohnt zu sein, sie höflich oder auch nur glimpflich zu behandeln. Und noch weniger haben sie dieß in Hamburg selbst zu erwarten. — Geht man zu Lande bis Harburg, so macht hier der Uebergang über die Elbe viele Kosten und Schwierigkeiten *). Die am Landungsplatze angestellten Packträger machen unverschämte Forderungen an den Fremden. Obgleich ihnen eine Taxe den Lohn ihrer Dienstleistungen bestimmt, so wissen sie diese doch immer so zu deuten, daß sie bei ihren Forderungen allemal Recht haben müssen, und man weiß wahrhaftig nicht, was am meisten bewundern soll, ob ihre Geschicklichkeit hierin, oder ihre Grobheit. Doch was die letztere anbelangt, so machen ihnen darin ihre Herren Collegen in Hamburg den Rang noch streitig, denn diese stehen in diesem Punkte ohne Zweifel auf der allerhöchsten Stufe. Unter ihnen besteht eine Art Zunftwesen, und sie wachen streng über dessen Aufrechthaltung und prätendirte Privilegien. Betritt der Fremde den hamburger Landungsplatz, so sieht er sich von einer Menge solcher dienstbarer Geister, Jollenführer,

---

anzeigt, daß es einen Lootsen begehrt, so steuern sie auf dasselbe zu und suchen ihm so nahe als möglich zu kommen. Dann wird einer der kleinen Nachen hinabgelassen; drei Mann springen hinein und rudern an das Schiff hinan, und von diesem wird nun das Ende eines Taues herabgeworfen, an welchem sich der Lootse, sobald er solches erfaßt hat, in das Schiff hinaufarbeitet. Das Commando wird ihm nun sofort vom Capitain übergeben, und er ist für Alles, was sich mit dem Schiff bis zur Ankunft in dem Hafen ereignet, verantwortlich. Und in gleicher Weise geht es mit dem Hinausführen des Schiffes. — Das zeitige Fahrwasser ist durch schwimmende Fässer, die durch Taue und Anker gehalten werden, bezeichnet; daher der Ausdruck: rothe Tonne, blaue Tonne u. s. w., wenn von gewissen Punkten der Strombahn die Rede ist.

*) Anders sind die Verhältnisse nun (1848), seit die Eisenbahn von Hannover nach Harburg fertig ist, oder man auch von Halle über Berlin per Eisenbahn nach Hamburg gelangen kann.

Karrenschieber, Kofferträger, und wie alle die verschiedenen Gattungen derselben heißen mögen, angeklotzt. Er weiß natürlich nicht, welches die Sorte ist, an die er sich, nach ihren Zunftgesetzen, zu wenden hat, und — thut er einen Mißgriff, dann wird er finden, daß alle Grobiane der ganzen Christenheit von denen übertroffen werden, vor welchen zu stehen er eben den hohen Verdruß hat. Ihre Dienste muß er ihnen übermäßig bezahlen, und es soll in dieser freien Hansestadt nicht einmal einem Unbemittelten gestattet sein, seine eigenen Sachen selbst zu transportiren. — Gedenkt der Fremde in einem hamburger Gasthause nach Logis anzufragen, so unterlasse er ja nicht, ein hochzeitliches Kleid hervorzusuchen und sich und alles um sich herum wohl zu krämpeln und zu putzen, wenn er in Gnaden aufgenommen zu werden wünscht. Er wage bei Leibe nicht, es im Reisekleide oder etwas bestäubt zu unternehmen, sonst könnte es ihm leicht begegnen, daß er, nachdem man ihn eine Weile vom Kopfe bis zum Fuße betrachtet hat, den kurzen und unerfreulichen Bescheid vernehmen muß: „'s ist Alles besetzt!" Auswanderer mit zahlreicher Familie haben besonders ihre liebe Noth, ehe sie in Hamburg in einem Gasthause Quartier finden.

Als Einschiffungsplatz an der norddeutschen Küste möchte also auf jeden Fall Bremen vorzuziehen sein *). In den meisten bremer Gasthäusern finden Reisende und Auswanderer aus allen Ständen und Classen eine freundliche Aufnahme. Familien können leicht eigene Gemächer mit Feuerstellen erhalten, wo sie für sich selbst kochen und sich überhaupt nach Belieben einrichten können. Obgleich man auch hier die Beutel der Auswanderer gehörig in Bewegung zu bringen versteht, so werden sie für ihr Geld doch wenigstens gefällig und zuvorkommend behandelt. Besonders habe ich die Gasthäuser der Herren Gutge, Küncken und Schlöndorff in der Neustadt oft loben und das Letztere von Mehreren ausdrücklich empfehlen hören.

Während des ganzen Jahres gehen von Bremerhafen öfters Schiffe nach allen nordamerikanischen Häfen, und während des Sommers gehen deren fast in jeder Woche dahin ab, die vorzugsweise zur Passagierfahrt eingerichtet sind und von tüchtigen, erfahrenen Capitainen geführt werden. Ist also der Andrang von Passagieren nicht zu groß, so braucht in Bremen Niemand lange auf Ueberfahrtsgelegenheit zu warten, und die Preise der Ueberfahrt mit Einschluß der Beköstigung sind hier äußerst billig. Die bremer Schiffe sind allgemein als gute

*) Und dieß ist seit den neueren Eisenbahnbauten noch vortheilhafter geworden.

Segler berühmt; die bremer Capitaine und Steuermänner sind als humane Männer bekannt, und unter den bremer Matrosen giebt es viel gebildete und wohlgesittete Leute; wenigstens wird allgemein dafür gehalten, daß es unter ihnen nie so viele und in so hohem Grade rohe Menschen gebe, als dieß unter der Bemannung der Schiffe anderer Städte und Länder so oft der Fall ist. — Es wird zwar angenommen, daß auf den bremer Schiffen die Einrichtung in Betreff der Beköstigung etwas ökonomischer sei, als auf den hamburgern und namentlich auf den Sloman'schen. Indeß alle bremer Schiffe müssen zur Fahrt nach Amerika auf 90 Tage und zwar in reichlichem Maaße verproviantirt und alle eingenommenen Lebensmittel müssen gut sein — darüber wacht in Bremen die Behörde, und daß auf ihnen wirklicher Mangel eintreten könnte, ist fast nicht denkbar; auch hat man davon noch nie gehört. Auf die Schiffskost sollte sich aber überdieß Niemand einzig und allein verlassen wollen, und daß da nicht allemal Alles so gar herrlich und allen Passagieren, und zumal den Grillenfängern unter ihnen, mundrecht sein kann, das läßt sich wohl denken. Wer sich in Verhältnisse und Umstände nicht schicken will, der sollte sich überhaupt ja nicht einfallen lassen, eine Seereise im Zwischendeck machen zu wollen. Erinnern will ich hier noch, daß die Ueberfahrtspreise in Bremen und Hamburg fast immer gleich sind.

In den meisten bedeutenden Städten Deutschlands haben die hamburger und bremer Schiffsrheder (Schiffseigenthümer) und Schiffsmäkler Agenten bestellt, die ermächtigt sind, in ihrem Namen Contracte wegen der Ueberfahrt nach Amerika mit Passagieren abzuschließen und von diesen ein sogenanntes Hand- oder Draufgeld zu Sicherstellung derselben im Voraus zu erheben. Sie lassen es sich sehr angelegen sein, den Auswanderungslustigen vorzustellen, wie vortheilhaft es sei, wenn man sich auf diese Weise im Voraus einen Platz in einem überfahrenden Schiffe sichere, die Zeit der Einschiffung im Voraus bestimmt wisse und sich also genau darauf einrichten könne. Es wird ihnen fest zugesagt, daß, im Fall das für sie bestimmte Schiff bei ihrer Ankunft in der Hafenstadt zu ihrer Aufnahme noch nicht völlig bereit sei, sie bis dahin, wo diese wirklich erfolge, Kost und Logis oder für Beides eine angemessene Entschädigung vom Schiffsrheder erhalten sollten. Ist nun zur Zeit ihrer Ankunft der Andrang von Passagieren gerade sehr stark, sodaß die Rheder für thunlich halten, das Passagegeld zu erhöhen, so fühlen sich diese Herren gewöhnlich auch nicht verbunden, die durch ihre auswärtigen Agenten abgeschlossenen Contracte zu halten, und dazu fehlt es ihnen nie an Vorwand und Ausrede. Findet aber

das Gegentheil statt, sodaß gerade mehrere Schiffe sich zur Abfahrt rüsten und die Zahl der vorhandenen Passagiere eben nicht groß ist, dann könnten Manche um ein Ansehnliches billiger wegkommen, wenn sie nicht schon einen Theil der Passagegelder voraus bezahlt und mithin zum Halten des Contractes gezwungen wären. Kurz, ist der auswärts abgeschlossene Contract zum Nachtheile der Schiffsrheder, dann wird er schwerlich oder vielmehr nie gehalten, ist er aber zu ihrem Vortheil, dann muß er von den Passagieren gehalten werden. Und wie leicht kann es auch geschehen, daß bei den sich zur Auswanderung Anschickenden, besonders in Familien, Hindernisse eintreten, wegen deren es ihnen unmöglich wird, zur bestimmten Zeit an dem Einschiffungsorte einzutreffen. Ereignet sich nun ein solcher Fall, so ist das gezahlte Draufgeld verloren; und schon dies sollte Jeden abhalten, mit auswärtigen Agenten der Schiffsmäkler zu contrahiren.

Kommen solche auswärts angeworbene Passagiere in der Hafenstadt an, ehe das für sie bestimmte Schiff zu ihrer Aufnahme bereit ist, und melden sie sich auf dem betreffenden Comptoir, so wird ihnen nicht selten zum Quartier ein Behälter angewiesen, vor welchem ihnen graut; und suchen sie um Verabreichung der zugesagten Beköstigung nach, so werden sie öfters vom Pontius zum Pilatus und wieder umgekehrt gewiesen, so daß sie der Hudeleien bald herzlich satt werden. Oder kann das Schiff sie allenfalls aufnehmen, ist aber noch nicht zur Abfahrt bereit, so transportirt man sie, um nur nicht ferner von ihnen überlaufen zu werden, nach dem Hafen und steckt sie in das schwimmende Gebäude hinein. Nun werden sie aber bald finden, daß es gar ein elendes und jämmerliches und noch obendrein gefährliches Ding ist, sich auf einem Schiffe aufzuhalten, in dessen Ladung und Zurüstung zur Seereise man noch eifrig begriffen ist. Da werden Ballen, Kisten und Fässer und Segelstangen, Tücher, Taue und Leinen fort und fort herumgekollert, geworfen und geschleudert, da stürzt bald dieß, bald jenes von den Masten herab, oder wird herabgeworfen, da liegt im Mittelraume und auf dem Verdeck Alles so voll und durch und über einander, daß selbst ein gewandter Mensch oft schwerlich hindurch und darüber zu kommen vermag, geschweige denn ein etwas Unbehilflicher oder Frauen und Kinder, und nur so lange kann man da ohne Gefahr auf dem Verdeck verweilen, als die Arbeitsleute am Essen sind. Denn sonst lassen sich die Matrosen nicht gern in den Weg treten; sie setzen voraus, daß dies Niemand ohne Noth thun soll, und haben solche Passagiere, die an Bord kommen, ehe das Schiff bereit ist, auf dem Striche, wie man zu sagen pflegt. Und an einige Ord-

nung in der Beköstigung ist jetzt auch nicht zu denken, da es an der Oberaufsicht fehlt. Oft ist der eigentliche Koch noch gar nicht am Bord; einer der Matrosen vertritt dessen Stelle, und wenn er und seine Kameraden bestmöglichst versorgt sind, dann bekommen die voreilig eingerückten Passagiere gelegentlich auch etwas. Sie leben also hier wie in einem Gefängnisse, oder sind fast noch schlimmer daran und werden gewiß bald bereuen, von ihrem Rechte Gebrauch gemacht und die ihnen durch den auswärts abgeschlossenen Contract zugesicherten Wohlthaten in Anspruch genommen zu haben. Und wollen sie sich beim Steuermann oder sonst Jemandem über irgend Etwas, das ihnen nicht gefällt, beschweren, so wird dieser ihnen sagen, oder sie können auch die Regel an dessen Stirn lesen: „Kein Passagier gehe an Bord, bevor es Zeit ist, denn die Herrlichkeiten des Schiffslebens kann er noch Zeit genug genießen.“

Ich widerrathe also jedem Reisenden oder Auswanderer schon aus diesen Gründen, sich mit auswärtigen Untermäklern einzulassen; noch mehr aber: ich finde durchaus nicht gerathen, sondern warne Jeden davor, sich schon in der Ferne zur weiten Fahrt nach Amerika auf ein Schiff zu verdingen, das er nicht vorher gesehen hat, denn es ist ja gar nicht einerlei, auf welches er geht. Hat er in der Heimath, die er jetzt verlassen will, seine Angelegenheiten geordnet und seine Anstalten getroffen, so breche er nach dem Einschiffungsplatze auf, ohne sich schon zuvor wegen der Ueberfahrtsgelegenheit unnöthige Sorge zu machen.

Nehmen wir jetzt an, daß der Hinweggehende aus Mitteldeutschland und Bremen die erwählte Hafenstadt ist. Ist er hier angekommen, so mag er nur vor der Hand gleich in einem der in der Neustadt liegenden Gasthäuser sein Quartier nehmen. Hat er Familie, so bekümmere er sich ohne Vorzug um eine kleine besondere Wohnung, wozu leicht Rath wird, sei es nun in einem Gast- oder auch in einem Privathause. Ein einzelner Mensch mag sich einrichten, wie er Lust hat; für Kost und Logis mit Einschluß eines Bettes bezahlt man in einem bremer Gasthause gewöhnlich 30 Groot Courant oder 11 gr. pr. C. täglich. — Der Reisende nehme sich nun einige Tage Zeit, um sich selbst mit Allem bekannt zu machen, was man wissen muß, um mit Sachkenntniß verfahren zu können. Er übereile sich mit nichts; und wenn er auch wirklich ein paar Wochen auf Ueberfahrtsgelegenheit warten müßte, so ist das keine Sache von großem Belang, denn in Bremen sowie in Hamburg kann man sehr billig leben. Es werden sich bald unberufene Unterhändler um ihn drängen, die ihm dieses oder jenes

Schiffsmäklercomptoir, oder auch dieses oder jenes Schiff empfehlen, und natürlich preist jeder dieser dienstbaren Geister das Comptoir, für das er wirbt, und von welchem er für jeden Passagier, den er ihm zuführt, 1 Gulden Douceur erhält, als das solideste, und das Schiff, für dessen Befrachtung er sich bemüht, als das beste an.

Der Reisende lasse sich aber durchaus mit keinem dieser Zudringlinge ein, sondern fertige jeden derselben kurz mit der Erklärung ab, daß es mit diesem Geschäft keine Eile habe, daß er erst selbst nach Bremerhafen fahren und sich die daliegenden Schiffe besehen wolle u. s. w. Er erkundige sich dabei gelegentlich nach den zur Fahrt nach Amerika bereit liegenden oder sich dazu rüstenden Schiffen, deren Namen und vorläufig bestimmte Abfahrtszeit er auch schon aus der Zeitung und den Tageblättern, die er täglich in allen Wirthshäusern vorfindet, ersehen kann. Oder er gehe auch in das Comptoir eines der dortigen beeidigten Schiffsmäkler und erkundige sich da, welche Schiffe es eben nach Amerika zu expediren hat. Ich will ihm zu dem Ende das Comptoir des Hrn. Carl Traub, Langenstraße Nr. 52., vorzugsweise empfehlen. Das, was ihm hier über diese Schiffe und ihre Beschaffenheit und Vorzüge gesagt wird, höre er mit gebührender Aufmerksamkeit an, lasse sich aber dadurch keinesweges im Voraus halb oder ganz bestechen und somit später in seinem Urtheile leiten.

Er fahre nun mit dem täglichen Dampfboote nach Bremerhafen und nehme die betreffenden Schiffe in Augenschein. Er merke sich und beachte hierbei Folgendes. Ein großes und starkes Schiff verdient allemal kleineren und leichteren vorgezogen zu werden, zumal es durchaus nicht wahr ist, daß, wie Manche glauben, die letzteren immer leichter segeln. Wenn es auch, eben in Verhältniß zu seiner Größe, mehr Passagiere aufnimmt, als ein kleines, so finden diese in der Regel doch immer mehr Platz auf ihm zur Bewegung, als auf letzterem. Auch schwankt ein großes, starkes Schiff nie so stark und empfindbar; bei Sturm wird es nicht so furchtbar gehoben und geschleudert, wie ein kleines, leichtes Fahrzeug; und man kann doch auch mit Sicherheit annehmen, daß es im unglücklichen Falle etwas mehr aushalten kann. Gewöhnlich hat ein solches auch ein hohes Zwischendeck, und das ist eine Hauptsache, die derjenige, der die Ueberfahrt im Zwischendeck machen will, ganz vorzüglich zu würdigen hat. Es giebt Seeschiffe, deren Zwischendeck nicht volle 6 Fuß hoch ist, und die man, wenn der Andrang stark ist, dennoch zu Passagierschiffen verwendet; allein vor einem solchen hüte sich ein Jeder, der es noch kann! Freilich die oft

Beklagenswerthen, die sich schon zu Hause vermäkelt haben, müssen sich gefallen lassen, in welchen Käfig man sie steckt, und das ist eben der vorzüglichste Grund, warum ich Jeden so ernstlich warne, sich nicht auf ein Schiff zu verhandeln, ehe er es gesehen hat. Eben sowohl vergesse der Beschauende nicht, auf die Höhe, Länge und Breite der Lagerstellen Acht zu geben, denn das ist auch nicht unwichtig. Und sieht auf einem Schiffe, das zur Passagierfahrt bestimmt und zum Abgange bereit ist, noch alles unsauber und unordentlich aus, so läßt sich daraus mit Recht schließen, daß der Capitain kein Mann ist, der auf Ordnung hält. Vor einem Passagierschiffe aber, das einen solchen Capitain hat, möge doch der liebe Gott jeden ehrlichen Menschen in Gnaden bewahren! — Auch das Betragen der Steuermänner und Matrosen gegen den Besuchenden kann diesem schon einigermaaßen zum Fingerzeig dienen. Ueberhaupt: fühlt man schon beim Betreten eines Schiffs Mißtrauen und Widerwillen, oder kann man, wenn man Gelegenheit hat, den Capitain kennen zu lernen, die man angelegentlich suchen sollte — kein Vertrauen zu dem Manne fassen, so ist das schon ein schlimmes Zeichen, das nur dazu dienen kann, den für die Seereise so nöthigen Muth niederzuschlagen. Und im Gegentheil: kann man gleich von vorn herein Vertrauen zu dem Schiff und dessen Führer fassen, so ist damit viel gewonnen; denn eben der Glaube ist es ja, welcher den Menschen zu schwierigen Unternehmungen Muth verleiht.

Der Reisende oder Auswanderer suche dann nach seiner Zurückkunft in Bremen mit verständigen, sachkundigen Kaufleuten bekannt zu werden — was in dieser Stadt eben nicht schwer hält — und bei passender Gelegenheit ihr Urtheil über die verschiedenen Fahrzeuge, die eben zur Passagierfahrt nach der neuen Welt in Bereitschaft stehen, oder in solche gesetzt werden, zu erforschen, und eben sowohl suche er zu erfahren, in welchem Rufe dieser oder jener Capitain steht. Wem aber daran gelegen ist, sich über die Beschaffenheit der Schiffe ganz genau und zuverlässig zu unterrichten, der lasse sich die in jeder Hafenstadt von den See-Assecuranz-Gesellschaften geführten Register, worin Größe, Alter, Vorzüge und Mängel der Schiffe aller Nationen angegeben sind, vorlegen. Die Beschaffenheit derselben ist aber nicht in Worten ausgedrückt, sondern bloß durch die Buchstaben A, B, C, angedeutet. Mit A sind die vorzüglichsten, völlig tadelfreien Schiffe bezeichnet; B zeigt ein Alter von wenigstens 10 Jahren und einige Fehler an; an C aber erkennt man die Schiffe von der schlechtesten Beschaffenheit. Muß man von Waaren auf A

eine Assecuranzabgabe von 3 Procent bezahlen, so wird sie auf B 4—5 und auf C 8—10 Procent betragen.

Auch die zur Zeit in Bremen bestehenden Preise für die Personenüberfahrt nach Amerika kann man leicht erfahren, ehe man sich noch der Contrahirung wegen auf das Comptoir eines Mäklers begiebt. Diese sind im Zwischendeck der Seeschiffe mit Beköstigung seit 10 Jahren immer durchschnittlich gewesen:

Nach New-York, Philadelphia und Baltimore: Für jede erwachsene Person 6—8 Louisd'or oder 30—40 Thaler in Golde oder 60—80 Gulden rheinisch. Nach New-Orleans: Für jede erwachsene Person 8—10 Louisd'or oder 40—50 Thaler Gold oder 80—100 Gulden rheinisch.

Für Kinder von 8—12 Jahren haben die Schiffseigner bisweilen eine Moderation auf ¾ dieser Preise, für solche von 4—8 Jahren auf die Hälfte und für noch jüngere auf eine noch kleinere Summe eintreten lassen, jedoch nicht immer. Durch ihre auswärtigen Agenten, durch extra gedruckte und überall hin versendete Bekanntmachungen, wie durch solche in öffentlichen Blättern, werden auch stets für Kinder diese ermäßigten Preise zugesichert. Schon viele Häupter zahlreicher Familien wurden dadurch bitter getäuscht. Sie machten danach ihre Berechnung, aber wenn sie dann mit ihrer kleinen Heerde in der Hafenstadt anlangten, dann pfiff man aus einen anderen Tone; und sie geriethen dadurch nicht selten in große Verlegenheit. Die Forderungen der Herren Mäkler und Rheder wollten nicht mit den ohne den Wirth gemachten Rechnungen harmoniren, denn sie forderten nun oft für den Säugling auch 8 Louisd'or und ließen dann, vielleicht aus lauter Gnade und Barmherzigkeit, Einen nach.

Und das Alles geschieht noch obendrein mit einem Scheine des Rechts. Die Schiffseigenthümer behalten sich nämlich immer stillschweigend einen gewissen „Durchschnittspreis" vor, der sich nach dem Verhältniß der Zahl der zur Zeit gegenwärtigen Passagierschiffe zu der Menge der eben Ueberfahrt Suchenden richtet und am gewöhnlichsten für New-York und Baltimore zwischen 25—35 Thaler Gold, für New-Orleans aber zwischen 35—45 Thaler Gold für den Kopf betragen soll. Gewährt nun die Gesammtsumme der Ueberfahrtsgelder von Familien und Gesellschaften den zur Zeit ihrer Expedirung geltenden oder beliebten Durchschnittspreis nicht, so werden die Passagegelder so gestellt, daß dieser Preis — oder noch etwas darüber — herauskommen muß, ohne Rücksicht auf die mit auswärtigen Agenten bereits abgeschlossenen Contracte. Beschwert man sich hierüber, so

erfolgt blos der Bescheid: „Ja, es geht nicht anders, der Durchschnittspreis wird sonst nicht erreicht!“ Die Fremden wissen nicht, was das für ein Ding ist, und wenn sie es wissen, so hilft es ihnen nichts, und man giebt sich auch keine Mühe, es ihnen zu erklären, sondern — wenn sie fort wollen, müssen sie bezahlen. Nun sieht man wohl ein, daß dadurch der Willkür ein herrlicher Spielraum gesichert ist. Oder es wird auch erklärt: „Unsere Agenten schicken uns mehr Auswanderer her, als die vorhandenen Schiffe fortzubringen vermögen, wir müssen zu hohen Preisen alle Schiffe engagiren, die wir bekommen können, und sehen uns daher genöthigt, das Passagegeld zu erhöhen u. s. w.“ Gegen die jetzigen Ueberfahrtspreise wäre eigentlich nichts zu erinnern, sie stehen gerade nicht zu hoch, und wenn die bremer Rheder offen erklärten: das oder das wollen wir haben, und wer es nicht bezahlt, den fahren wir nicht über — so wüßte Jedermann, woran er wäre, und Niemand könnte etwas dagegen einwenden. Allein ein Verfahren wie das angegebene trägt doch gewiß nicht den Charakter der Solidität an sich.

Für die Ueberfahrt in der Kajüte der Handels- und gewöhnlichen Passagierschiffe, wo die Passagiere mit dem Capitain gleiche Beköstigung haben, für Bettwerk, geistige Getränke und alle außermahlzeitlichen Erfrischungen und Leckereien aber selbst sorgen müssen, muß gewöhnlich das Doppelte, oft auch das Dreifache des Zwischendeckpreises bezahlt werden. In jüngstvergangener Zeit war der Kajütenpreis immer zwischen 60 und 90 Thaler in Golde. In einzelnen Fällen, namentlich dann, wenn sich mehrere Individuen zur Benutzung der Kajüte vereinigen, kann auch wohl eine Moderation stattfinden. Die Kajütenpassagiere solcher Schiffe unterlassen nicht leicht, sich, außer mit Wein und andern geistigen Getränken, noch mit Mineralwasser, mit starkem Bier, feinem Zwieback, Honigkuchen, Schinken, Cervelatwürsten, Sardellen, guten Heringen, Citronen, Orangen, gedörrten Zwetschen u. s. w. reichlich zu versehen; und das thun sie nicht nur wegen der zu fürchtenden Seekrankheit, sondern schon aus Vorsorge für den Fall, daß ihnen die Schiffsküche überhaupt nicht behagen möchte.

Die zu einer Zeit geltenden Ueberfahrtspreise sind allemal von den gesammten bremer Schiffseigenthümern festgesetzt. Findet man sich zu einer Abänderung bewogen, so werden die beschlossenen neuen Preise von den sämmtlichen Rhedern und Mäklern der Stadt immer zu gleicher Zeit angenommen. —

Hat sich nun der Auswanderer im Hafen ein Schiff erkoren, das ihn in die neue Welt hinübertragen soll, und sich außerdem

die nöthigen und für ihn erlangbaren Vorkenntnisse zu verschaffen gesucht, so verfüge er sich in Bremen auf das Mäklercomptoir, von welchem solches expedirt wird; denn im Hafen selbst ist wegen der Ueberfahrt nicht zu accordiren, da die Capitaine der Schiffe hier nicht ermächtigt sind, Zwischendeckpassagiere ohne Vorwissen der Mäkler aufzunehmen, obgleich dieß mit Kajütenpassagieren nicht der Fall ist. Da er den Passagepreis schon weiß, so hat er, wenn er für sich allein ist, weiter nichts zu thun, als diesen zu bezahlen und seinen Schein darüber in Empfang zu nehmen, der dann als Eintrittskarte auf das Schiff dient; denn herunter zu mäkeln ist da selten etwas. Ist er aber Familienhaupt, dann ist ihm nicht zu verdenken, wenn er in Betreff seiner Kinder einen für seine Kasse möglichst vortheilhaften Accord zu machen sucht. Noch einmal erinnere ich ihn: mit einem Zwischenmäkler lasse er sich schlechterdings nicht ein, mag ihm auch ein solcher vorschwatzen, was er will.

Ist endlich Alles in Richtigkeit, so wende der Auswanderer die Zeit, die ihm noch bis zu dem Tage, an welchem er nach Bremerhafen abgehen muß, übrig bleibt, dazu an, sich die ihm vielleicht noch fehlenden, aber unentbehrlichen Bedürfnisse für die Seereise anzuschaffen. Daß jeder Passagier mit dem kleinen Eßgeschirr selbst versehen sein muß, habe ich bereits erinnert. Am besten ist es, wenn die auf dem Schiffe zu brauchenden Schüsseln und Teller von Blech sind, denn irdenes Geschirr wird gar leicht zerbrochen, und auf dem Schiffe ist dann kein anderes zu haben. Eine Familie unterlasse aber auch nicht, einen mäßig großen, eher flachen als tiefen, hölzernen oder blechernen Wassereimer, eine hinlänglich große blecherne Flasche zum Fassen des Trinkwassers und ein blechernes Nachtgeschirr mitzunehmen. Alle diese Gefäße sind in zweckmäßiger Form und verschiedener Größe in den Hafenstädten stets in großer Auswahl zu haben.

Außerdem rathe ich noch, von folgenden Gegenständen zum Mitnehmen auf's Schiff sich das noch anzuschaffen, womit man nicht vielleicht bereits versorgt ist: nämlich einige Laibe gut gebackenes schwarzes Roggenbrod, oder nach Belieben auch etwas weißes, damit man nicht genöthigt ist, gleich in der ersten Zeit an den schwarzen, steinharten bremer Schiffszwieback anzubeißen. Außerdem versehe man sich mit einer Partie guten Zwiebacks, wie er in Bremen und Hamburg von den Bäckern verkauft wird, der vortrefflich ist und am besten in einem kleinen Korbe oder einer Schachtel verwahrt wird, mit ein paar Dutzend Eiern, ein paar gut geräucherten Schinken und Würsten, etwa einem Pfunde Fadennudeln, einigen Zwiebeln und etwas Pfeffer.

Auch unterlasse man nicht, sich mit etwas gebranntem Kaffee, ganz vorzüglich aber mit einer guten Partie Zucker — denn dieser thut oft bei Krankheit sehr wichtige Dienste — und mit einigen Flaschen Wein, Rum und gutem Essig und einer Flasche Mohn- oder Olivenöl zu versehen; am allerwenigsten aber versäume man, sich mit einem möglichst starken Vorrathe von gedörrtem Obst und besonders Pflaumen zu versorgen. Auch einige gute Heringe oder Sardellen nehme man mit, und gewöhnliche sauere oder Pfeffergurken sind auf dem Schiffe eine wahre Leckerspeise. Wen der Zustand seiner Kasse nicht zu sehr zur Einschränkung zwingt, dem möchte man auch wohl rathen, sich mit einigen Bouillontafeln zu versehen.

Hier möchte vielleicht Mancher sagen: Zu was denn aber die vielen Sachen noch, wenn man auf dem Schiffe die freie Beköstigung hat? Diesem antworte ich: ich bin von Jugend auf gewohnt gewesen, mich immer möglichst ökonomisch einzurichten, aber dennoch halte und erkläre ich dieses alles für nothwendig. Niemand kann wissen, und wenn er auch die frugalste Lebensart gewohnt ist, wie lange ihm die Schiffskost munden wird, wenn diese selbst möglichst gut wäre; denn das beißend salzige Fleisch wird vielen gar bald zum Ekel, und schlimm genug, wenn erst der größte Hunger zum Verschlucken dieser Kost zwingen soll. Auch erfordert das Anschaffen aller dieser Dinge keine Ausgabe von sonderlichem Belang, und wer eine solche zu scheuen braucht, der sollte eine Auswanderung nach Amerika nicht unternehmen. Mir rieth ein verständiger Kaufmann in Hamburg zum Anschaffen aller dieser Artikel, und so angelegentlich ich auch jeden Groschen zu sparen suchte, der nur zu sparen war, so folgte ich doch hierin seinem Rathe und wußte es ihm hernach herzlich Dank, daß er mir ihn gegeben hatte. Uebrigens habe ich mehrfach die Erfahrung gemacht, daß mancher deutsche Auswanderer, der auf dem Schiffe einen Andern wegen seiner wohlberechneten und wohlbesetzten Vorräthe von heilsamen Stärkungs- und Erfrischungsmitteln für die Seereise beneidete und sich darüber aufhielt, doch vorher, wennschon er noch obendrein Familienvater war, in hamburger Wirtshäusern oft an einem Tage mehr verschwelgt hatte, als ihm das Anschaffen aller dieser Bedürfnisse für sich und die Seinigen im reichsten Maße gekostet haben würde, und sich nun hier, mitsammt ihnen, elend und jämmerlich behelfen mußte. Welcher hat aber nun wohl in dieser Beziehung das beste Theil erwählt? — Sollte man aber von dieser mitgenommenen Extraprovision nach der Ankunft in Amerika noch etwas übrig haben, so schadet das nicht, vielmehr kann es dem Passagier nur zum Vortheil

gereichen, vorzüglich dann, wenn er sich dort nicht lange in die theuern Wirthshäuser legt, sondern, wie ihm sehr zu empfehlen ist, sogleich eine Privatwohnung bezieht, die er überall leicht haben kann. Auch mit einigen Arzneien sich zu versehen und diese sorgfältig zu bewahren, rathe ich dem Reisenden und empfehle ihm hierzu besonders Hoffmann'schen Liquor, Pfeffermünzessenz, Cremor Tartari, Bittersalz, Brausepulver, Chinarinde und Camillen zu Thee; doch verwahre er sie auch so, daß er sie jeden Augenblick zu ergreifen vermag.

Ist nun endlich die Zeit gekommen, zu welcher sich die Passagiere am Bord des Schiffs einfinden sollen, oder wo ihnen dieß zu thun wenigstens ausdrücklich erlaubt ist, so mögen sie nicht damit zögern, wenn auch wirklich an die Abfahrt unter einigen Tagen noch nicht zu denken wäre. So sehr ich vor zu frühem Aufdrängen gewarnt habe, so sehr widerrathe ich, besonders Familien, das Einstellen am Bord bis zur letzten Stunde zu verschieben.

Gewöhnlich wird, wenn es Zeit ist, von den Rhedern eines segelfertigen Passagierschiffs ein großes Transportboot beordert, das die Passagiere, die sich noch in Bremen befinden, nebst ihrem Gepäck, unentgeltlich hinab nach Bremerhafen bringt. Manche ziehen es jedoch vor, auf eigne Kosten noch etwas früher mit dem täglich gehenden Dampfboote dahin zu fahren. Daran thun sie sehr wohl, und ich will Jedem rathen, ein Gleiches zu thun, der die geringen Kosten nicht zu ängstlich scheuen muß. — Bei einer solchen Transportfahrt in erstberührter Weise geht es oft gar erbärmlich zu. Manchmal werden da gegen 200 Auswanderer jedes Alters und Geschlechts, mitsammt ihren Effecten, in ein solches mäßig großes, offnes Fahrzeug hineingepackt; meistens dauert die 8 Meilen lange Fahrt einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch, und bei einfallendem stürmischen Regenwetter, und das kommt nicht selten vor, müssen die Passagiere unsäglich leiden. Sie sammt ihrem Gepäck werden da oft total durchnäßt, und wegen des beschränkten Raums können sie sich auf keine Weise helfen. Bei vielen von ihnen giebt sich dabei schon eine Probe von der Seekrankheit kund, und sie haben auf diese Weise einen so guten Vorgeschmack von der Seereise, daß Manche gern dableiben und auf die gepriesene neue Welt verzichten würden, wenn man ihnen nur ihre Passagegelder zurückgäbe und es sonst anginge.

Es ist gut, wenn sich die Passagiere eines die weite Reise über den Ocean machenden Schiffs schon etwas kennen lernen, ehe dieses noch seine Fahrt beginnt, und während sie sich noch alle gesund und wohl befinden. Leicht finden sich da Gesellschaften zusammen, wie sie

doch einigermaaßen zusammen passen, und das ist viel werth. Und für das Stellen der Packkisten und das Placiren des Geschirres und das Einrichten der Schlafstellen ist noch manches zu ordnen, das sich, wenn es damit wohl bestellt sein soll, nicht übereilen läßt. Alle vor den Koyen stehenden und überhaupt im Zwischendeck bleibenden Kisten müssen mit Stricken an feststehende Gegenstände befestigt werden, damit sie bei Sturm vor Umstürzen und Anprallen gesichert sind. — Eine Familie, zu welcher erwachsene Töchter gehören, sollte weder die Mühe, noch auch die auf jeden Fall geringen Kosten scheuen, die Schiedwände zwischen ihrer Schlafstelle und den anstoßenden zu verschlagen, sei es nun mit Bretern oder mit Tüchern, und die Vorderseiten zu verhängen; — **notabene** — ich rede von Solchen, die nicht geneigt sind, den Anstand zu verletzen, oder sich geradezu dem Gespötte elender Laffen Preis zu geben. Doch auch manche ehrbare Frau wird dieß ebensowenig wollen, und mir vielleicht für den gegebenen Wink danken. — Auch möchte noch anzurathen sein, daß diejenigen Passagiere, welche ihr Loos in eine untere Koye führt, sich die Mühe geben mögen, unter dem Boden der oberen hin ein dichtes Tuch zu spannen; denn hier ist es gewiß gut, sich gegen alles, was Einem im Schlafe von den oberen Regionen herab von selbst zufallen oder auch zufließen könnte, bestmöglichst zu verwahren.

Uebrigens und schließlich sind, wie sich auch aus dem bisher Gesagten ergiebt, Gesundheit, Mäßigkeit und Geduld die besten Gefährtinnen, die man auf das Schiff mitnehmen kann. Allerdings kommt sehr viel auf die Genossenschaft an und auf den guten Willen, den Jeder mit an Bord bringt. Verjährte Vorurtheile müssen da aufgegeben und Verschiedenheiten der Geburt, des Ranges und des Vermögens müssen als aufgehoben und bedeutungslos betrachtet werden, wenn es einen guten Klang geben soll! Und überhaupt wer das Schiff zur Seereise betritt, der thue es mit Resignation: das ist ein Haupterforderniß! — Das Leben auf der See gleicht gewissermaaßen dem Leben einfacher Naturmenschen, oder vielmehr es soll und muß ihm gleichen: sie haben wenig Bedürfnisse, — und ebenso ist der zur See Reisende, geschieden von der Welt und ihrem alltäglichen Getümmel, getrennt von seinen Angehörigen und herausgerissen aus seinen Geschäften und Verbindungen, eine einförmige Lebensweise anzunehmen genöthigt. Kennt er wenig Bedürfnisse, so ist er wohl daran; hat er deren viele kennen gelernt, weiß sie aber, wenn es die Umstände erfordern, leicht und ohne Grämen zu entbehren, so steht es noch besser um ihn; denn es zeugt von einem starken Charakter, der ihn fähig

macht, alle Unfälle mit Gleichmuth und Ergebung zu ertragen. — Das Glück des Menschen in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens hängt viel von ihm selbst ab. Böses Wetter und Thorheiten und mitunter auch Ungerechtigkeiten der Menschen muß man ertragen lernen, wenn man irgendwo leidlich durchkommen will. Und so namentlich auch auf dem Schiffe! Wenn es da nicht immer so geht, wie man es sich eingebildet hat, muß man lieber das kleine Uebel mit Geduld ertragen, als es durch unzeitige Empfindlichkeit und aufbrausende Rechthaberei nur noch ärger machen. Auch da noch schwatzt mancher viel von Rechten: allein wer nur Rechte, aber keine Gewalt und kein Geld hat, der ist überall ein armer Mann! Daher ist Geduld eine nöthige und nützliche Tugend, zu allen Zeiten, unter allen Umständen, an allen Orten, und ganz vorzüglich auf dem Schiffe. —

Auswanderer aus der Schweiz, dem Elsaß und überhaupt aus den Rheinlanden nach Amerika, wählen meistens Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen oder auch Havre zu ihren Einschiffungsplätzen. In den drei erstgenannten Häfen finden sie das ganze Jahr hindurch Schiffsgelegenheit nach New-York, Philadelphia und Baltimore und im Herbste auch nach New-Orleans. Sie können vermittelst des Rheins leicht nach jenen Plätzen gelangen, und für sie mag wohl dieser Weg der bequemste und wohlfeilste sein. — Noch vor kurzer Zeit waren die belgischen und holländischen Häfen wegen des schändlichen Unfugs, der durch das Ueberladen der Schiffe mit Auswanderern dort getrieben ward, vorzüglich übel berüchtigt. Nicht selten wurden da 400 bis 500, ja was unglaublich scheint und doch verbürgt ist, dann und wann sogar 800 bis 900 Personen auf ein Schiff zusammengepackt. Dabei standen die Ueberfahrtspreise höher als jetzt, und die Schiffseigenthümer zogen oft einen enormen Gewinn. Jetzt ist zwar auch dort solcher Unbill durch Gesetze gesteuert, allein es wird, wie man allgemein vernimmt, mit deren Beobachtung keineswegs so genau genommen, wie in Hamburg und Bremen. Nur die Schiffe, welche nach Häfen der Vereinigten Staaten bestimmt sind, müssen sich hierin etwas vorsehen, denn nach den Gesetzen dieser Staaten darf ein Schiff, das in einen ihrer Häfen einläuft, nicht mehr als je auf fünf Tonnen Gehalt zwei Personen am Bord haben. Auf Schiffen, die nach Südamerika gehen, mögen dort aber wohl dergleichen schreckliche Ungebührnisse heute noch nicht selten vorkommen. Früher, und mitunter vor nicht langer Zeit noch, wurden auch von diesen Häfen aus die meisten weißen Sklaven

(Redemptioners) nach Amerika geliefert; d. h., die Capitaine nahmen auf ihre Schiffe unbemittelte Leute auf, die das Passagegeld nicht bezahlen konnten, und gaben sie dann in Amerika Denjenigen, welche die Ueberfahrt und sonstige nach Belieben und Umständen berechnete Kosten für sie bezahlten und sie auf diese Weise auslösten, (daher ihr Name) für eine gewisse Zeit in Dienste. Von diesen Armen hatten sie solchergestalt oft noch bei Weitem mehr Gewinn, als von den Passagieren, die ihre Ueberfahrt bezahlten. Auch von Unternehmern, die eigends zu dem Ende in Westdeutschland herum reisten, um für jenen Zweck Leute anzuwerben und die man Neuländer nannte, wurde diese Art Menschenhandel stark getrieben, und deren Menschenspeditionen nach Amerika fanden auch meistens von jenen Häfen aus statt. Ganz aufgehört haben diese Ungebührnisse heute noch nicht, indessen nimmt man jetzt auch in diesen Häfen, sowie in Havre und auch in England, nur sehr selten noch Personen an Bord der Schiffe, die ihre Fracht nicht sogleich oder nicht völlig bezahlen können, sondern sie nach der Ankunft in Amerika durch sofortige Vermiethung abverdienen wollen; und in Bremen und Hamburg wird jetzt gar Niemand mehr ohne Vorausbezahlung des vollen Passagegeldes aufgenommen, was auch ganz recht ist.

Reisende nach Amerika, die nicht eine zu weite Landreise nach Havre zu machen haben, vorzüglich aber einzelne Personen, die nicht viel Gepäck mit sich nehmen und einige Thaler Mehrausgabe nicht sehr zu scheuen brauchen, werden wohl thun, wenn sie diesen französischen Hafen zum Einschiffungsplatze wählen. Beinahe am Ende des britischen Canals gelegen, erspart er den Reisenden die gefährliche und oft äußerst langweilige Fahrt durch diese Meerenge, die man von der Nordsee oder von den holländischen Häfen aus zu machen hat. Zwischen Havre und New-York ist eine regelmäßige Seepostlinie eingerichtet, und 18 Schiffe, die hierzu besonders eingerichtet sind und Packetboote heißen, verrichten den Dienst, so daß regelmäßig am 1., 10. und 20. jedes Monats zwei dieser Schiffe von Havre nach New-York und auch zwei von New-York nach Havre abgehen. Außer ihnen sind aber auch noch 50 bis 60 andere große Handelsschiffe im Verkehr zwischen diesen beiden Seeplätzen fortwährend beschäftigt, und nicht leicht vergeht ein Tag, an welchem da nicht ein oder mehrere Schiffe aus Amerika ankommen oder dahin abgehen. Die meisten Reisenden ziehen die Packetschiffe den andern vor, und das mit Recht. Sie sind von den besten Materia-

lien gebaut und nie über acht Jahre alt; die Capitaine sind stets Männer von Erfahrung und Bildung, die Behandlung und Bewirthung auf denselben wird allgemein als vortrefflich gerühmt, die Kajütenzimmer sind prächtig und äußerst elegant meublirt, die anstoßenden Schlafcabinete sind sehr nett und mit schönen Betten versehen. Im Damencabinet befindet sich gewöhnlich eine kleine Bibliothek und ein Fortepiano.

Ein Kajütenpassagier in einem der New-Yorker Packetschiffe bezahlt 140 Dollar, in einem der französischen aber 600 Franken. Dafür hat er sein zwar etwas knappes Bett, und täglich drei herrliche Mahlzeiten mit Wein: zum Nachtisch Madeira, Sonntags Champagner. Das erforderliche Brod für die Kajüte wird auf den Schiffen selbst gebacken, auch haben sie ihr wohlgenährtes Schlachtvieh, als Kälber, Schweine und Schöpse in hinreichender Zahl, Geflügel aller Art in Menge, und auch neumilchende Kühe und Ziegen am Bord. Der Reisende hat also da jeden Tag sein frischgebackenes Brod, eine Auswahl von frischgeschlachtetem Fleisch und frische Milch; er kann alle Tage an einer vollkommenen, reichbesetzten Table d'hote Platz nehmen. Daneben kann er Kaffee, Thee, Bouillon und dergl. nach Belieben jeden Augenblick erhalten; er befindet sich in einem angenehmen splendiden Gemach und in gebildeter Gesellschaft; kurz ihm fehlt es an nichts, was ein solches schwimmendes Hotel nur möglicher Weise gewähren kann, und er kann wahrhaftig auf der See nicht mehr verlangen. — Eine zweite Classe von Kajütenpassagieren, die für Wein und Bettwerk selbst sorgt, bezahlt 400 bis 500 Franken. — Eine dritte Classe von Passagieren, für welche in der Mitte des Zwischendecks ein besonderer Raum (Entrepont, steerage) eingerichtet ist, bezahlt mit Beköstigung 300 Franken (hiervor wird aber allgemein gewarnt, denn sie sollen bloß ganz ordinaire Matrosenkost erhalten), ohne Beköstigung aber 150 Franken. — Die Passage im Zwischendeck mit gewöhnlicher Schiffsbeköstigung kostet ohngefähr ebensoviel.

Die meisten Zwischendeckpassagiere ziehen aber hier vor, für ihre Provision selbst zu sorgen, was auf bremer Schiffen gar nicht stattfindet. Solche bezahlen 80 bis 100 Franken. Es wird von der Behörde darüber gewacht, daß der von Jedem anzuschaffende Proviant auf 80 Tage berechnet sei; dieß erfordert ohne Extraerfrischungsmittel etwa noch 40 Franken. Sie erhalten dann vom Schiffe bloß eine Schlafstelle und Wasser, die Erlaubniß am gemeinschaftlichen Heerde zu kochen und das dazu nöthige Holz. Bei dieser Generalkocherei soll es aber oft äußerst drollige, mitunter auch tragikomische Auftritte

geben, und das läßt sich wohl denken. Denn wenn, nach dem bekannten Sprichworte, schon zwei Weiber in einer Küche kein gut thun, wieviel weniger läßt sich das hier von hundert oder noch mehr Männern und Weibern erwarten, die vom Geiste der Auswanderung ergriffen sind, der bekanntermaaßen schon an und für sich etwas krakeeliger Natur ist! Doppelt kläglich muß es aber natürlich wohl bei stürmischen Wetter um ein solches Kochwesen stehen. Um demselben auszuweichen, lassen sich Viele der von Havre Ueberfahrenden einen kleinen Kochapparat von starkem Blech machen, der durch eine Alkohollampe geheizt wird. Dieß gewährt ihnen mannichfache Vortheile. Sie haben dann nicht nöthig, sich alle Tage bei Austheilung des Holzes herumzudrängen, zu zanken oder wohl gar zu balgen, und können sich, wann es ihnen beliebt, und selbst bei Sturme etwas kochen.

Wer demnach die Mittel dazu hat, oder wem eine Ausgabe von 600 Franken wenigstens nicht wehe thut, der kann die Ueberfahrt in einem solchen von Havre nach New-York gehenden Packetschiffe sehr angenehm machen. Wer sich aber mit etwas weniger Gemächlichkeit und einem sehr guten doch etwas weniger kostbaren Capitainstische begnügen will, der kann auch in Havre jederzeit für 400 Franken einen Platz in der Kajüte eines Handelsschiffs finden, wo er aber freilich für Bettwerk sowie für Wein und andere Extraeerfrischungen selbst sorgen muß. — Noch will ich erinnern, daß man die Woche zweimal mit den regelmäßig laufenden Dampfbooten von Hamburg nach Havre kommen kann; die Fahrt auf einem Platze erster Classe kostet mit Einschluß der Beköstigung 80 Franken. — Obgleich meine Bemerkungen für nach Amerika Reisende gleich von vorn herein eigentlich nicht für die Vornehmen unter ihnen berechnet sind, so fand ich mich doch bewogen, beiläufig auch Einiges über die Kajütenpassage auf den dahin gehenden Schiffen zu erinnern.

Oft ist auch in neuester Zeit den aus Deutschland nach Amerika Reisenden gerathen worden, ihren Weg über England zu nehmen, und man hat ihnen diesen Weg als den besten und vortheilhaftesten zu schildern gesucht. Soviel ich aber von mehreren vollkommen Sachkundigen über diesen Gegenstand belehrt bin, kann es damit nur dann und insofern seine Richtigkeit haben, wenn der Reisende einen Vortheil darin findet, daß er auf diese Weise Gelegenheit hat, London oder Liverpool zu sehen, und weil für ihn die eigentliche Seereise bedeutend abgekürzt wird, was allerdings wohl eine Mehrausgabe von einigen Thalern werth ist, wenn er diese gerade nicht zu

scheuen braucht. Für den vornehmen oder vermögenden Reisenden, dem es nur lieb sein muß, wenn er gelegentlich die Stadt London mit all' ihren Herrlichkeiten sehen kann und dann von hier aus auf die schnellste und angenehmste Weise über das Meer befördert wird, mag der Weg über England wohl der empfehlenswertheste und ihm möchte allerdings anzurathen sein, sich in London oder Liverpool nach Amerika einzuschiffen. Von hier aus gehen fast täglich Schiffe nach allen bedeutenden amerikanischen Seeplätzen ab; hier wird also der Reisende nicht, wie das in deutschen Einschiffungsplätzen gar oft der Fall ist, in die Nothwendigkeit versetzt, mehrere Wochen lang auf Gelegenheit zu warten. Sechzehn Packetschiffe laufen regelmäßig zwischen London und New-York, ebenso viele gehen von Liverpool dahin, und jedes derselben macht die Hin- und Herfahrt dreimal im Jahre. Sowohl in Betreff ihrer Größe und Einrichtung, als der Bewirthung ihrer Passagiere wetteifern sie mit den Havrepacketschiffen. Für einen Platz in der ersten Kajüte wird 25 bis 30 Pfund Sterl. bezahlt. Zwischendeckpassagiere zahlen bei eigner Beköstigung 3 Pfd. Sterl. —

Seitdem aber die Dampfschifffahrt über den atlantischen Ocean im Gange ist, gehen die meisten vornehmen und vermögenden Reisenden mit den Dampfschiffen, welche regelmäßig allemal am 1. und 15. jedes Monats nach New-York und Boston abgehen. Diese schwimmenden Palläste übertreffen sowohl in Ansehung ihres majestätischen Baues als der prachtvollen Decoration ihrer Salons und Cabinete, ihres ebenso splendiden als eleganten Meublements und überhaupt der Großartigkeit ihrer ganzen Einrichtung jede Vorstellung, und die Bewirthung auf denselben soll in hohem Grade luxuriös sein. Sie scheinen aber auch bis jetzt nur für wohlhabende Reisende bestimmt zu sein, denn auf den nach New-York gehenden hat jeder Passagier 150 Dollar und auf den zur Boston- und Halifax-Linie gehörigen 125 Dollar zu bezahlen.

Glaubt aber der Reisende, durch die Tour über England Kosten zu ersparen — zu welchem Glauben er durch unkundige Rathgeber verleitet wird — so wird er sich wohl in den meisten Fällen getäuscht finden. Die Ueberfahrt von Bremen oder Hamburg nach Hull — und diesen Weg muß er nehmen, wenn er am wohlfeilsten wegkommen will — kostet im zweiten Platz der Dampfboote 2 Pfd. Sterl., im Zwischendeck der Segelschiffe 1 Pfd. Die Fahrt auf der Eisenbahn von Hull nach Liverpool kostet mit dem während der Nacht gehenden Güterzuge 6 Schilling (1 Rthlr. 28½ Ngr.), mit dem während der Tageszeit gehenden Personenzuge aber das Doppelte. Die

Ueberfahrt von Liverpool nach New-York endlich kostet im Zwischendeck der Segelschiffe 3 Pfd. Sterl., wobei sich aber der Passagier selbst beköstigen muß. — Mithin müßte der Reisende mit den Verhältnissen bekannt und auch der englischen Sprache schon etwas kundig sein, und alle Umstände müßten gerade günstig zusammentreffen, so daß er in England nirgends sich aufzuhalten oder in einem Wirthshause zu logiren genöthigt wäre, wenn er bei diesem Wege etwas profitiren sollte; und viel kann es dennoch nicht sein. Aber beschwerlicher ist die Reise für ihn in der That, wenn er viel Gepäck hat, da er zu mehrmaligem Umladen gezwungen ist, und befürchten muß der Unkundige allemal, daß er in England von den Zollbeamten arg herumgehudelt wird und in mannichfache Schwierigkeiten gerathen kann, oder daß er dort unredlichen Agenten, die seine Unkenntniß zu seinem Schaden benutzen, oder habsüchtigen Wirthen in die Hände fällt, die ihn auf eine unerhörte Weise prellen. Daher möchte unbemittelten Auswanderern durchaus nicht anzurathen sein, diesen Weg einzuschlagen.

Der beste Einschiffungsplatz nach Amerika wird für den minder begüterten Reisenden und Auswanderer aus Mitteldeutschland immer Bremen bleiben und ist es nun noch mehr geworden, seit die von Hannover dahin führende Eisenbahn vollendet und die projectirte Seepostdampfschifffahrt zwischen Bremen und New-York wirklich in's Leben getreten ist.

Während der Unterhandlungen zwischen den nordamerikanischen Bundesstaaten und dem deutschen Zollverein über einen zwischen ihnen abzuschließenden Tractat müssen wahrscheinlich die drei in deutschen Handelsplätzen bestellten amerikanischen Consuln, Mann, Cuthbert und Gräbe, in ihren Berichten ganz besonders den Satz hervorgehoben und geltend zu machen versucht haben, daß es für die Vereinigten Staaten äußerst wünschenswerth sein müsse, mit Hafenplätzen des östlichen Continents, die sie, wie z. B. die der Hansestädte, gleichsam als ihre eigenen betrachten könnten, in fester und geregelter Verbindung zu stehen. Diese gewonnene Ueberzeugung hat nun auch bei der Wahl des Landungsplatzes für die projectirte Dampfschifffahrt nach dem europäischen Continent den Ausschlag für Bremen gegeben, und diese Wahl kann für Mitteldeutschland und namentlich auch für Sachsen nur ersprießlich sein. Der Generalpostmeister der Vereinigten Staaten hatte drei Häfen angegeben, für die er Vorschläge in Empfang nehmen wollte, nämlich Havre, Antwerpen und Bremen oder auch Hamburg. Für Havre bemühte sich sowohl der französische wie der englische Ge-

sandte, und Antwerpen ward durch den belgischen Gesandten empfohlen; aber es gelang dennoch den vereinten Bemühungen der Consuln Mann und Gräbe, zu bewirken, daß Bremen vom Congreß gewählt wurde. Es ist vorläufig bestimmt, daß in den Monaten November, December, Januar und Februar von jedem der beiden Häfen New-York und Bremen nur ein Dampfschiff, in jedem der übrigen Monate des Jahres aber deren zwei abgehen sollen. Diese Fahrzeuge sollen jedesmal zu Cowes anlaufen, um da die für Frankreich und England bestimmten Postpackete und Passagiere zu landen, oder die dort vorhandenen für anderweitige Bestimmung an Bord zu nehmen; doch darf der Aufenthalt an diesem Platze nur wenige Stunden dauern. Eine Compagnie ist in New-York für diesen Zweck zusammen getreten und hat die Instandsetzung und den Betrieb übernommen. Sie hat sich verpflichtet, Dampfschiffe von 1400 Tonnen Größe bauen zu lassen, die so eingerichtet werden sollen, daß sie im Falle eines Kriegs leicht in Dampffregatten umgewandelt werden können. Sie erhält von den Vereinigten Staaten für die regelmäßige Fahrt und den Transport und die Besorgung der Posteffecten einen jährlichen Zuschuß von 400,000 Dollars. — Für Deutschland ist dieser Beschluß von hoher Wichtigkeit. Durch ihn werden Amerika und Deutschland einander näher gebracht und der directe Verkehr zwischen beiden Ländern vermehrt, welche, da sie beide keine Colonieen haben, wegen des Absatzes ihrer Producte und Fabrikate vorzüglich auf einander gewiesen sind.

Manche deutsche Schriftsteller haben es sich angelegen sein lassen, ihren auswandernden Landsleuten den Rath zu geben, sich wo möglich auf keinen andern als amerikanischen Schiffen einzuschiffen, oder ihnen wenigstens vor allen andern den Vorzug zu geben. So schrieb schon im Jahre 1829 ein solcher: „Der Reisende und Auswanderer schiffe sich nicht auf dänischen, schwedischen, russischen und holländischen Schiffen ein, sondern auf einem amerikanischen. Erstere sind in der Regel in schlechtem Zustande und ihre Befehlshaber sind zum Theil roh, hart und unwissend; die amerikanischen Schiffe hingegen sind in der Regel die vorzüglichsten, sie sind in gutem Stande und segeln schnell. Die Passagiere werden ordentlich behandelt, denn die Verantwortung und Verbindlichkeit des Capitains ist viel größer.“ Der deutschen Schiffe erwähnt dieser Herr gar nicht, wahrscheinlich einzig und allein aus zarter Schonung des deutschen Namens, sonst würde er sie vermuthlich den erstgenannten angereiht haben, um nur die amerikanischen in höchstem und einzigem Glanze erscheinen zu lassen. Er erwähnt

der deutschen Schiffe gar nicht, obgleich von den vielen tausend Auswanderern, die alljährlich das deutsche Vaterland verlassen, bei weitem der größere Theil auf deutschen und nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil auf amerikanischen Schiffen überfährt. Und es leben in Amerika Tausende und abermals Tausende von Deutschen, die auf deutschen Schiffen überfuhren, und die ihre Fahrt und die ihnen gewordene Behandlung fort und fort rühmen. Ich selbst habe meine Ueberfahrt auf einem schwedischen Schiffe gemacht, und würde dieses Schiff heute noch zur Passagierfahrt nach Amerika benutzt, so würde ich keinen Anstand nehmen, es meinen Landsleuten bestens zu empfehlen. Meine Rückfahrt machte ich auf dem neuen bremer Schiffe Philadelphia, und ich glaube fest, daß der ehrenwerthe Capitain Greve mit seiner Philadelphia jeden Augenblick zu einer Wettfahrt mit jedem amerikanischen Schiffe bereit sein würde, und daß es auch unter den übrigen bremer Schiffen noch manche giebt, die dem genannten nichts nachgeben. Ja, von manchen würdigen Männern, denen ich wenigstens ebensoviel Sachkunde, wie jenem Berichterstatter, und auch Freiheit von vorgefaßter Meinung zutraue, habe ich oft und einstimmig, versichern hören, daß — im Allgemeinen genommen — in Hinsicht auf Dauerhaftigkeit, bequeme Einrichtung und Schnellsegeln die amerikanischen Schiffe den bremern am Ende doch noch nachstehen. Aber wie sieht es nun in andern Stücken damit aus? Ich habe in Amerika auch viele Deutsche kennen gelernt, die ihre Ueberfahrt auf amerikanischen Schiffen gemacht hatten, aber nicht einen von ihnen habe ich deren Einrichtung und die Behandlung ihrer Passagiere loben hören. Im Gegentheil klagten die meisten derselben über eine kalte, schnöde, zurückstoßende Behandlung von Seiten des Capitains und eine an Niederträchtigkeit grenzende von Seiten der Matrosen. — Auch zwei Deutsche, die ihre gemachten Erfahrungen durch den Druck veröffentlicht haben, Hr. Gustav Löwig in Philadelphia und Hr. Friedrich Höhne in Weimar machten ihre Ueberfahrt nach Amerika auf amerikanischen Schiffen, aber keiner von ihnen hat an diesen Schiffen und der auf ihnen erfahrnen Behandlung viel zu rühmen gefunden. Denn sind es nicht gerade die amerikanischen Capitaine, welche die Gesetze in Betreff der Schiffsverproviantirung und der Passagierüberfahrt am häufigsten zu entkräften und zu umgehen suchen und auch wirklich umgehen? — Ja gerade auf amerikanischen Schiffen wurden unsere Landsleute am öftersten schon mit stinkendem Fleische und Wasser und überhaupt mit schlechten verdorbenen Lebensmitteln tractirt, und der elendeste Bube unter den amerikanischen Matrosen hielt sich für berufen, sie zu höhnen und zu

verspotten. Und wenn sie es wagten, sich darüber zu beschweren, so lachte man ihnen höhnisch in's Gesicht und stellte sich, als verstände man die „Dutchmen“ nicht, wohl wissend, daß, wenn es Deutsche ja sich einmal einfallen lassen, über den Capitain eines amerikanischen Schiffs oder seine Untergebenen nach der Ankunft in einem amerikanischen Hafenplatze bei der betreffenden Behörde Beschwerde zu führen, sie dort doch gewöhnlich ebenfalls nur verhöhnt und verspottet werden und es ihnen in einem solchen Falle fast nie gelingt, Recht zu finden, ausgenommen, wenn sie sich in einer sehr wichtigen Sache in New-York oder Philadelphia an die privilegirte deutsche Gesellschaft oder nunmehr (1848) an den unlängst begründeten deutschen Volksverein in New-York wenden, welche Gesellschaften unter ihren Mitgliedern Männer haben, die allenfalls verstehen, den Herren Amerikanern einmal gehörig den Text zu lesen oder lesen zu lassen. Und kommt nicht im Winter beinahe jedes amerikanische Schiff, welches eine lange Reise von Europa hinüber machte, in dem Landungshafen „short of provisions“, d. h. mit auf die Neige gekommenem Proviant an? Ja wohl, dieses beweisen die authentischen amerikanischen Berichte selbst zur Gnüge! — Ich finde mich daher bewogen, alle deutschen Reisenden und Auswanderer nach Amerika, die den Mittelclassen angehören, vor der Ueberfahrt auf einem amerikanischen Schiff zu warnen.

Mit dem oben erwähnten sogenannten amerikanischen Kopf- oder Commutationsgelde hat es folgende Bewandtniß. In mehreren Staaten der Union ward früher durch ein Gesetz bestimmt: jeder Schiffseigenthümer — gleichviel ob In- oder Ausländer — müsse dafür stehen, daß jeder der auf einem ihm gehörigen Schiffe in einen Hafen des Staats eingeführten und gelandeten Einwanderer im Stande sei, sich ein Jahr hindurch auch ohne neuen Erwerb ernähren zu können. Sollte sich also der Fall ereignen, daß ein Eingewanderter im ersten Jahre seines Aufenthalts aus Mangel an Subsistenzmitteln der Commun zur Last fiele, so sollte der Eigner des Schiffs, auf dem er in's Land gekommen, verbunden sein, ihn unentgeltlich wieder nach dem auswärtigen Hafen zurückzubringen, wo er eingeschifft wurde, und auch der Commun der amerikanischen Hafenstadt alle Kosten wieder zu erstatten, die sie durch solch eine Person gehabt haben sollte. Es bestimmte ferner, daß, wenn es nothwendig werden sollte, daß ein unbemittelter Fremder im ersten Jahre seines Aufenthalts in ein öffentliches Krankenhaus aufgenommen werde, die Verpflegungs- und Kurkosten ebenfalls dem betreffenden Schiffs-

rheder zur Last fallen sollten. — Es sollte, wie man sagte, durch dieses Gesetz verhütet werden, daß das Land nicht „mit europäischen Bettlern überschwemmt" werde. Man sieht indessen wohl leicht ein, wie sonderbar und zweideutig ein solches Gesetz war, und wie schwierig oder vielmehr in vielen Fällen unmöglich dessen Handhabung werden, daß es zu Lug und Trug führen und oft zu fatalen Hudeleien und Händeln Anlaß geben mußte. Es wurde also später dahin modificirt, daß jeder Schiffscapitain, der fremde Einwanderer in einen Hafen einführe, vor ihrer Landung genügende Sicherheit dafür stellen solle, daß jeder derselben hinreichende Mittel besitze, sich auch ohne neuen Erwerb ein Jahr hindurch seinen Unterhalt verschaffen zu können. Allein diese Veränderung war durchaus keine Verbesserung, sondern die Sache blieb so vieldeutig, lahm und unpraktisch, als sie war. Die Mehrzahl der Amerikaner wünschte die Fortdauer der europäischen Einwanderung, denn man brauchte Hände zur Arbeit und begriff sehr wohl, daß nur mit wachsender Bevölkerung auch der Wohlstand des Landes wachsen könne. Hätte man aber dieses Gesetz dem Buchstaben nach streng handhaben wollen, so hätte die Einwanderung beinahe aufhören müssen, denn bemittelte Leute entschlossen sich früher selten zur Auswanderung nach Amerika, und wenn es einige thaten, so gingen sie nicht dahin, um für Andere zu arbeiten. Man ließ also hier wie in so vielen andern Stücken ein Gehenlassen eintreten: man ließ das Gesetz fortbestehen, um jederzeit nach Gutbefinden züchtigen und loslassen zu können, aber man sah durch die Finger. Fielen einzelne Fälle von Collisionen mit diesem Gesetze vor, so suchte man sich durch die Aufopferung von ein paar Dollars deshalb abzufinden, und es gelang damit fast immer, wenn auch nicht immer alles Murren gestillt wurde. Jedoch bei der fort und fort stärker werdenden Einwanderung und dem immer öfteren Eintreten solcher Fälle sann man auf ein Universalbeseitigungs- und Abfindungsmittel, da man sich nicht darüber vereinigen konnte, das zum Grunde liegende Gesetz völlig aufzuheben. Es ward demnach verordnet, daß der Capitain eines von einem europäischen Hafen kommenden Schiffs, das Auswanderer am Bord hat, verpflichtet sein soll, für jeden derselben ein festgesetztes Abfindungsquantum (Commutation-Money, spr. Commu-tä-schen — Mon-nih) an die Stadtcommun des Landungsplatzes zu bezahlen, um dadurch anderweitig zu stellender Sicherheit für die Erfüllung jenes Gesetzes überhoben zu sein. Man bekümmert sich also jetzt nicht weiter um die Passagiere eines solchen Schiffs, als daß man sich von der richtigen Angabe ihrer Zahl zu überzeugen sucht,

und der Capitain muß die Gesammtsumme für sie erlegen, ehe er sie an's Land setzen darf; daher denn auch gleich im Einschiffungsplatze von jedem aufzunehmenden Passagier über den bestimmten Passagepreis noch zwei Dollars zu dem Ende erhoben werden.

Sehr viel ist schon über diesen Gegenstand geredet und geschrieben worden, aber es handelt sich auch allerdings nicht etwa um eine Kleinigkeit. Im Jahr 1836 landeten in New-York 60,000 Fremde, dieß brachte also die Summe von 120,000 Dollars ein. Und diese Gelder sollten, wie man vorgab, der Stadtcommun zur Entschädigung für die Kosten dienen, die sie von armen Fremden habe, wenn es nothwendig würde, solche in ihre öffentlichen Armen- und Krankenanstalten aufzunehmen. Allein es bleiben verhältnißmäßig doch immer nur wenig Einwanderer in den großen atlantischen Küstenstädten zurück; die meisten ziehen nach kurzem Aufenthalte weiter, wenn sie es nur irgend können. Und fallen dann wirklich einige von ihnen der oder jener Commun zur Last, so betrifft es doch meistens eine solche Commun, welche keine Commutationsgelder von den Fremden erheben kann, da den meisten von diesen eben in den Hafenstädten die Beutel schon ziemlich geleert werden. Uebrigens fand man, bis zu jener Zeit, diese Einnahme in keiner Stadtrechnung aufgeführt, und es war gar nicht bekannt, in welche Kasse diese Gelder eigentlich flossen. So viel aber ward als feststehend bezeichnet, daß sie keineswegs zu dem Zwecke verwendet wurden, zu welchem sie dem Vorgeben nach bestimmt waren; und auf diesem Fuße wird die Sache wohl auch heute noch stehen. Wird ja einmal ein Fremder in eine New-Yorker Armen- oder Krankenanstalt aufgenommen, so muß er die Kur- und Verpflegungskosten bezahlen, wenn er nur irgend noch etwas besitzt, oder auch dieselben abarbeiten. Es ist daher eine grobe Verletzung der Wahrheit, wenn behauptet wird, die Stadtcommun von New-York habe Schaden und Kosten von den fremden Armen. Und eben so steht es in den andern großen atlantischen Hafenstädten.

Es besteht jetzt in Amerika eine Partei, die es darauf anlegt, möglichst dahin zu wirken, daß die europäische Einwanderung wieder mehr beschränkt werde, der besonders die deutsche Einwanderung ein Dorn im Auge ist, und die fort und fort ein Zetergeschrei über die unbeschränkte Einfuhr der „Haufen von deutschen Bettlern" erhebt. Diese Schreier wissen recht gut, was Amerika und namentlich New-York den sogenannten deutschen Bettlern zu verdanken hat, aber sie wollen es nicht wissen. Sie thun alles Mögliche, um die erwähnten beschwerenden Gesetze wieder zu voller Geltung zu bringen. Ob und

inwieweit es ihnen damit gelingen wird, das wird die Zukunft lehren; wenigstens aber haben sie es doch schon dahin gebracht, daß diese Gesetze von den Behörden der großen atlantischen Hafenstädte vor Kurzem auf's Neue in Erinnerung gebracht und eingeschärft worden sind. Deshalb hat der amerikanische Consul Grund in Basel sich bewogen gefunden, das deutsche Publikum schon im März des Jahres 1846 in verschiedenen öffentlichen Blättern auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen und den Auswanderern nach den Vereinigten Staaten empfohlen, ihre die Auswanderung und Ueberfahrt betreffenden Papiere wohl aufzubewahren, damit sie erforderlichen Falls durch dieselben darthun können, zu welcher Zeit und auf welchem Schiffe sie nach Amerika gekommen sind. Offenbar aber ist dabei sein Hauptzweck, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums vorzüglich auf das zu lenken, was sich sowohl aus dem Vorhandensein jener Gesetze wie aus deren neuerlichen Einschärfung deutlich ergiebt, nämlich mit wie wenig Sicherheit unvermögende deutsche Einwanderer in Amerika auf sofortigen, für ihre Subsistenz hinreichenden Verdienst rechnen können, und ein solcher Fingerzeig, von einem Vertreter der amerikanischen Interessen, der selbst ein deutscher Eingewanderter in den Vereinigten Staaten und schon seit längerer Zeit Bürger derselben ist, im alten Vaterlande selbst seinen Volksgenossen gegeben, sollte doch wohl eine ganz vorzügliche Beachtung verdienen und nicht umsonst gegeben sein.

II.

Die Seereise. — Abfahrt. — Schiffs- und Passagierordnung; Verpflegung der Passagiere. — Die Seekrankheit. — Bemerkungen über das Schiffsleben überhaupt. — Das nächtliche Leuchten des Meeres. — Der Golfstrom. — Seegeschöpfe. — Ermittelung der geographischen Länge und Breite auf der See, und gegenseitige Mittheilung ihrer Berechnungsresultate von Seiten zusammentreffender Schiffe. — Ankunft in der Bai von New-York. —

Obgleich am Morgen des 25. Juni (1836) der Wind aus Nord-West strich und folglich der Fahrt auf der Elbe hinab völlig ungünstig war, wurde doch gegen 8 Uhr, unter dem Gesange der Matrosen, der Anker unseres Schiffs gelichtet. Es ward von einem dazu bestellten Dampfboote in das Schlepptau genommen und so bis hinab vor Glückstadt gezogen. Hier wurde jedoch wieder Halt gemacht. — Es befanden sich bis jetzt nur 46 Zwischendeckpassagiere

am Bord; wir vernahmen aber, daß deren noch eine beträchtliche Zahl von Bremen herüberkommen und uns bei Cuxhaven erwarten sollte, und damit hatte es auch seine Richtigkeit. Sie waren von einem bremer Mäkler, der sich dabei gewiß ein gutes Trinkgeld verdiente, für unser Schiff angeworben worden, und da Bremen mit Auswanderern überfüllt war, waren sie, um nur fortzukommen, gern darauf eingegangen. Man hatte also 146 Personen, worunter mehrere Familien mit vielen unerwachsenen Kindern waren, nebst ihrem Gepäck, in ein offenes, mäßig großes Weserschiff geschichtet, und steuerte damit die Weser hinab und der Elbemündung zu. Bei Cuxhaven angekommen, vernahmen sie, daß das zu ihrer Aufnahme bestimmte Seeschiff bei Glückstadt vor Anker liege. Sie steuerten also die Elbe hinauf, kamen am 26. zu Mittag bei uns an und bestiegen das Schiff. — Diese Leute hatten Ursache genug, es zu bereuen, daß sie nicht lieber in Bremen auf eine andere Gelegenheit gewartet hatten. Drei Tage und Nächte hatten sie in diesem unbedeckten Fahrzeuge, bei kaltem stürmischen Regenwetter, auf eine erbärmliche Weise zubringen müssen: ihre Betten und alle ihre übrigen Sachen waren völlig durchnäßt, und sie waren recht herzlich froh, als sie nur erst am Bord waren.

Am 2. Juli änderte sich mit anbrechendem Morgen der Wind in etwas, die Fahrt begann abermals und ging dießmal bis auf die Rhede vor Cuxhaven. Am 3. kam unser Capitain und mit ihm zugleich die vier noch in Hamburg zurückgebliebenen Kajütenpassagiere auf dem Schiffe an. Die Zahl der sämmtlichen Passagiere bestand also nunmehr aus 196 Personen; darunter waren 62 Kinder unter 10 Jahren und unter diesen 30, die noch nicht das 5te Jahr zurückgelegt hatten.

Endlich am Morgen des 5. Juli 1836, wehete der Wind sanft aus Süd-Ost. Zum letzten Male wurde jetzt der Anker unseres Schiffs aus dem Grunde eines vaterländischen Stroms heraufgewunden, um erst an Amerika's Küsten wieder hinabzurollen, und — nach kurzer Zeit befanden wir uns auf den Wogen der Nordsee. Allein schon nach vier Stunden trat völlige Windstille ein, und noch eine Stunde später hatten wir wieder den Wind gerade entgegen. Da er jedoch nur schwach war, so ließ der Capitain das Schiff eine Strecke bugsiren, d. h. acht Matrosen mußten einen Kahn besteigen, und indem sie sich fortruderten, das Schiff vermittelst eines langen an beide Fahrzeuge befestigten Taues langsam hinter sich herziehen — bis es endlich möglich wurde, auch ohne dieses unerkleckliche Hilfsmittel,

wieder etwas, obgleich nur sehr wenig, vorwärtszukommen. Jetzt verließ uns unser Lootse und ging nach der Elbemündung zurück. — Die folgenden Tage ging es ein wenig besser. Wir überfuhren die Nordsee in etwas mehr als drei Tagen, kamen am 8. Juli am Eingange des Canals an und passirten am folgenden Tage die Straße von Dover. Bei ununterbrochenem Westwinde mußten wir die ganze Meerenge vom Anfange bis zu Ende durchkreuzen. Wir hielten uns immer dicht an den englischen Küsten hin, und mehrere Male täglich kamen wir denselben ganz nahe. So ging es denn langsam fort bis zum 13ten. Die Bewegung des Schiffs war bis jetzt immer nur sanft gewesen, und alle Passagiere befanden sich wohl. Doch nun wurde der Wind auf einmal heftig und ging endlich am 15ten in Sturm über, der 24 Stunden mit gleicher Stärke anhielt. Die zwei folgenden Tage hatten wir gänzliche Windstille.

Kaum war durch den heftigen Wind das Schiff in eine starke, schwankende Bewegung gesetzt worden, so meldeten sich auch schon bei der Mehrzahl der Passagiere die Vorboten der Seekrankheit. Ueberall klagte man über Schwindel und heftigen Kopfschmerz, und es währte nicht lange, so äußerte auch diese Krankheit schon bei Vielen ihre volle Wirksamkeit durch heftiges Erbrechen. Auch ich wurde von ihr angewandelt, doch zu einem heftigen Grade kam sie bei mir nicht. Ich empfand einen Ekel gegen alle Nahrungsmittel, und hielt auch für's Beste, mich derselben gänzlich zu enthalten, bis ich mich wieder besser fühlte. Von Zeit zu Zeit einige Tropfen Hoffmann'scher Liquor auf Zucker genommen, thaten bei mir gute Dienste. Allein der Appetit kam sobald nicht wieder. Ich konnte länger als 4 Wochen hindurch weder Brod, noch Fleisch, noch Butter essen, und mußte mich bloß mit der Zuspeise, die wir zu Mittage erhielten, in Mehlklösen, Erbsen, Bohnen, Graupen und dergl. bestehend, begnügen. Dabei nahmen freilich die Kräfte nicht zu, vielmehr fühlte ich mich in Kurzem sehr matt und geschwächt.

Jeder Seereisende ist in Gefahr, von der Seekrankheit mehr oder minder heftig ergriffen zu werden, und selbst gewohnte und abgehärtete Seemänner sind nicht ganz sicher vor ihr; selten aber werden Kinder unter zehn Jahren von ihr befallen. Wer sie aber auch nicht völlig bekommt, bleibt doch, wenn erst die sie hervorbringenden Ursachen obwalten, nie ganz von Kopfschmerz oder heftigem Andrang des Bluts nach dem Kopfe befreit. — Gegen diese Krankheit werden die verschiedenartigsten Mittel empfohlen und angewendet; wie ich aber wahrge-

nommen habe, will keins augenblicklich oder ganz und vollkommen helfen; noch weniger giebt es ein solches, was radical vor dem Uebel schützte. Man hüte sich, gleich vom Anfange der Seereise an, vor Ueberladung des Magens, trinke möglichst wenig und immer nur mit Essig vermischtes Wasser, halte sich, wenn es die Witterung gestattet, meistens in der freien Luft auf dem Verdeck auf, und mache sich, durch Auf- und Abgehen auf demselben, so viel als möglich Bewegung — dieß wird, wie ich glaube, das Beste sein, was man dabei oder dagegen thun kann. Manche meiner Gefährten nahmen sogleich beim ersten Uebelbefinden Pfeffermünzessenz auf Zucker; ich habe dieß später selber versucht, und es hat mir sehr wohl gethan; wenigstens benimmt es sogleich den fatalen, gallichten Geschmack im Munde. Tritt das Erbrechen ein, so nehme man einigemal einen Eßlöffel voll Oliven- oder Mandelöl — durch kein anderes Mittel wird es so sehr erleichtert. Empfindet man noch einigen Appetit, so sind Reis und Gersten- oder Haferschleim die dienlichsten Speisen.

Ein anderes oft sehr lästiges Uebel für Seereisende ist die Verstopfung, und fast alle haben mehr oder minder daran zu leiden. Gewöhnlich stellt sie sich mit der Seekrankheit zugleich ein, bisweilen kommt sie aber auch ohne dieselbe und wiederholt sich fort und fort noch wenn die Seekrankheit gehoben ist. Manchmal hält sie über zehn Tage an, ohne daß jedoch Gefahr dabei wäre; nur wird es in diesem Falle bisweilen nothwendig, die Mündung der Gedärme gegen die angenommene Schärfe der Excremente durch Anwendung von etwas Oel zu schützen. Die Aerzte empfehlen gegen die Verstopfung das reichliche Nehmen von Cremor Tartari und Bittersalz mit Wasser, wodurch auch schon der widrige Reiz gemildert wird, welchen die Galle im leeren Magen gewöhnlich verursacht. Auch öfters eine Messerspitze sogenannten Brausepulvers, oder einige Tropfen Haller'sche Säure in einem Glas Wasser genommen thun gute Dienste. Des Morgens nüchtern Sardellen oder gute Heringe und bis zu Mittage weiter nichts als dieß gegessen, soll dem Reisenden sehr wohl bekommen. Gedörrtes Obst, als Aepfelschnitzen, Pflaumen, Kirschen ꝛc. und besonders auch gedörrte Heidelbeeren, sind bei diesem Uebel sehr heilsam und ganz besonders zu empfehlen, zumal man stets, auch bei Mangel an Appetit zu allen übrigen Speisen, immer eine große Sehnsucht danach empfindet, und selbst die Seekranken sie sehr lieben. Auch nach rohen Schinken hat man fast immer Appetit, und dieser ist selbst dem Kranken völlig unschädlich. — Bei der Seekrankheit und kurz nach der Genesung soll Anstrengung des Geistes sehr schädlich sein. Die Augen sind

dabei in der Regel in einem geschwächten Zustande, und schon deshalb ist anhaltendes Lesen sehr zu widerrathen. Ueberhaupt ist mit der Seekrankheit gewöhnlich ein starkes Gefühl von Verdrießlichkeit und eine Art Heimweh verbunden, gegen welche der Reisende tapfer kämpfen muß, und wohl ihm, wenn ihn dabei der Gedanke trösten und stärken kann, sich diesen Unannehmlichkeiten nicht leichtsinnig und muthwillig ausgesetzt, sondern nur aus Pflichtgefühl und für der Seinigen und sein eignes Wohl sich ihnen unterzogen zu haben.

Am 19. Juli Vormittags erreichten wir das atlantische Meer. Nachmittags strich der Wind sehr stark aus Südwest, und so hielt er an bis zum 23sten. Nach mehrtägiger Windstille entstand am 28sten ein Sturm, der 14 Stunden anhielt. Doch am ärgsten wüthete ein solcher am 8. August von 3 Uhr Nachmittags bis zu Mitternacht. Wir befanden uns jetzt in der Nähe des Golfstroms. Des immerwährend heftigen und dabei uns widerstrebenden Windes wegen war es nicht möglich, diesen zu durchschneiden, deshalb steuerten wir nordostwärts an seiner rechten Seite hin bis zum 48. Breitengrad hinauf, wo er von den Seefahrern nicht sonderlich mehr beachtet wird, dann westwärts bis in die Nähe der Bank von New-Foundland, und dann wieder südwestwärts an der amerikanischen Küste hin bis zum 40. Grade hinab. Nachdem in der Nacht des 22. August zwei Schiffe dicht an uns vorbeigefahren waren und in aller Frühe das Gerassel der Ankerketten, die aus dem untern Raume heraufgezogen wurden, alles aus dem Schlafe geweckt hatte, erblickten wir am Morgen des 23sten eine Menge kleiner und großer Segel auf der vor uns liegenden Meeresfläche. Der Capitain, die Steuermänner und Kajütenpassagiere waren auf dem Verdeck und schauten durch ihre Fernröhre fleißig gegen Westen, und das Schiff verfolgte diesen Curs. Jetzt zeigte der Capitain nach einem Punkte hin und machte seine Umgebung darauf aufmerksam, und nach einer kleinen Weile stieg die Küste von New-Jersey, auch dem bloßen Auge erkennbar, am fernen Horizont wie ein dunkler Saum hervor: der besonders bemerkbare Punkt war S a n d y H o o k. Ein kleines Fahrzeug, in welchem drei Männer saßen, kam daher und an unser Schiff herangeflogen: ein Seil wurde ihnen zugeworfen, an dem einer von ihnen zu uns heraufkletterte und vom Capitain freundlich empfangen wurde. Es war ein Lootse, der nun sofort das Commando des Schiffs übernahm. Wir wendeten uns jetzt mehr nordwärts und segelten, bei sanftem Südostwinde, langsam der schmalen Meerenge zu, durch welche die Bai oder der große natür-

liche Hafen von New-York mit dem atlantischen Meere zusammenhängt. Bald tauchte etwas rechts vor uns Coney-Island (spr. Konni-eiländ) auf, und in Kurzem erblickten wir auch die beiden am Eingange der Bai liegenden Forts mit ihren Leuchtthürmen, nämlich links, auf einem Vorsprunge der Insel Staten-Island (Steteneiländ), das Fort Tompkins und rechts das auf einer kleinen dicht an der Küste von Long-Island (Long-eiländ) liegenden Insel erbaute Fort Lafayette. Um 10 Uhr passirten wir die zwischen ihnen liegende, eine englische Meile breite Straße, die Narrows (Närrohs — die Engen) genannt, und liefen in die Bucht ein. Endlich zu Mittage kamen wir vor der mitten im Wasser erbauten Quarantaineanstalt an, und hier wurde demnach, am 23. August 1836, am 60. Tage nach unserer Abfahrt von Hamburg und am 50sten nach der Abfahrt von Cuxhafen oder unserer eigentlichen Seereise, der Anker in amerikanischen Grund hinabgelassen.

Unsere Seereise war zwar, überhaupt genommen, eine glückliche zu nennen, doch war sie auch von so manchen ungünstigen Umständen begleitet. Wir mußten, bei der für diese Jahreszeit außerordentlich kalten, rauen Witterung, viel leiden. Nicht einen einzigen völlig heitern Tag hatten wir während derselben. Nur ein einziges Mal war es uns vergönnt, das über allen Vergleich erhabene Schauspiel eines Sonnenuntergangs am völlig wolkenlosen Himmel über dem unermeßbaren Meeresspiegel zu sehen, und nur sehr wenige Male ließ sich das herrlich prächtige Leuchten des Meeres bei Nachtzeit wahrnehmen.

Das Schiffsleben ist in der That ein sehr langweiliges und einförmiges Leben, und eine Seereise ist namentlich für Zwischendeckpassagiere stets mit vielen und großen Beschwerden verbunden, die gar nicht alle wohl zu nennen oder zu beschreiben sind. Für einen einzelnen Menschen geht es indessen immer noch an, aber für die Eltern zahlreicher Familien, und besonders für die Mütter, sind sie nicht zu zählen und bisweilen gewiß schwer genug zu tragen! — Man stelle sich nur vor, wenn zweihundert Menschen oder noch mehr, von sehr verschiedener Gemüthsart und Erziehung, bei Tage und Nacht, auf einem so engen Raume beisammen sein müssen, wie ihn ein gewöhnliches Seeschiff gewährt, und das ganze Wochen, ja Monate hindurch; und wenn noch obendrein eine solche Schaar von Kindern, mitunter vom zartesten Alter, dazu gehört, wie wir auf unserm Schiffe hatten — was für ein Zustand und welch' ein Gewühl das sein mag!

Und — es kann ja nicht fehlen — unter einer solchen Masse giebt es auch mitunter gar wunderliche und grämliche Gesellen! Allerlei Auftritte kommen da vor, wodurch denn doch bisweilen die herrschende Einförmigkeit, freilich nicht allemal auf eine sehr erbauliche und tröstliche Weise, unterbrochen wird. — Denn ist auch über dem Schiffe der Himmel noch so heiter, so bricht doch auf demselben ganz unversehens ein Ungewitter los, das alles in Allarm bringt. Da wird gescholten und geschimpft in allen deutschen Dialekten und nach allen Manieren des hohen und niedern Pöbels; ja Mancher, der sich „seiner guten Sache" — das ist, seiner körperlichen Stärke — bewußt ist, schickt sich auch wohl gar an, seine Demonstrationen handgreiflich zu unterstützen. Und glauben endlich die Steuermänner, daß der Streit zur Ergötzung des Capitains und der Kajütenpassagiere und, nota bene, auch zu ihrer selbsteigenen, lange genug gewährt hat, dann treten diese Herren gewöhnlich als Friedensstifter auf.

Sind aber nun vollends vielleicht zwei Drittheile der Passagiere von der Seekrankheit ergriffen, sind besonders Mütter von vielen unerwachsenen Kindern auf's Lager gebannt, so daß an Handhabung der nöthigen Ordnung und Reinlichkeit nicht mehr zu denken ist, dann stelle man sich vor, welche Genüsse für Auge, Ohr und alle übrigen Sinne es da geben mag! — Und solches alles kommt selbst bei guter Witterung und auch beim gewöhnlichen Gange der Dinge vor. — Wenn nun aber erst anhaltendes, stürmisches und kaltes Regenwetter das Aufhalten auf dem Verdeck unmöglich macht, und wenn deshalb die Deckel auf den Eingangsluken nur soweit geöffnet werden, daß man nur mühsam hindurchkriechen kann, und so der Zwischendecksraum fast alles Licht verliert; wenn die schmalen, steil gestellten Treppen naß und schlüpfrig werden, sodaß sich selbst ein gesunder und gewandter Mensch nur mit größter Vorsicht auf denselben auf und ab bewegen kann — oder wenn es endlich bei losbrechendem Sturm nothwendig wird, wegen der überschlagenden Wellen die Oeffnungen ganz zu schließen, und somit die ganze Masse, Gesunde und Kranke zusammen, gezwungen ist, sich im Zwischendeck zu halten und die darin eingeschlossene, mit mephitischen Ausdünstungen geschwängerte Luft einzuathmen — dann übersteigen die vielen vorkommenden erbärmlichen und ekelhaften Scenen jede Vorstellung!

Doch gepriesen möge auch sein, was preisenswerth ist! — Unser Capitain war ein humaner Mann, die Steuermänner und Matrosen waren freundliche Leute. Das Schiff war sehr reichlich verproviantirt, und alles Vorhandene war von vorzüglicher Güte. Wir bekamen den

feinsten weißen Schiffszwieback, gerade so, wie ihn die Kajütenpassagiere erhielten, und zwar wurde er uns nicht zugetheilt, sondern jeder konnte sich aus den hingestellten Säcken nehmen, soviel ihm beliebte. Mit dem Trinkwasser war es ebenso: jeder erhielt, soviel er nöthig zu haben glaubte. Gleich beim Beginnen der Fahrt erklärte der Capitain: er wolle hoffen und erwarte zuversichtlich, daß diese Begünstigung nicht gemißbraucht werde, sodaß man sich vielleicht einfallen ließe, das gefaßte Trinkwasser zum Waschen zu verwenden. Wer sich aber gar so weit vergehen könnte, daß er Brod, Fleisch oder andere Lebensmittel über Bord würfe, der solle — das versichere er bei Gott und seiner Ehre — der strengsten Ahndung nicht entgehen. Wir möchten ihm nur glauben: er habe erfahren, was es heiße, auf der See Mangel an Lebensmitteln leiden, und er halte es für den unverzeihlichsten Frevel, solche muthwillig hinwegzuwerfen. Es sei dafür gesorgt, daß jeder genug erhalten solle, dagegen aber verlange er, daß keiner sich mehr verabreichen lasse, als er zu genießen im Stande sei u. s. w.

Je und je die Inhaber von zwei Koyen, also acht bis zwölf Personen, erhielten nun gemeinschaftlich einen flachen hölzernen Kübel, mit welchem sich jeden Tag einer von ihnen, der Reihe nach, zur gehörigen Zeit vor der Passagierküche einzufinden hatte, um das Mittagsessen in Empfang zu nehmen, und dieser hatte nachher auch für die Reinigung des Gefäßes zu sorgen. Ebensowohl mußte jedesmal einer von der Speisecompagnie die Vertheilung an die einzelnen Theilhaber übernehmen. Mit den kleinen Eßgeräthschaften, als Schüsseln, Tellern, Löffeln, Messern u. s. w., müssen die Zwischendeckpassagiere selbst versehen sein. Und weil es immer unter jeder Abtheilung einige gab, die sich vielleicht unwohl befanden, oder die sonst im Zehren keine Helden waren, sodaß also das volle Quantum nicht erforderlich war, so hatte sich allemal derjenige, der für den Tag den Dienst hatte, früh gegen 8 Uhr, auf erfolgten Ruf des Kochs am Fleischfasse einzufinden, um anzugeben, wieviel seine Compagnie für den nächsten Mittag bedürfe. Ein kleines Stück Holz, in welches die Nummer der Compagnie eingeschnitten war, wurde dann an das betreffende Stück Fleisch oder an den Pudding- (Mehlklos) Sack befestigt, um es daran nach dem Kochen sogleich wieder zu erkennen. Bei der Austheilung wurden die Vertreter der Compagnieen der Nummer nach hervorgerufen. — Auf jeden Passagier wurde täglich ¾ Pfund Fleisch gerechnet, und wöchentlich ¾ Pfund Butter. Von letzterer ward von der Compagnie, zu welcher ich gehörte, selten über die Hälfte ent-

nommen, obgleich sie sehr gut war; denn vielen ging es wie mir: der Butterappetit war ihnen sehr bald vergangen. Abends um 6 Uhr erhielten wir Thee, und gegen 8 Uhr bekam jeder, der es haben wollte, ein Glas Branntwein. —

Soweit war denn also alles recht gut, nur eins wollte den meisten nicht behagen. Anstatt des Kaffees bekamen wir zum Frühstück Suppe. Zu dieser wurden die in den Säcken zurückbleibenden Stücken von zerbrochenem Zwieback verwendet. Sowie nämlich das dazu bestimmte Wasser im Kessel kochte, wurden die Zwiebackbrocken hineingeschüttet, die Masse dann noch eine reichliche Viertelstunde im Kochen erhalten und endlich eine tüchtige Portion Syrup hinzugemischt. — In der ersten Zeit wurde diese Suppe ziemlich gern gegessen, doch sehr bald empfanden viele einen unüberwindbaren Ekel davor; so ging es auch mir und in kurzer Zeit den meisten andern. Es war ein widerlich-süßliches Gemisch. — Manche von den Passagieren waren reichlich mit Kaffee versehen und halfen für Geld und gute Worte auch andern damit aus. Sie baten sich also vom Koch anstatt der Suppe nur kochendes Wasser zum Aufguß auf den Kaffee aus und erhielten solches. Als der Capitain dieß merkte, war er sehr unwillig darüber. Er erklärte: es würde ihm ganz gleich gewesen sein, anstatt der Suppe Kaffee verabreichen zu lassen, wenn er hätte vermuthen können, daß man diese verachten würde; nunmehr aber könne er keine Aenderung machen, weil er nicht dazu eingerichtet sei. Diese Suppe tauge übrigens gar wohl zu essen und sei gesünder als Kaffee. Er untersagte sogar dem Koch, den Passagieren zu diesem Zweck Wasser zukommen zu lassen; doch ließ er es später wieder geschehen.

Eine der schönsten und interessantesten Erscheinungen bei einer Seereise ist das nächtliche Leuchten des Meeres. Wir bemerkten solches einige Male gegen das Ende des Monats Juli. (Viel öfterer kam es bei meiner Rückreise von Amerika vor.) So wie — wenn es stattfindet — das Vordertheil des Schiffs in die Wellen einschneidet, fangen die aufschäumenden Wogen an zu leuchten, und alle aufspritzenden Tropfen gleichen sprühenden Funken. Das Kielwasser, d. i. die schäumende Straße, welche das die Wellen durchschneidende Schiff hinter sich zurück läßt, erscheint dann wie mit rollenden Feuerballen bedeckt; in einiger Entfernung vom Schiffe, wo das Wasser unbewegt bleibt, wird man aber nichts davon gewahr. Uebrigens zeigt sich dieses merkwürdige Phänomen in sehr verschiedener Weise. Ueber die Ursachen, wodurch dieses Leuchten hervorgebracht

wird, sind die Naturforscher nicht einig. Nach einigen soll es von kleinen Würmern herrühren, die sich im Seewasser befinden, andere schreiben es bloß der Elektricität zu.

Wegen furchtbarer Naturereignisse auf der See, als außerordentlicher Gewitterstürme, Wasserhosen u. dergl., ist vorzüglich der Golfstrom berüchtigt. Mit diesem Namen hat man die gewaltige Meeresströmung bezeichnet, welche sich vom mexikanischen Meerbusen an an der östlichen Küste von Nordamerika herauf, bis an die Bank von New-Foundland besonders bemerkbar und den Seefahrern oft viel zu schaffen macht. Ohne Nordwind ist es nicht wohl möglich, sie zu durchschneiden, und manche Schiffe, die es versuchten, wurden oft mehrere hundert Meilen gegen Nordosten getrieben. — Ueber das Entstehen dieser Strömung giebt ein Blick auf die Karte leicht Aufschluß. Durch die allgemeine Umschwungsströmung des Oceans von Osten nach Westen, zwischen etwa 35 Grad nördlicher und 35 Grad südlicher Breite, werden dessen Fluthen mit starker Gewalt gegen die amerikanischen Küsten getrieben. Je näher dem Aequator, desto stärker ist der Andrang, und der größte Theil der Wassermassen wendet sich natürlich dahin, wo sie am wenigsten Widerstand finden. Die Fluthen brechen also zwischen den kleinen Antillen hindurch in den caraibischen Meerbusen und dann zwischen der Halbinsel Yucatan und der Insel Cuba hindurch in den mexikanischen Meerbusen ein und treiben mit einer Macht gegen die Küsten von Mexiko und namentlich von Tejas an, als ob sie das Land durchbrechen wollten. Von hier zurückprallend bilden sie in diesem großen Becken den größten aller Wasserwirbel und treiben nun wieder an die Küste des westlichen Theils von Cuba an, schlagen hier abermals schräg ab und erhalten dadurch eine nordöstliche Richtung, die ihnen weiterhin durch die vorliegenden Bahamainseln noch bestimmter angewiesen wird. So treiben nun diese Fluthen warmen Wassers mit immer noch starker Gewalt aus dem mexikanischen Meerbusen oder Golf hervor, heißen deshalb der Golfstrom und strömen dann in fast gleicher Richtung mit der nordamerikanischen Küste gegen New-Foundland hinauf.

An den beiden Carolina's vorbei hält sich dieser Strom etwa 20 bis 25 deutsche Meilen von der Küste entfernt, und seine Breite beträgt ungefähr ebensoviel. Bei Cap Lookout und Cap Hatteras ist er jedoch der Küste viel näher und für die Schifffahrt fast zu nahe. Bis hieher wird die Schnelligkeit seines Laufs auf ungefähr eine deutsche Meile die Stunde berechnet. Weiter gegen Norden hin

entfernt er sich immer mehr vom Lande und breitet sich auch immer mehr aus; seine Schnelligkeit aber und die Temperatur seines Wassers vermindern sich. Diese ist noch im 40. Grade immer um ungefähr 4 Grad des Réaumür'schen Thermometers höher, als in dem unbewegten Wasser neben der Strömung, welches gleichsam die Ufer des Stromes bildet. Im Winter ist dieser Unterschied noch größer als im Sommer, und eben an der höheren Temperatur des Wassers erkennen die Seefahrer, daß sie sich auf dem Golfstrome befinden. Sehr natürlich ist es übrigens, daß diese ungeheuren Wassermassen, welche aus den heißen tropischen Meeren kommen und mit reißender Schnelle aus dem Meerbusen von Mexiko herausströmen, auch noch in weiter Entfernung gegen Norden hin sich durch ihre höhere Temperatur leicht wahrnehmbar machen, und außerdem zeichnet sich auch sein Wasser durch stärkeren Salzgehalt, eine blaue Indigofarbe, und eine Menge Seegras, das auf seiner Oberfläche schwimmt, aus. Endlich strömt er schräg gegen die große Bank von New-Foundland an und erhält dadurch eine östliche Richtung, gegen die westlichen Gestade Europa's hin. Hier streben nun aber auch die nördlichen Polarströmungen gegen ihn an, sodaß sich seine Gewässer immer mehr ausbreiten und theilweise von diesen Strömungen verschlungen werden, der Hauptzug aber in einem großen Bogen sich gegen Südosten nach der Straße von Gibraltar hin wendet, endlich wieder die tropischen Regionen erreicht und von der Umschwungsströmung auf's neue ergriffen und westwärts gezogen wird. Auf diese Weise bewegen sich die Wasser im mittleren Theile des atlantischen Meeres fort und fort in einem großen Kreise, den Humboldt, gewiß sehr passend, den großen atlantischen Wirbel nennt.

Durch das Wirken des Golfstroms werden nicht selten Baumstämme, Zweige, Blätter und Früchte, die von amerikanischen Ländern herrühren, an Länder der östlichen Halbkugel angespült, so z. B. Gewächse von den Antillen an die canarischen und azorischen Inseln, ja sogar bisweilen an die Westküsten von Irland und Norwegen; und so wurden denn auch einstmals Trümmer eines bei der Insel Jamaika verbrannten Schiffes (des Tilbury) an der Küste von Schottland gefunden. Durch die Wirkung des Golfstroms wurde Columbus neben andern Anzeichen vorzüglich mit zu der Vermuthung von dem Vorhandensein noch unbekannter westwärts gelegner Länder gebracht und somit auch zur Entdeckung von Amerika geleitet. Es wurden nämlich eines Tages zwei Leichname an die Küsten der Azoren geworfen, deren Züge verriethen, daß sie einem noch unbekannten

Menschenstamme angehörten, und fast um dieselbe Zeit sammelte auch der Schwager des Columbus, welcher Gouverneur von der Insel Porto Santo war, an der Küste dieser Insel die Stücke eines Bambus von ungeheurer Größe, welche die Strömungen und Westwinde dahin geführt hatten. Columbus schloß mit Recht, daß die einen wie die andern dieser Gegenstände nothwendig von mehr westlich gelegenen noch unentdeckten Ländern herkommen müßten.

Ich habe früher oft sagen hören, das Meer würde nie ganz still und ruhig; jetzt aber bin ich vom Gegentheil überzeugt. Die endlose Wasserfläche lag bisweilen so glatt und unbewegt vor uns, wie ein Spiegel, und das Schiff stand wie eingemauert. Nichts hassen die Seeleute so sehr, wie diese Windstille, aber es ist auch in der That nichts so sehr geeignet, dem Seereisenden lange Weile zu machen. Das ist aber nun einmal das Loos des Schiffers. Bald muß er völlig stille liegen oder wird auch wohl gar zurückgeschleudert, bald fliegt das Schiff wie ein Pfeil dahin und legt in 24 Stunden vielleicht 70 bis 80 deutsche Meilen zurück; und wohl in keiner Lage des Lebens wird dem Menschen seine völlige Abhängigkeit vom höchsten Wesen so ernst und nachdrücklich vorgehalten, als wenn er im zerbrechlichen Schiffe über den unerforschten Tiefen des Meeres schwebt.

Auf offener See kommt, außer dem nächtlichen Leuchten der Fluthen, außerhalb des Schiffs eben nicht viel vor, was die Aufmerksamkeit der Reisenden besonders in Anspruch nehmen könnte, als etwa das Erscheinen einiger Fische oder Seevögel. — Einige Haifische oder auch wohl junge Walfische werden zuweilen von nach Amerika gehenden Schiffen gesehen; uns kamen jedoch deren keine vor. Einige fliegende Fische zeigten sich bisweilen. Ein sehr wunderbares, interessantes Geschöpf ist die Seeblase. Es hat einen blasenartigen Körper von der Größe einer mäßigen Faust. An diesem hängen Fühlfäden, die, wenn man sie mit den Fingern berührt, stark brennen. Es spielt in blendend rothen, grünen und violetten Farben. Ueber seinen Rücken spannt sich eine Haut, die von ihm wie ein Segel gebraucht wird. Es gehört zu den Mollusken. — Von Delphinen war das Schiff zuweilen in Menge umgeben. Sie gehören zu den säugenden Seethieren. Eine und zwar die größte Gattung derselben nennen die Schiffer Tümmler. Zu Hunderten kommen sie bisweilen angezogen, und dann sieht es in einiger Ferne aus, als wenn ganze Reihen Pferde neben einander einher galoppirten, denn sie

schnellen in hohem Bogen über das Wasser empor und tauchen sogleich wieder unter und treiben dieß in schneller Abwechslung in langen Strecken fort. Ihre Länge beträgt meistens 7 bis 10 Fuß. Sie haben eine sehr glatte Haut, oben schwarzgrau und unten weiß. Ihr Körper ist walzenförmig; der Kopf läuft spitzig zu, wie ein Schweinskopf, und um die Schnauze zieht sich eine breite Binde. Aus der Luftröhre blasen sie Wasser in einem Strahle empor. Eine andere Gattung derselben hat eine prächtige, violettschimmernde Goldfarbe, die, wenn das Thier verwundet und im Absterben ist, nach und nach immer blässer wird. Diese haben ein zartes, schmackhaftes Fleisch, werden aber nicht so groß, wie die andern Arten. — Sturmvögel (Procellaria pelagica) werden über den ganzen Ocean hinüber, in allen Regionen, jedoch nie in großen Schaaren gesehen. Man hat behauptet, von diesen Vögeln, welche etwas kleiner als eine Taube sind, brüte das Weibchen die Eier unter seinen Flügeln aus, weil man nicht begreifen kann, wo es sonst geschehen könnte. Indessen ist für den schnellen Flug dieser Vögel eine Strecke von ein bis zweihundert deutschen Meilen gewiß so außerordentlich nicht, noch weniger ist deren Zurücklegung für sie unmöglich; und in solchen Entfernungen giebt es immer einzelne über das Wasser emporragende Felsen, die ihnen als Niederlassungspunkte und Brüteplätze dienen können. Auch von einer Art kleiner Schwalben werden die Schiffe immer und überall begleitet.

Dem Seefahrer muß natürlich viel daran gelegen sein, immer möglichst genau zu wissen, in welcher Region des Meeres er sich befindet, und die Fertigkeit in den zu diesem Zweck dienenden Beobachtungen und Berechnungen macht einen Theil der Schifffahrtskunde aus. Nur darf man aber nicht denken, daß die Capitaine und Steuermänner auf Kauffahrern deshalb große Astronomen sind, und Chronometer und Mondstafeln trifft man auf solchen Schiffen nicht an. Die Breite wird von ihnen durch den Reflexionsoctanten gefunden, und um die Länge zu ermitteln, wenden sie folgendes Verfahren an: Ein dreieckiges, etwa 6 Zoll hohes Bretchen, das Log genannt, an dessen einer Spitze eine durch Knoten abgetheilte Schnur befestigt und in dessen, dieser Spitze gerade entgegenstehender Seite etwas Blei eingegossen ist, wird vom Hintertheile des Schiffs in's Wasser herabgeworfen. Wegen der Beschwerung in der unteren Seite stellt es sich darin aufrecht und kehrt seine breite Seite dem vor ihm segelnden Schiffe zu. Man nimmt an, daß das Log, so

lange die Messung dauert, im Wasser still steht, und berechnet nach der Länge der Schnur, welche sich während einer Minute von einer äußerst leicht laufenden Rolle abwickelt, die Geschwindigkeit des Schiffes. Von dem Laufe in einer Minute schließt man auf den Lauf in einer Stunde, und nach mehrmaligen Messungen berechnet man nach ihren Ergebnissen die Zahl der Meilen, welche das Schiff in 24 Stunden zurücklegt. Nun vergleicht man diese Strecke und ihre Richtung mit der geographischen Breite und findet so mit Hilfe von Tabellen die jedesmalige Länge. — Diese Messung mit dem Log wird auf manchen Schiffen alle Stunden, auf andern alle zwei Stunden vorgenommen. Sie liefert aber nicht eben ein immer ganz zuverlässiges Resultat, sondern bei anhaltenden Stürmen, und wenn mehrere Tage in der Mittagszeit die Sonne nicht zu sehen ist, trügt sie bisweilen bedeutend. Als ein gewöhnlich guter Lauf wird auf 24 Stunden drei geographische Grade oder 45 deutsche Meilen gerechnet.

Uebrigens ist es Gebrauch der Seefahrer, wenn sie auf dem Meere zusammentreffen, sich gegenseitig die Resultate ihrer Längenberechnungen mitzutheilen. Auf beiden sich einander nähernden Schiffen werden dann gewöhnlich die Flaggen aufgehißt. Kommen sie sich nahe genug, so rufen sie einander durch's Sprachrohr zu. Die Namen der Schiffe werden genannt, die Fragen: Woher? Wohin? Was für Ladung? u. s. w. werden gegenseitig beantwortet. Dann folgt von beiden Seiten die Angabe des Resultats der Längenberechnung. Sind sie zu entfernt von einander, oder ist das Wetter nicht still genug, so steigt auf jedem der beiden Schiffe ein Matrose in das Tauwerk über der Kajüte und hält eine Tafel empor, auf welcher der Name des Schiffs und das Ergebniß seiner Längenberechnung angeschrieben steht. Ist das mit bloßem Auge nicht wohl zu erkennen, so werden die Fernröhre zu Hilfe genommen.

III.

Veranstaltungen wegen der Landung und Vorbereitungen zu derselben. Die Ausschiffung selbst. Aufenthalt in New-York. — Vorsichtsregeln für deutsche Ankömmlinge beim ersten Betreten des amerikanischen Bodens; besonders in Bezug auf Wohnungen, sowie auf Gasthäuser überhaupt. — Bemerkungen über Auswanderungsgenossenschaft. — Die Bai von New-York und die Stadt New-York. Die Hudsondampfboote. — Ueber die fast notorische Unzuverlässigkeit brieflicher Nachrichten von nach Amerika ausgewanderten Deutschen an ihre Angehörigen in der Heimath und über deren Ursachen. — Ueber die in der Regel sofort erfolgende Umwandlung des Charakters der meisten deutschen Ausgewanderten und die argen Mißgriffe vieler von ihnen.

Wunderbar ergriffen und auf's angenehmste überrascht fühlt sich der vom Meere her ankommende Fremdling bei dem herrlichen und großartigen Anblick, der sich seinem Auge darbietet, wenn das Schiff die Narrows passirt hat und nun in der immer mehr sich erweiternden Bucht von New-York vorrückt. Zur Linken erhebt sich in sanft ansteigenden Höhen Staten-Island, mit herrlichen Baumpflanzungen, mit üppigen Feldern und Wiesen und dazwischen liegenden kleinen Wäldern lieblich prangend und mit schönen Ortschaften und netten und geschmackvollen Landhäusern gleichsam übersäet. Zur Rechten liegt Long-Island, mit schroffen, hohen Bergwänden eingefaßt, doch weiterhin sich zu einer wallenden Ebene ausdehnend und ebenfalls mit freundlichen Städtchen und schönen Landhäusern dicht besetzt. Gerade vor sich gegen Norden erblickt man, über einen vorliegenden Wald von Schiffsmasten hinweg, die Stadt New-York. Je näher man ihr kommt, desto reizender und herrlicher werden ihre Umgebungen, wozu mehrere kleine aus den Wogen emporsteigende Inseln, die sämmtlich befestigt und mit Buschwerk umwachsen sind, nicht wenig beitragen. — Schiffe aller Nationen und von allen Ländern der Erde kommen fortwährend an oder segeln ab, und rauschende Dampfboote durchschneiden das weite Becken unaufhörlich in allen Richtungen.

Am 23. und 24. August mußten wir der Form wegen Quarantaine halten. Den Zwischendeckspassagieren wurde jetzt angedeutet, dafür zu sorgen, daß alle vorhandene schmuzige Wäsche gereinigt werde. Auch die Reinigung des Körpers wurde allen angelegentlich empfohlen, damit nichts die baldige Ausschiffung hindern möge, und die zu Betten gebrauchten Strohsäcke mußten ihres Inhalts entleert werden. Alles gerieth nun in Bewegung, um dieser Anordnung nachzukommen. Das ganze Schiff wurde mit Leinen zum Trocknen der Wäsche die

Kreuz und Quere überzogen, und zum Glück begünstigte das herrlichste Wetter diese für Viele ganz neuen Geschäfte.

Am 25sten erschien ein Commissair der Polizei nebst einem Arzte der Quarantaineanstalt auf dem Schiffe. Das Amt des ersteren ist, nachzusehen, ob sich nicht mehr Passagiere auf dem Schiffe befinden, als es zu führen befugt ist. Nach amerikanischen Gesetzen darf nämlich ein Schiff — das nach einen Hafen der Vereinigten Staaten bestimmt ist — nicht mehr als je auf fünf Tonnen Gehalt zwei Passagiere am Bord haben. — Zu dem Ende wurden alle Zwischendeckspassagiere beordert, sich auf's Verdeck zu begeben. Nachdem dieß geschehen, mußten wir alle einzeln vor dem Beamten und dem Arzte — dem es oblag, den Gesundheitszustand der Passagiere zu prüfen — vorbeigehen und die hintere Treppe hinab uns wieder in den untern Raum begeben.

Diese kleine Musterung war hinreichend, um diese Herren zu überzeugen, daß alles in der Ordnung und wegen des Gesundheitszustandes der Ankommenden nichts zu erinnern sei. Der Capitain erhielt demnach ohne Weiteres die Erlaubniß, die Passagiere ans Land zu setzen. Er ließ also ohne Verzug ein Transportschiff kommen, das uns und unsre Bagage aufnahm. — Es darf nämlich kein über den Ocean gekommenes Schiff, welches Passagiere führte, an dem Landungsplatze einer amerikanischen Hafenstadt anlegen, ehe zuvor das Zwischendeck gewaschen und geräuchert wurde. — Am Zollhause, das ebenfalls mitten im Wasser steht, wurde angehalten. Alle Kisten und Kästen mußten geöffnet werden, wurden aber fast durchgängig nur pro forma untersucht. Diejenigen Kisten, von welchen angenommen wurde, daß sie zollpflichtige Gegenstände enthielten, wurden zurückbehalten, mit der Erklärung, daß man sich deshalb beim Hauptzollamte in der Stadt zu melden habe, wo es aber, wie gesagt wurde, mit der Revision etwas genauer genommen wird.

Eine aus dem Bambergischen kommende Familie mit vier erwachsenen, starken und gesunden Töchtern befand sich unter uns. Als alles sich mit Waschen und Reinigen beschäftigte, hatten diese in ihrer Weisheit beschlossen, für diesen Zweck keinen Finger zu krümmen, obgleich sie doch wohl zu solchem Geschäft gerade die fähigsten waren und es ihnen auch gar nicht an Sachen fehlte, an denen die Mühe nicht vergeblich gewesen wäre. Der Revisor hatte wahrscheinlich deshalb einen wohlverstandenen Wink erhalten. Der ganze Inhalt ihrer Kisten mußte bis auf den Grund ausgepackt werden, und so fand sich denn bei ihnen ein solcher Vorrath von im vollkommen-

sten Sinne des Worts schmuziger Wäsche vor, daß man einen tüchtigen Korb damit füllen konnte, den zwei Mann kaum tragen konnten. Dabei wurde ihnen erklärt, daß diese Wäsche in der Quarantaineanstalt gereinigt und dann auf das Zollamt in New-York abgeliefert werden solle, wo dieselbe nach drei Tagen, gegen Bezahlung der entstandenen Kosten, in Empfang zu nehmen sei. — Wohl hätte ich erfahren mögen, wie hoch sich diese beliefen, denn die Wäsche muß in Amerika überhaupt gut bezahlt werden, doppelt gut aber gewiß unter solchen Umständen, und den Spott und das Hohngelächter schadenfroher Zuschauer bekamen sie noch extra in den Handel.

In Zeit von einer Stunde war das ganze Revisionsgeschäft vollendet, dann ging es wieder vorwärts, und Nachmittags halb 5 Uhr kamen wir am Landungsplatze zu New-York an. — Unter unsern Schiffsgenossen befand sich unter andern auch ein geborner Königsberger, Namens Krieg mit seiner Frau, ein Tischler von Profession, mit welchem mein Schwager Kröber einstmals in einer Werkstätte zusammen gearbeitet hatte. Er beredete unterweges Kröbern dazu, mit nach Buffalo zu gehen, indem er, wie er sagte, fest überzeugt sei, dieß sei für deutsche Einwanderer der beste und vortheilhafteste Platz in den ganzen Vereinigten Staaten. Ein Landsmann und guter Freund von ihm, der dort schon längere Zeit im größten Wohlstand lebe, habe ihm dieß brieflich versichert und ihn eingeladen, ohne Aufenthalt dahin zu kommen, und dessen Versicherungen dürfe man wohl Glauben schenken. Er schlug also vor, sich in New-York gar nicht aufzuhalten, sondern diesen Abend noch mit dem Dampfboot nach Albany abzugehen. — Auch mich suchte man für diesen Plan zu gewinnen. Ich erklärte meiner Schwester, daß ich gerade nicht ganz abgeneigt sei, auch mit nach Buffalo zu gehen, nur habe ich in Hamburg von sehr achtbaren Personen einige Briefe an in New-York lebende Deutsche übernommen und ihnen für deren pünktliche Besorgung mein Wort gegeben; ich müsse demnach auf jeden Fall an's Land gehen. Es könne ja daran nicht viel liegen, ob wir einige Tage früher oder später nach Buffalo kämen; es würde also das Beste sein, wenn sie für heute auch in New-York blieben, denn New-York sei doch wohl auch eine Stadt, die des Ansehens werth sei, und dann könnten wir bald die Reise gemeinschaftlich fortsetzen.

Es war also am 25. August 1836 Nachmittags halb 5 Uhr, als wir an's Land stiegen; am 62sten Tage nach unserer Abfahrt von Hamburg und am 52sten nach der Ausfahrt aus der Elbe. — Krieg eilte ohne Verzug nach dem Platze, wo die Hudsondampfboote

anlegen. Er kam nach wenigen Minuten mit der Nachricht zurück, daß Punkt 5 Uhr ein Boot abgehe, daß er für sich und für Kröbers die Plätze bereits accordirt habe, daß also keine Zeit zu verlieren sei u. s. w.

Niemand, der nicht schon selbst Gelegenheit hatte, etwas Aehnliches zu sehen, ist im Stande, sich eine Vorstellung von der Scene zu machen, wenn die Ausschiffung von einigen hundert über den Ocean gekommenen Einwanderern stattfindet. Von einem zahllosen Schwarm Gaffer und Gauner aller Art sehen sie sich umringt, Packträger und Karren und Wagen drängen sich durch einander — alles dröhnt von dem betäubenden Getöse! Agenten der deutschen Gasthäuser rennen von Einem zum Anderm, jeder preist das Haus seines Principals als das billigste und beste und sucht die möglichst größte Zahl der Ankömmlinge für dasselbe anzuwerben. Sein Gepäck darf man da keinen Augenblick aus den Augen lassen. Ehe ich eigentlich noch Ja dazu gesagt hatte, war das meinige bereits aufgeladen, und ich konnte nun weiter nichts thun, als dem Karren unverzüglich folgen, um nur zu sehen, wohin man es bringe. — Noch einmal sah ich mich jetzt nach Kröbers um, allein sie waren im Gedränge verschwunden. Paul Bräutigam aus Hartha, einer unsrer Gefährten, sagte mir nachher: auch die Kröberin habe noch ungeduldig nach mir gefragt, aber angetrieben von dem Königsberger Narren sei ihr nicht vergönnt gewesen, sich länger zu verweilen. — Nach einer langen und gefahrvollen, doch nun glücklich überstandenen Seereise hier im fremden Lande sich auf diese Weise und ohne ein Wort des Abschiedes von einer Schwester getrennt zu sehen — dieß war mir ungemein auffallend, und äußerst aufgeregt und verdrießlich kam ich in meinem Quartiere an, nämlich in dem deutschen Gasthause zum Hambacher Schloß in Cedar-Street (spr. Sihder-striht — Zedernstraße) No. 137, das von Hermann Kothe, einem gebornen Bremer, gehalten wurde.

Ungeachtet ich nun hier alles haben konnte, was ich so lange hatte entbehren müssen, spürte ich doch keine Eßlust. Später trank ich einige Tassen Thee und legte mich, mich äußerst abgespannt fühlend, ziemlich zeitig zur Ruhe. Am folgenden Morgen empfand ich eine eigenthümliche lästige Hitze über den ganzen Körper und besonders Erhitzung der Augen, doch ich hoffte, daß sich, bei sorgfältiger Diät, die Natur von selbst helfen und alles bald wieder in's rechte Gleis kommen sollte.

Ich ging jetzt aus, um die erwähnten Briefe abzugeben. Einer derselben war an einen gewissen Stange adressirt, der jetzt der Wirth

eines großen Hotels in der Washingtonstraße sein, ein anderer an einen jungen Mann, der bei ihm logiren sollte. Das Schild des Hauses konnte man mir jedoch in Hamburg nicht angeben, sondern man sagte mir blos: Stange sei ein wohlbekannter Mann, jeder Deutsche in New-York könne und werde mich zu ihm weisen. Doch es war nicht so. Es sind eine Menge deutscher Gast- und Schenkhäuser in der bezeichneten Straße, und ich besuchte sie alle der Reihe nach, aber nirgends fand ich den rechten Mann, und auch Niemand konnte mir deshalb die nöthige Auskunft geben. Allen kam die Sache sonderbar vor, weil doch sonst gewöhnlich alle deutschen Wirthe, auch in den größten amerikanischen Städten, einander kennen. Einer gab mir den Rath, nach dem deutschen Wechselhause von Caspar Meyer & Comp. zu gehen, vielleicht könnte ich da die erforderliche Nachweisung erhalten. Dies kostete mir aber nicht wenig Mühe, denn ich mußte ihr Comptoir mitten auf der großen Brandstätte von 1835 aufsuchen und fand es endlich, zwischen Schutt- und Steinhaufen, in dem stehengebliebenen Erdgeschosse eines vormaligen Hintergebäudes. Einer der anwesenden Herren sagte mir: wenn Stange nur einigermaaßen ein Mann von Bedeutung sei, so müsse das Adreßbuch (Directory) seinen Namen enthalten. Er suchte nach, doch dieser Name wollte sich nicht finden. Auch alle Uebrigen, die zugegen waren, erklärten: weder dieser Mann noch sein Name sei ihnen bekannt. Einer von ihnen fügte lächelnd hinzu: Es mag wohl vielleicht eine Schnapskneipe in einer Alley (spr. Äl-li — Hintergasse) sein. Grämen Sie sich nicht darüber! Es ist für Sie die erste Probe amerikanisch-deutscher Windbeutelei, — es werden Ihnen wohl bald mehrere dergleichen vorkommen. Und leider hatte er damit Recht, in beiderlei Hinsicht. — Ich erfuhr später von einem meiner Seereisegenossen, der sich länger als ich in New-York aufgehalten hatte, daß dieser Stange wirklich in einem engen Gäßchen eine Spelunke für die Classe von X. bis Z. hielt, dieselbe aber in seinen Briefen nach Deutschland für ein Hotel ausgeschrieen hatte. — Bei so bewandten Umständen hielt ich für räthlich, alles fernere Nachforschen aufzugeben. Sobald ich wieder in mein Gasthaus zurückkam, übergab ich die Briefe dem Kellner (Bar-keeper, spr. Bahr-kieper) zur gelegentlichen Besorgung und kann nicht sagen, was weiter mit ihnen geworden ist.

Als ich mich dieser Angelegenheit wegen in den deutschen Gasthäusern in der Washingtonstraße umsah, traf ich in einem derselben

die Mayer'sche Familie aus Titschendorf, welche von der Heimath aus die Reise bis Harburg gemeinschaftlich mit uns gemacht hatte und dann, wie ich früher schon erwähnt habe, mit dem schwedischen Schiffe „Anna," in Gemeinschaft mit Neßlern und ihren Lobensteiner Genossen, von Hamburg abgegangen war. Das unverhoffte Wiedersehn machte uns beiderseits viel Vergnügen. — Ihre Ueberfahrt hatte, trotz des guten Anfangs, doch auch volle neun Wochen erfordert; jedoch waren sie sehr zufrieden mit der ihnen zu Theil gewordenen Behandlung, und die sämmtlichen Passagiere ihres Schiffs waren im besten Wohlbefinden hier angelangt. — Neßler war in Gemeinschaft mit der Julie Mayer aus Lobenstein am 24sten nach Nazareth in Pennsylvanien abgereist.

In einem andern Gasthause fand ich einen Genossen der schon mehr erwähnten Mumsdorfer Karavane, rc. Beyer, vormals Einwohner in Mumsdorf, nebst seiner Frau. Er lag auf dem Krankenbette, das auch bald sein Todtenbett werden sollte. Aus seinen Erzählungen vernahm ich, daß ich wohl Recht hatte, wenn ich die schon bei unserm Zusammentreffen in Harburg unter der Mumsdorfer Gesellschaft obwaltende Spannung für eine Unheil verkündende hielt; denn sie hatte sich auch in der Folge als wirklich unheilbringend erwiesen. Doch bald traf ich noch eine andere Genossin jener Gesellschaft, und von dieser wurde ich auch noch vollständiger über alles Vorgefallene unterrichtet. Es war die Amalie Flemming aus Lucka. Sie wartete hier auf die Ankunft ihres Schwagers, des Geometers Alexander Krämer aus Dresden, der zur Zeit in Pottsville in Pennsylvanien lebte und sie seinem Versprechen gemäß von New-York abholen oder, im Fall dieß nicht gut möglich sein sollte, ihr das erforderliche Reisegeld schicken wollte. Doch sie hatte bis jetzt auf beides vergeblich gewartet und hätte wohl auch noch lange warten können. Man fing schon an, ihr dieses Umstandes wegen ähnliche Bemerkungen zu machen, wie ich dergleichen selbst im Meyer'schen Wechselcomptoir hatte vernehmen müssen, und wie die Folge lehrte, hatte man hier eben so gut Recht, wie dort. Die glänzenden Hoffnungen und hohen Begriffe von dem sie erwartenden Glück, welche durch die brieflichen Mittheilungen ihrer in Amerika lebenden Verwandten in ihr erweckt worden waren, hatten durch diese erste Täuschung schon einen gewaltigen Stoß bekommen; böse Ahnungen stiegen in ihr auf, und bald mußte sie finden, daß diese sie auch nicht betrogen hatten. — Für jetzt jedoch kam ein Kaufmann, der ebenfalls aus der Gegend von Pottsville war und ihren Schwager wohl kannte, in das Haus, wo

sie logirte, versprach, sie bei seiner Rückreise mit dahin zu nehmen, und hielt auch Wort, und so wurde sie noch glücklich aus dieser Verlegenheit gezogen.

Der schon mehrfach erwähnte Jacob Horn aus Mumsdorf hatte vor seinem Abgange nach Amerika zwei ledige Frauenzimmer engagirt, mit ihm dahin zu ziehen. Eine von ihnen, aus Kayna im Zeitzer Kreise, galt für seine Braut, die andere, aus Langendorf in eben diesem Kreise, sollte zur Gattin seines schon in Amerika lebenden Bruders bestimmt sein. Diese letztere war aber vermuthlich sehr bald zu dem Glauben gekommen, daß ein gegenwärtiger Freund auf jeden Fall besser sei, als ein ihr zugedachter, jedoch noch viele hundert Meilen jenseits des Meeres lebender Bräutigam, von dem sie nicht einmal wissen konnte, ob derselbe, wenn sie ihn auch glücklich erreichen sollte, sie auch nach seinem Geschmacke finden werde. Sie zog vor, das Gewisse für das Ungewisse zu nehmen; sie suchte sich Horn gelegentlich zu nähern, oder er näherte sich ihr, — kurz, sie waren einander wahrscheinlich näher gekommen, als seiner eigentlichen Braut lieb sein mochte. Diese verbarg ihren Groll, so gut sie konnte, bis nach der Ankunft in New-York. Hier theilte sie ihren ausgebrüteten Anschlag denjenigen von der Reisegesellschaft mit, deren feindselige Gesinnungen gegen Horn sie kannte; denn eben diese hielt sie zu dessen Ausführung am tauglichsten und bereitwilligsten, und darin hatte sie sich auch nicht verrechnet. Die Sache wurde verabredet, und noch einige andere Gauner, deren sich in den deutschen Gasthäusern in der Nähe des Landungsplatzes immer eine Menge herumtreiben, wurden mit in das Complot gezogen. Man hatte deren Bekanntschaft in aller Eile gemacht und wählte solche, die man — wie man nun will — für gut oder schlecht genug dazu hielt, und denen man die nöthige Verschmitztheit zutraute, um dabei als Rädelsführer zu agiren.

So sah sich denn Jacob Horn eines Tages, zur dazu ersehenen Stunde, auf einmal und unversehens von ehemaligen guten Freunden, getreuen Nachbarn und desgleichen und von einer Bande ihrer würdigen Helfershelfer umringt, die ihm fluchend und tobend zuriefen: er habe dieß arme unschuldige Mädchen bethört, aus ihrer Heimath gelockt und später durch sein Benehmen beschimpft und gekränkt, und nun gedenke er wohl gar sie hier sitzen zu lassen und sie ungerächt der Verachtung und dem Elende Preis zu geben! Er möge nur wissen, daß er und sie sich jetzt in einem freien Lande befänden, wo jeder rechtschaffene Kerl als Beschützer der Schwachen und Bestrafer der

Schurken auftreten könne! Er solle sich nur ja geschwind entschließen, ihr auf der Stelle so und so viel auszuzahlen, sonst solle ihn der T..... holen rc.! — Was wollte er nun thun? — Niemand stand ihm bei, auch seine Geschwister nicht! Wie betäubt und halb vernichtet stand er da — das Blut stockte ihm in den Adern! — Und so bewilligte er ihr denn hundert Dollars, die er auch sofort auszahlte.

Und was war denn die Ursache dieser so feindseligen Stimmung gegen Horn von Seiten seiner Auswanderungsgenossen? — Er galt ja in seiner Heimath stets für ein würdiges Glied seiner Gemeinde und für einen ebenso wackern und braven, als rechtschaffenen und zuverlässigen Mann. Auch ich kannte ihn als solchen seit vielen Jahren in den verschiedensten Verhältnissen, und ich werde ihn stets dafür halten! — Als er zur Auswanderung gerüstet war, sprach sich auch die über ihn herrschende vortheilhafte Meinung überall unverholen aus, und man sah ihn sehr ungern von dannen ziehen.

Unter Horns Auswanderungsgenossen befand sich auch dessen Schwager, der Riemer Schneider aus Meuselwitz, nebst seiner Frau. Besondere Verhältnisse hatten diesen zur Auswanderung bestimmt, und Niemand hatte ihm davon abgerathen, weil man einige Hoffnung hegte, daß sie für ihn vielleicht doch zum Guten dienen könnte. Aus gewissen Gründen hatte man aber Bedenken getragen, die nach dem Verkaufe seines Besitzthums für ihn noch zur Verfügung bleibenden Gelder ihm selbst in die Hände zu geben. Sie wurden also Jacob Horn anvertraut und ihm die Weisung ertheilt, Schneidern während der Reise nur das nothwendig Erforderliche davon zukommen zu lassen, für ihn und seine Frau das Ueberfahrtsgeld davon zu bezahlen, und erst nach der Ankunft in New-York das Uebrigbleibende an ihn abzugeben. — Obgleich Schneider recht wohl einsah, daß eine solche Art Bevormundung nicht nur heilsam für ihn, sondern sogar nothwendig war, so wollte sie ihm doch keineswegs behagen. Er plagte Horn während ihres Aufenthaltes in Harburg und Hamburg immerwährend um Geld; dieser wies ihn aber stets mit der Erklärung zurück: es sei seine Pflicht, mit den ihm anvertrauten Geldern so zu verfahren, wie es ihm vorgeschrieben sei. Doch Schneider fand sich eben nicht gestimmt, sich durch diese Erklärung beruhigen zu lassen.

Mit seinem vormaligen Nachbar, dem auch schon erwähnten Beyer, ging es Horn nicht besser. Die Gemeinde zu Mumsdorf war sehr froh, daß sie diesen los werden sollte. Sie schoß ein hübsches Sümmchen zusammen und übergab es ebenfalls an Horn, mit dem Auftrage: Beyern unterweges nicht mehr davon zu verabreichen, als

unumgänglich nothwendig sei, und ihm den Rest in New-York, eher aber nicht, auszuzahlen. — Beyern war es eben so fatal wie Schneidern, sich gleichsam unter Vormundschaft gestellt zu sehen. Ein gleiches Streben vereinigte sie zum Ergreifen gleicher Mittel, und in der Wahl derselben waren sie eben nicht delicat. Was im Guten nicht zu erlangen war, das wollten sie durch Schimpfen, Toben und Drohungen erzwingen. Horn ließ sich jedoch durch nichts bewegen, von dem, was er für seine Pflicht hielt, auch nur einen Finger breit abzuweichen.

Außer diesen waren bei der Mumsdorfer Gesellschaft noch Mehrere, die wohl sonst gern viel schwatzten und sich auch auf ihre vermeintliche Klugheit gern etwas zu Gute thaten, denen es aber doch recht lieb war, wenn Jacob Horn die Besorgung aller Angelegenheiten, die sie gemeinschaftlich angingen, übernahm, wie z. B. die Verhandlungen wegen der Ueberfahrt ꝛc. Auch war er wohl der Einzige unter ihnen, der sich dazu eignete. Sie sahen es sehr gern, wenn er sich an ihre Spitze stellte, sich jeder nöthigen Mühwaltung unverdrossen unterzog und manchen verdrießlichen Gang that, während sie sich's bequem machten. Sie erklärten ihm vorher: wie er es mache, so solle es ihnen recht sein; doch hinterher konnten sie sich nicht enthalten, über alles Geschehene, was nicht nach ihrer Einbildung war, bitter zu räsonniren. — Horn mochte ihnen wohl deshalb manchmal das Capitel etwas derb gelesen haben, allein dieß diente nur dazu, sie noch unzufriedener zu machen und gegen ihn aufzubringen.

Während der Seereise wurde Jacob Horn vom Capitain und von den Steuermännern des Schiffs stets mit besonderer Achtung behandelt, während sie sich mit seinen meisten Genossen gar nichts zu schaffen machten, wohl wahrnehmend, welches Gelichters sie waren. Dieß bewirkte, daß die bereits vorhandene feindselige Stimmung gegen ihn sich bald zu Haß und Erbitterung steigerte. Einer hetzte den andern auf, die Feindschaft wurde immer allgemeiner, und sie wetteiferten gleichsam mit einander, ihn zu kränken, wo sie nur konnten. Weder am Tage noch bei Nacht hatte er Ruhe vor ihnen, und wohl mochte er recht mit Sehnsucht der Stunde der Erlösung von diesen Peinigern entgegenharren. — In diesem Stande der Dinge erreichten sie endlich New-York. Horn zahlte jetzt alle noch in seinen Händen befindlichen Gelder an die Betheiligten aus und glaubte nu nalle seine übernommenen Verbindlichkeiten zur Genüge erfüllt zu haben; doch das Ende von diesem skandalösen Liede war noch nicht da! Die Anträge seiner saubern Braut hatten Anklang gefunden, und seine

Feinde waren froh, einen so willkommenen Vorwand zu finden, um allen vorhergegangenen Ausbrüchen ihres Hasses und ihrer Bosheit durch Hinzufügung des letzten bereits erzählten Bubenstücks die Krone aufzusetzen.

Für seine Eltern und drei seiner Geschwister, sowie für die beiden gedachten Frauenzimmer hatte Jacob Horn das Passagegeld erlegt; er hatte sowohl für diese wie für mehrere andere seiner Gefährten noch außerdem beträchtliche Auslagen gemacht, doch Niemand glaubte, ihm nun dafür, in dem sogenannten freien Lande, ein gutes Wort, noch weniger aber Wiedererstattung schuldig zu sein. Von den Meisten schändlich verlassen und schon beinahe entblößt von Mitteln, ging er denn, nebst seinen Eltern und Kindern und einigen Verwandten, in Begleitung der provisorischen Braut seines Bruders, gerade zur Zeit unsrer Ankunft, von New-York nach Buffalo ab, und es mußte sich so fügen, daß er mit meinem Schwager Kröber auf einem und demselben Boote zusammentraf. — Seine gewesene Braut blieb vor der Hand in New-York zurück. Die Jacob Horn abgepreßten hundert Dollars mögen wohl nicht lange beisammen geblieben sein. Ein guter Theil davon wurde sofort in Gemeinschaft mit ihrer immer durstigen Sauvegarde verjubelt. Was weiter aus ihr geworden ist, kann ich nicht sagen.

Um des bessern Zusammenhanges willen finde ich für gut, Folgendes sogleich noch hinzuzufügen. In Buffalo angekommen, fand Horn seine Kasse so geschmolzen, daß er es nicht für möglich hielt, mit seiner ganzen Begleitung die Gegend zu erreichen, wo sein Bruder lebte. Er stellte dieß seinen Eltern vor und erklärte ihnen: wenn sie es vorzögen, ihre Reise dahin sogleich fortzusetzen, so wolle er ihnen das sämmtliche Geld, was er noch habe, überlassen; könnten sie sich aber entschließen, einstweilen hier zu bleiben, so wolle er blos mit seinen Kindern und der oftgedachten Weibsperson ohne Verzug dahin abgehen, und er werde ihnen sodann, sobald es nur irgend möglich sei, das erforderliche Reisegeld überschicken, damit sie ihm nachfolgen könnten. Nach reiflicher Erwägung fanden sie das Letztere am besten für beide Theile, und so trat denn Jacob Horn mit der angegebenen Begleitung, zu Anfange des Monats September, die Weiterreise von Buffalo über Cleveland (spr. Klief-länd) nach St. Louis an. — Wir lassen ihn jetzt ziehen, werden aber später noch einmal mit ihm zusammentreffen.

Seine alten Eltern blieben einstweilen in Buffalo zurück. Eine böse, verdienstlose Zeit trat schon jetzt hier ein; übrigens war die Arbeit,

die es hier und in der Umgegend noch gab, nämlich Waldabtreiben, Einzäunen der Felder und Aufbrechen des rohen Bodens, für sie eine völlig ungewohnte und überhaupt für Leute von diesem Alter durchaus keine passende. Alle Lebensmittel waren damals sehr theuer und stiegen bald zu ungeheuern Preisen. Sie konnten also dem nahenden Winter nur mit Schrecken entgegensehen und mußten denselben auch wirklich auf eine elende, jammervolle Weise hinbringen.

Ich finde für nöthig, jetzt zu erinnern, daß, wenn im Fortgange meiner Erzählung Längenstrecken angegeben sind und also von Meilen die Rede ist, darunter von nun an immer nur englische Meilen zu verstehen sind. Ein Grad enthält deren so ziemlich 70; eine deutsche Meile enthält also $4\frac{2}{3}$ englische; das Verhältniß der deutschen Meilen zu den englischen ist demnach wie 3 zu 14, und 3 der letzteren werden auf eine Stunde Wegs gerechnet.

Funfzehn Meilen oberhalb seiner Mündung in die New-York-Bai scheidet sich von dem Hudsonflusse (spr. Hott-sön) an seiner linken Seite ein schwacher Arm, fließt eine Strecke gegen Osten und ergießt sich dann in eine schmale Meerenge, durch welche die New-York-Bai mit dem Long-Island-Sound (Long-eiländ-saund), einem kleinen Busen des atlantischen Meeres, zusammenhängt. Dieser Arm nun, sowie mit ihm zugleich die erwähnte schmale Meerenge von der Stelle an, wo er in dieselbe mündet, bis an die Bai wird der East-River (Ihst-Riwwer — Ostfluß) genannt, während der große über eine Meile breite Hauptstrom der North-River (Nord-Riwwer — Nordfluß) heißt. So ist also zwischen diesen Gewässern eine Insel gebildet, die Manhattan-Island (Männ-hät-tän-eiländ) genannt wird und gegen 15 Meilen lang und 2 Meilen breit ist. Auf deren südlichen Spitze nun liegt die Stadt New-York.

Unbestreitbar hat keine Stadt in der Union eine so ausgezeichnet schöne Lage und sich so großartig darstellende, herrliche Umgebungen, wie New-York. Sie ist nicht nur die größte und wichtigste Stadt im gleichnamigen Staate, wie in den gesammten Vereinigten Staaten, sondern auch die bevölkertste und bedeutendste Handelsstadt in ganz Amerika. Ein längliches Dreieck bildend, dessen scharfe südliche Spitze gegen die Bai gekehrt ist, hat sie über 10 Meilen im Umfange. Sie hatte (im J. 1845) über 30,000 Gebäude und mehr als 364,000 Einwohner, worunter über 60,000 Deutsche waren. — Die Häuser sind meistens, sowie in allen andern Städten Nordamerikas, mit Schindeln, einige der vorzüglichsten jedoch mit Eisenblech oder Kupfer-

platten gedeckt. Es sind hier über hundert Kirchen; viele derselben sind groß und schön, doch alle von einfacher Bauart. Es wird in verschiedenen Zungen gepredigt, und die verschiedensten Religionsparteien und Secten halten in diesen Kirchen ihren Gottesdienst. — Die schönste Straße ist der Broadway (Brod-weh — breite Weg). Sie durchläuft, bei einer Breite von 80 Fuß, über 4 Meilen lang die ganze Stadt von Süden gegen Norden und theilt sie in die alte und neue Hälfte. Die schönsten Häuser und die schönsten und reichsten Kaufmannsläden befinden sich an derselben; auch ist sie jeden Nachmittag, wenn das Wetter es gestattet, für einige Stunden der Hauptsammelplatz der eleganten Welt. — Von dieser Straße nach dem Hudson hin sind die meisten Straßen ziemlich gerade und breit und gestatten so eine angenehme Durchsicht auf den mit Schiffen und Fahrzeugen aller Art bedeckten Hudsonstrom und das gegenüberliegende schöne Ufer. Dagegen nach dem Ostflusse zu sind die Straßen meistentheils unregelmäßig, eng und mit Schmuz bedeckt.

Ueberhaupt ist es ein großer Uebelstand, daß man hier allen Abgang aus den Küchen, allen Kehricht und überhaupt allen Unrath auf die Fahrstraße wirft, wo ganze Heerden hungriger Schweine ihn fortwährend durchwühlen, welche Jahr aus Jahr ein, bei Tages- und Nachtzeit, in den Straßen frei herumlaufen. Nicht wohl möglich ist es, genug zu verhüten, daß diese Thiere nicht zuweilen auch an die Victualienhandlungen herankommen, die vor den Thüren aufgestellten Fässer, mit Aepfeln, gedörrtem Obst und andern Früchten, umwerfen und so den Inhalt unbrauchbar machen oder auch, wenn sie nicht gestört werden, sans façon aufzehren.

An der Ostseite des Broadway, fast in der Mitte der Stadt, befindet sich der sogenannte Park, ein schöner Platz, an welchem die City-Hall (Sitti-Hahl) oder das Stadthaus steht. Es ist dieses wieder mit einem besonderen Platze, der mit einem eisernen Gitter eingefaßt ist, umgeben, über welchen hin Sandgänge, die an beiden Seiten mit Bäumen besetzt sind, nach dem Gebäude führen. Dieses wurde mit einem Aufwande von 500,000 Dollars erbaut und im Jahre 1812 vollendet. Es ist dreistöckig und von zugehauenen Sandsteinen, die Vorderfronte aber von weißem Marmor aufgeführt. Seine Länge beträgt 216, die Breite 100 und die Höhe 65 Fuß. Das Dach ist mit Kupferplatten belegt und mit einer Balustrade von Marmor umfaßt. Auf der Mitte desselben erhebt sich ein schöner Thurm, auf welchem die Bildsäule der Göttin der Gerechtigkeit steht. —

Ueberhaupt sind die vielen freien, mit Bäumen besetzten und mit

eisernen Gittern umgebenen Plätze eine aus England stammende Zierde dieser Stadt und tragen viel zu ihrer Verschönerung bei. Der Angenehmste derselben ist die sogenannte Batterie, auf der Inselspitze am südlichen Ende des Broadway gelegen. Er besteht aus mehreren besonderen Rasenplätzen, die mit Sandgängen durchzogen sind, welche von Linden- und Pappelalleen beschattet werden, und ein in das Wasser hinaus gebautes Fort, Castle Garden (spr. Kässel-Gahrden), ist ihm angefügt. Dieses wird aber nur im Falle der Noth in Vertheidigungsstand gesetzt; in Friedenszeiten dient es zum Vergnügungsorte. Das Innere desselben enthält Gartenanlagen, und eine Badeanstalt nebst Schenkwirthschaft befindet sich ebenfalls da. Von hier aus überblickt man eine der großartigsten Landschaften der Erde, denn hier hat man die schönste Aussicht auf die vorliegende Bai und ihre reizenden Umgebungen, und es ist einer der beliebtesten und besuchtesten Versammlungspunkte von Spaziergängern aus allen Ständen.

New-York hat eine Menge großer und schöner Gasthäuser, die über 20,000 Fremde bequem aufzunehmen im Stande sind. Unter ihnen zeichnet sich das am Broadway gelegene Astor-House (Aestör-Haus) vorzüglich aus; wahrscheinlich ist es das größte und prunkvollste Hotel in ganz Nordamerikà. Es wurde von einem Deutschen, Namens Jacob Astor, aus Hanau gebürtig, erbaut und hat gegen 800,000 Dollars gekostet. Es ist 200 Fuß lang und enthält gegen 300 Zimmer, Säle und Gemächer. Das große Portal des Hauses ruht auf Marmorsäulen, und dessen Fußboden ist auch mit Marmor gepflastert. Der große Speisesaal ist 100 Fuß lang, 40 Fuß weit und 20 Fuß hoch. In dem Conversationssaale der Damen befindet sich ein Spiegel von 120 Zoll Höhe und 72 Zoll Breite. Die Fußböden und Teppiche sind im höchsten Grade prächtig. Das Mobiliar hat über 100,000 Dollars gekostet. Mit einem Worte: seine innere Einrichtung übertrifft alles, was man in der Art bisher in der neuen Welt sah. — In der Küche befindet sich ein ungeheurer Dampfapparat, durch welchen das Fleisch, Gemüse u. s. w. gekocht wird, während zu gleicher Zeit durch das vom erzeugten Gas ausströmende Licht alles glänzend erleuchtet wird und überall die zweckmäßigsten Einrichtungen sowie die größte Reinlichkeit wahrnehmen läßt. — Unter der Küche sind die Waschanstalten eingerichtet, durch die es möglich wird, mittelst der vorhandenen Kessel und der Kraft des Dampfes, alle Wäsche, eine halbe Stunde nach deren Uebernahme, gewaschen, getrocknet und gebiegelt wieder zurückzugeben. Das Trocknen der Wäsche, binnen 5 Minuten, wird dadurch bewirkt, daß man sie über

Cylinder spannt, die in einem durch Dampf stark geheizten Saale herumgedreht werden. Etwas davon entfernt ist die Dampfmaschine aufgestellt, durch welche das erforderliche Wasser in die vier Hauptabtheilungen des Hauses emporgetrieben und der nöthige Dampf in die Küche und Waschanstalt geliefert wird, durch welche Messer und Gabeln geputzt, Schuhe und Stiefeln gereinigt werden; und der Ueberfluß vom erzeugten Dampfe wird außerdem noch zu vielen andern nützlichen Einrichtungen verwendet.

Doch dicht neben und zwischen allen diesen Herrlichkeiten hat auch das gräßlichste Elend seine Verbannungsplätze, die Verworfenheit ihre Schlupfwinkel und das Laster seine Tempel. Kaum einen Steinwurf weit vom Broadway, dem Vereinigungspunkte alles Glänzenden und Schönen und alles dessen, was dem Glanze und der Eleganz huldigt, oder auch selbst gern glänzen möchte, liegt ein Quartier der Stadt, die Five-Points (spr. feif-peunts) genannt. Es wird bloß von Fischern, Schiffern, von Leuten, die nur dann und wann an den Landungsplätzen beim Ein- und Ausladen der Schiffe Beschäftigung suchen, von schwarzen Stiefelputzern, Waschweibern und dergl. bewohnt, aber die Meisten treiben alles dieses nur als Nebengeschäft; ihre Hauptgeschäfte sind ganz anderer Natur. Die Five-Points sind das Hauptquartier der Räuber, Mörder, Taschendiebe, Kuppler und Kupplerinnen, Lustdirnen der verworfensten Art u. s. w., mit einem Worte: des Auswurfs der New-Yorker Bevölkerung, zugleich aber auch die fruchtbare Pflanzschule, sowie die vollkommenste Ausbildungsanstalt für diese und alle anderen Schandgewerbe. Das schmuzigste und grausenhafteste Elend findet sich hier neben der schrecklichsten Verworfenheit. Ganze große Häuser sind hier, vom Keller bis zum höchsten Dachboden, angefüllt mit solchen der Verabscheuung anheimgefallnen Creaturen. Von jeder Farbe, jedem Alter und Geschlecht liegen und wühlen sie bunt durch einander, viele völlig nackt oder höchstens mit einigen alten Fetzen umhüllt. Kein ehrbarer Mensch geht gern durch dieses Quartier, geschweige denn daß er da wohnen möchte. Es ist allgemein als der Tummelplatz leichtfertigen Gesindels berüchtigt, doch der wahre Stand der Dinge ist Vielen unbekannt. Der Engländer Charles Dickens, Boz genannt, hat in seinen Bemerkungen über Amerika auch diesen Gegenstand, wie er es verdient, beleuchtet. Man fand sich gereizt, man erklärte seine Schilderung für übertrieben; jedoch man fand sich auch dadurch bewogen, die Sache selbst an Ort und Stelle zu untersuchen, und siehe da, so ungern man wollte, sah man sich doch zu der Er-

klärung genöthigt: Boz habe nichts übertrieben, vielmehr in seiner Darstellung das wirklich Wahre noch gar nicht erschöpft, und dieß sei auch geradezu unmöglich. — Möchten daher doch solche Berichterstatter, die mit gewohntem Posaunenton verkündigen: Amerika habe keinen Pöbel! wie z. B. Hr. Duden — möchten sie doch der Wahrheit die Ehre geben oder, wenn sie versäumten, bei ihrem Dortsein die Augen gehörig aufzuthun — sich hinterher noch die Mühe geben, ihre Freunde in New-York darüber um Belehrung zu bitten: so würden sie erfahren, daß es hier einen Pöbel giebt, den wahrscheinlich weder London noch Paris, noch irgend eine andere Stadt des östlichen Continents in größerer Vollendung aufzuweisen hat. Auch ist dieß nicht auf New-York allein anzuwenden, sondern wir werden später Gelegenheit haben, dergleichen Wahrnehmungen auch noch an manchen andern Orten in Amerika zu machen.

In New-York ist es in den Gasthäusern etwas theurer, als in den andern großen Städten der atlantischen Küste. In den ersten hiesigen Hotels kostet die volle Verpflegung täglich 2 Dollars, in denen von der zweiten Classe 1½ Dollars. — In den gewöhnlichen Kosthäusern (Boarding-houses, spr. Boor-dinghau-ses), die von Handwerkern und andern Arbeitern benutzt werden, ist das Kostgeld jetzt gewöhnlich 2¼ bis 3 Dollars für die Woche. Fremde, wenn sie etliche Tage bleiben, müssen gewöhnlich ½ Dollars für den Tag bezahlen. — Einzeln wird für jede Mahlzeit 20 Cents (Sents) und 15 Cents Schlafgeld für die Nacht gerechnet. Alle außer der Mahlzeit genossenen Getränke müssen besonders bezahlt werden. Wein, Bier oder andere dergleichen Getränke bei den regelmäßigen Mahlzeiten zu trinken, ist in Amerika nicht gebräuchlich. Gedenkt man, sich etwas aufzuhalten, so thut man wohl, wenn man vorher mit dem Wirth accordirt.

Doch noch besser thut man in diesem Falle, wenn man sich so bald als möglich nach einer kleinen Privatwohnung umsieht, und es hält auch nicht schwer, eine solche in New-York oder auch in jeder andern Hafenstadt zu finden. Es können mehrere Einwanderer in Gemeinschaft eine solche beziehen, wenn sie sich sonst zusammen verstehen. Für ein Gemach mit einem Camin muß gewöhnlich 1 Dollar die Woche bezahlt werden. In den Gasthäusern erhält man freilich aus leicht einzusehenden Gründen nicht immer die erforderliche Nachweisung; aber man darf sich nur deshalb an deutsche Kaufleute, Handwerker u. a. wenden, deren man hier leicht genug finden kann, so wird man seinen Zweck bald erreichen. Wenigstens aber halte man sich nicht lange in einem deutschen Gasthause in den zunächst an

den Landungsplätzen liegenden Straßen auf. Diese sind in der Regel immer mit Einwanderern überfüllt; an die unmittelbar nach vollbrachter Seereise so wohlthuende und so nöthige Ruhe ist in denselben nicht zu denken; man läßt sich da auch oft für schlechte Bewirthung übermäßig bezahlen, und wegen der täglich und stündlich wieder Abgehenden wird es nothwendig, auf seine Sachen stets ein wachsames Auge zu haben. Zieht man vor, in einem Gasthause zu logiren, so erkundige man sich auf die vorbemerkte Weise nach einem tiefer in der Stadt liegenden, welches in einem guten Rufe steht. Man gehe nun zuvor hin und schließe mit dem Wirthe einen Accord ab; dabei hat man zugleich die beste Gelegenheit, zu sehen, wie es ohngefähr in dem Hause zugeht. Unmittelbar bei und gleich nach der Landung läßt sich das freilich nicht immer thun. Ist man nun da in ein Haus gekommen, in welchem man nicht bleiben mag, so scheue man die Kosten nicht, seine Bagage von einem Trayman (spr. Tréh-mán — Karrenführer) nach einem andern Hause bringen zu lassen. — Doch viele Gastwirthe scheuen sich sehr, unmittelbar vom Seeschiffe kommende Einwanderer aufzunehmen, und das kann man ihnen auch nicht sehr verdenken, weil es so viele unter denselben giebt, die in der Beobachtung der Vorsichtsregeln in Betreff der Reinlichkeit äußerst saumselig sind und so zu befürchten steht, daß sie nicht ganz frei von einiger Einquartirung sein mögen, die sich oft verwegener Weise während der Seereise in die Gaderobe der Passagiere einschleicht und nicht immer schnell und gleich auf einmal wieder austreiben läßt. Jeder trage deshalb Sorge, daß er in einem Anzuge erscheine, der geeignet ist, diesen Verdacht fern zu halten.

Damit es möglich sei, daß an allen Punkten der hiesigen Landungsplätze mehrere Schiffe zu gleicher Zeit anlegen und bequem und ungehindert ein- und ausladen können, sind an denselben hin, immer 100 Fuß von einander entfernt, ohngefähr 50 Fuß breite und 100 Fuß lange Pfeilerdämme, Piers genannt, in das Wasser hineingebaut. Sie sind mit dem Uferdamm von gleicher Höhe; ihre Rückseite hängt mit diesem zusammen, und so können an jedem derselben drei Schiffe auf einmal, nämlich eins vorn und eins an jeder Seite, anlegen.

Das Menschengedränge ist hier in dem südlichen Theile der Stadt ebenso groß wie in Hamburg. Da keine Canäle in die Stadt gehen, so müssen alle Waaren von den Landungsplätzen auf der Achse hinein gebracht werden, und meistens geschieht dieß auf zweiräderigen Karren. Alle Straßen sind fortwährend mit diesen und allerhand andern Fuhr-

werken bedeckt; deshalb sieht sich der Fußgänger genöthigt, dem Fahrwege immer auszuweichen, und so werden die Seitenpfade nicht nur von den Leergehenden, sondern auch von Packträgern, Karrenschiebern u. s. w. benutzt.

Die New-York-Bai hat hinreichende Tiefe für die größten Schiffe und friert höchst selten zu. Im Besitz dieses herrlichen, natürlichen Hafens und des unschätzbaren Vorzugs, zu jeder Jahreszeit leicht und ungehindert in die offene See fahren zu können, und beinahe im Mittelpunkte der nordamerikanischen Küsten gelegen, hat New-York vor den meisten andern Seehandelsplätzen der Union einen entschiedenen Vortheil und umfaßt ohne Zweifel die Hälfte ihres Handels. — Jede Stunde fahren 40 Dampfschiffe von hier ab, und ebenso viele kommen in derselben Zeit an. Die meisten haben eine äußerst splendide Einrichtung, und ihre Kajüten gleichen den reichsten Prunksälen. Die feinsten Meubles findet man in denselben, die Fußböden und Tische sind mit den kostbarsten Teppichen belegt, die Bettstellen sind zierlich und nett. Das Verdeck ist mit Tüchern überspannt; es gewährt so bei schönem Wetter einen angenehmen Aufenthalt, und bei warmen Nächten dient es Manchem zum erquickenden Lager.

An beiden Seiten des Hudson hatten die Holländer im Jahre 1611 eine Colonie angelegt, und im Jahre 1614 erbauten sie auf dem Platze, wo jetzt Albany (spr. Ahl-bäni) steht, ein Fort, welchem sie den Namen Fort Orange beilegten. Im Jahre 1615 erbauten sie auf der Landspitze, wo jetzt New-York steht, ebenfalls eine kleine Festung und nannten diese Fort Amsterdam; die ganze umliegende Landschaft aber, welche sie im Besitz hatten, erhielt den Namen: Neu-Niederland. Hinter das Fort Amsterdam baute sich später eine Stadt an; diese führte nun mit dem Fort zugleich den Namen: Neu-Amsterdam. — Im Jahre 1664 ward sie nebst der anliegenden Colonie von den Engländern in Besitz genommen. Der König Karl II. verlieh sie seinem Bruder und Nachfolger, dem Herzoge von York. Die Stadt wurde nun New-York genannt, und auch die ganze Provinz führte von nun an diesen Namen.

New-York südlich gegenüber, jenseit des 3000 Fuß breiten sogenannten Ostflusses, auf einem Vorsprunge der Insel Long-Island, liegt die Stadt Brooklyn (spr. Bruhk-linn). Sie ist gleichsam als eine Vorstadt von New-York zu betrachten. Vor zwanzig Jahren standen hier nur einige Häuser, und jetzt ist Brooklyn eine Stadt von 66,000 Einwohnern, worunter über 14,000 Deutsche sind. Durch sie ist die Insel sehr belebt und das Ufer des Ostflusses besonders

angenehm und freundlich gemacht worden. Mehrere Dampffähren unterhalten fortwährend die Communication zwischen New-York und Brooklyn, und für wenige Cents wird man in größter Schnelle hinüber und herüber gebracht.

In der Hoffnung, daß sich mein krankhafter Zustand durch Ruhe und strenge Diät bald von selbst wieder heben möchte, sah ich mich getäuscht. Zwar hatte es Anfangs den Anschein dazu, doch am dritten Tage nach der Landung nahm das Uebel merklich zu. Die darauf folgende Nacht hatte ich einen sehr unruhigen Schlaf; ich verfiel in ängstliche, verwirrte Träume, und wenn ich erwachte, war ich oft ohne klares Bewußtsein.

Mein Gefährte Paul Bräutigam aus Hartha war am 26. August nach Baltimore abgereist. Als er nämlich wegen der vorhabenden Auswanderung seine Besitzung in der Heimath veräußert hatte, wurden von den eingehenden Geldern 100 Thaler von der Gemeinde zu Hartha mit Beschlag belegt, unter der Erklärung, daß er für diese Summe von einem Handelshause in Altenburg eine Anweisung an ein hamburger Haus erhalten solle, um von diesem eine gleiche Summe zu erheben. Er empfing diese Anweisung, und in Hamburg angekommen, präsentirte er dieselbe sofort bei dem bezeichneten Hause; doch sie war so gestellt, daß ihm dieses Haus nicht etwa den Betrag hier auszahlen, sondern ihm dafür einen Wechsel nach Baltimore einhändigen sollte. — Wahrscheinlich hatte die Gemeinde zu Hartha die Veranstaltung aus übertriebener Vorsicht getroffen, damit er nicht etwa dieß Geld hier erheben, vielleicht dasselbe ausgeben und dann nicht nach Amerika gehen, sondern wohl gar ohne alle Mittel wieder heimkehren könne, während er jetzt auf jeden Fall die Reise nach Amerika wirklich antreten mußte. Besser wäre es für ihn gewesen, er wäre gerade nach Baltimore gegangen, allein dazu hatte er in Hamburg keine Gelegenheit, und er wollte sich auch nicht gern von uns trennen. Seine zwei Kinder, einen Knaben von 16 und ein Mädchen von 14 Jahren, ließ er in New-York zurück und empfahl sie meiner Aufsicht. Allein nach seinem Abgange verschlimmerte sich mein krankhafter Zustand bedeutend; es wurde nothwendig, daß diese Kinder auf mich einigermaaßen Acht hatten, und sie thaten auch in dieser Hinsicht wirklich, was von ihnen nur immer zu erwarten war.

Doch bald wurde mir auch noch eine aufmerksamere und genügendere Abwartung zu Theil. In demselben Gasthause logirten unter

andern ein paar junge Leute, die auch nur erst vor Kurzem in's Land gekommen waren: es war ein Musikus, der eine Anstellung bei einem Theater der Stadt erhielt, nebst seiner Frau. Sie waren beide aus Sachsen gebürtig, und zwar war die letztere eine specielle Landsmännin von mir; sie war in einem Dorfe in der Gegend von Ronneburg, dessen Name mir jedoch entfallen ist, wo ihr Vater Pfarrer war, geboren. Diese edeldenkende junge Frau nahm den herzlichsten Antheil an meinem widrigen Geschick und that alles, was in ihren Kräften stand, mir meinen Zustand erträglicher zu machen. Sie ging selbst zu dem deutschen Arzt, Dr. Senf, und dieser besuchte mich auch, sobald es sein konnte. Er fand für gut, mir eine Ader zu öffnen; ich empfand darauf einige Erleichterung, aber auch immer mehr zunehmende Ermattung. — Das Gasthaus war mit Einwanderern überfüllt, und so war denn an einige ungestörte Ruhe, die für mich gewiß das Heilsamste gewesen wäre, nicht zu denken. Meine Landsmännin rieth mir, ohne Verzug in das große Stadtkrankenhaus zu gehen, dessen Einrichtungen, sowie die daselbst stattfindende Behandlung der Kranken man ihr als musterhaft und äußerst zweckmäßig geschildert hatte. Ich erklärte mich auch bereit dazu, und sie eilte, alle dazu nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Andere, die schon lange in New-York gelebt hatten und alle Verhältnisse wohl kannten, waren, in Betreff des Krankenhauses, ganz entgegengesetzter Meinung, und soviel ich später darüber erfahren habe, mochten sie auch wohl nicht Unrecht haben. Diese riethen mir also davon ab; ich selbst schwankte und konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Am 1. September besuchte mich auch Dr. Friedrich aus Leipzig, der als Kajütenpassagier auf demselben Schiffe mit mir über See gekommen war. Er sagte mir, meine Krankheit sei hauptsächlich eine Folge der auf Seereisen so gewöhnlichen Leibesverstopfung. Andere Umstände möchten wohl zur Zeit der Ausschiffung mitgewirkt haben, und durch dieses Zusammenwirken sei das gegenwärtige Uebel herbeigeführt worden. Hätte ich nur gleich nach der Landung etwas Bittersalz oder sonst ein gelindes Abführungsmittel genommen, so würde es sich bald beseitigt haben. Das Aderlassen erklärte er für nutzlos. Vom Krankenhause rieth auch er mir ab, weil er, wie er sagte, dafür halte, daß Bewegung mir am zuträglichsten sei und es deshalb für mich besser wäre, wenn ich ohne Verzug in Begleitung einiger Bekannten meine Reise fortsetzen könnte. Gerade jetzt kam Paul Bräutigam von Baltimore zurück. Er hatte sich vorgenommen, auch nach Buffalo zu gehen. Dr. Friedrich, so wie alle Anderen, die sich

für mich interessirten, beredeten ihn dazu, ohne daß ich etwas davon wußte, daß er mich doch zur Mitreise ermuthigen möchte. Er ließ es nun auch nicht an Zureden fehlen, und ich willigte ein. Meine zärtlich sorgende Landsmännin bot ihre ganze Beredtsamkeit auf, mich von diesem Entschlusse abzubringen, weil sie Verschlimmerung des Uebels fürchtete. Sie ging selber noch einmal zu Dr. Senf, und dieser kam mit ihr zurück; doch auch er war derselben Meinung, daß von den Bewegungen der Reise nur heilsame Folgen für mich zu hoffen wären, und nun erst fand auch sie sich beruhigt. Der Arzt gab mir noch einige Arzneien, begleitet von einigen Verhaltungsregeln, mit auf den Weg, und auch meinen Reisegenossen gab er in Rücksicht auf mich noch einige Anweisungen. Paul Bräutigam ging jetzt nach dem Comptoir einer Transportationscompagnie, d. h. einer Gesellschaft, die für das Fortschaffen von Personen und Frachtgütern auf Dampfbooten, Eisenbahnen und Canälen sorgt. Hier hatte er für sich und seine zwei Kinder und auch zugleich für mich auf die ganze Strecke von New-York bis Buffalo das Passagegeld mit 5½ Dollars für die Person bezahlt und darüber einen Schein erhalten. An Gepäck hat jeder Passagier 50 Pfund frei; für Uebergewicht muß noch etwas vergütet werden. Nachmittags wurden noch alle übrigen wegen der Abreise nöthigen Anstalten getroffen, und so fuhren wir denn — es war am 1. September — nachdem ich mit tiefbewegtem Herzen von meiner edelmüthigen Landsmännin und Wohlthäterin Abschied genommen, mit unserem Gepäck nach dem Punkte des Landungsplatzes, wo die zwischen New-York und Albany laufenden Dampfboote anlegen, und bestiegen eins von denen, die an diesem Tage um 5 Uhr nach letzterer Stadt abgehen sollten.

Ich finde es angemessen, hier gleich noch folgende Erinnerung anzufügen. — Ich war zwar schon vor meiner Ankunft in New-York von dem Vorhandensein einer dortigen „privilegirten deutschen Gesellschaft" unterrichtet, sowie von dem Bestehen solcher Gesellschaften in mehreren andern amerikanischen Städten; über den eigentlichen Zweck, die Bedeutung und das Wirken dieser Vereine hatte ich aber zu wenig Kenntniß. Ich glaubte, diese beschränkten sich bloß darauf, daß sie dürftigen deutschen Einwanderern, um ihnen zu ihrem Weiterkommen behilflich zu sein, eine mäßige Gabe an Geld verabreichen ließen, und in diesem Glauben wurde ich auch von mehreren, schon eine ziemliche Zeit in New-York wohnenden Deutschen bestärkt. Ihre Wirksamkeit mochte sich, bis zu jener Zeit, in den meisten Fällen wohl auch nicht viel weiter erstreckt haben, und wie ich hörte, wur-

den sie auch zur Ungebühr von Hilfesuchenden überlaufen. Ich empfand daher gar keine Neigung, mich an die in New-York bestehende zu wenden, so gut das auch gewiß für mich gewesen wäre, wenn ich es gleich beim Eintreten meines fatalen Zustandes gethan hätte. Denn wenn ich nicht kam, um eine Gabe zu betteln, sondern nur, um bescheiden um einen guten Rath zu bitten, so wäre ich auch, wie ich nun weiß, gewiß nicht ohne Rath und Hilfe gelassen worden. — Seit jener Zeit ist das Wirken der „deutschen Gesellschaften" viel ausgedehnter geworden, und große Verbesserungen sind darin eingetreten. Ich rathe daher jedem deutschen Einwanderer, wenn ihn in New-York oder in irgend einer andern beträchtlichen Stadt der Vereinigten Staaten ein ähnliches Schicksal wie mich treffen, oder er sonst in einer ihm zustoßenden Noth, oder in irgend einer wichtigen oder kritischen Angelegenheit Auskunft, Rath und Hilfe brauchen sollte, sich vertrauensvoll und zuversichtlich an einen dieser wohlthätigen Vereine zu wenden, und wenn die Directoren sehen, daß sie es nicht mit einem schamlosen Bettler, sondern mit einem redlich Rathsuchenden zu thun haben, so werden sie sich auch gegen ihn so verhalten, daß er mit dem, was sie thun, zufrieden sein kann und auch sein wird. Wo die Agentur der deutschen Gesellschaft (Agency of the German Society) etablirt ist, kann er allemal von jedem deutschen Wirthe, Handwerker oder Kaufmann leicht erfahren. Schon seit mehreren Jahren befand sie sich in New-York in Fultonstreet Nr. 150, und wahrscheinlich ist sie noch da. Von der Bestimmung und dem Wirken dieser deutschen Gesellschaften bei anderer Gelegenheit mehr.

In Rücksicht auf diesen Theil meiner Erzählungen, insbesondere aber in Betracht der Erfahrungen, die ich sogleich bei und kurz nach meiner Landung in New-York machen mußte, möchte ich dem Auswanderer noch einige, wie ich glaube, beachtungswerthe Winke geben.

Es ist allerdings viel werth, Reisegefährten zu haben, auf die man sich bei vorkommenden Verlegenheiten und Nothfällen verlassen kann, und ein wahrhaft treuer Freund ist für den Auswanderer in der That weit mehr als Goldes werth. Verlasse sich aber ja Keiner zu viel auf Bekannte aus der Heimath oder auf nahe Verwandte, und wenn es selbst Geschwister wären, wenn sie nicht vorher schon, in Zeiten der Noth geprüft, sich auch wirklich als zuverlässige Freunde bewährten. Es ist etwas Eigenes um die Auswanderung, und ein eigenthümlicher Geist schwingt seine Fittige bald über die von dannen

ziehenden Schaaren! Alle Rücksichten, die man in der Heimath sich gegenseitig schuldig zu sein glaubte, selbst wenn auch die Gemüther nicht allemal übereinstimmen, treten nun bei den Meisten ganz in den Hintergrund, und Eigennutz und Selbstsucht nehmen deren Platz ein. Hat ein Mensch einmal Heimath und Vaterland aufgegeben, dann zeigt er sich auch oft in Kurzem als ein ganz anderer, und etwa vorkommende Verdrießlichkeiten während der Reise dienen nur dazu, die mißtrauischen Gemüther einander noch mehr zu entfremden! Ebendeshalb kommen auch Pläne zu gemeinschaftlichen Unternehmungen in Amerika, die in der Heimath gefaßt wurden, selten zur Ausführung, und seltener noch gelingen sie.

Auf der andern Seite trifft man vielleicht auf diesem verhängnißvollen Wege, oder auch schon in dem erkornen Lande mit einem Menschen zusammen, den man vorher in seinem Leben nicht sah. Doch die gleichgestimmten Gemüther verstehen einander bald, und ohne sich eigentlich recht bewußt zu sein, warum? fühlen sie sich gegenseitig zu einander hingezogen. Es begegnet vielleicht einem von ihnen ein Mißgeschick, und der Andere steht keinen Augenblick an, einen Theil seiner Zeit, seiner Kräfte und seines Vermögens dem neuen Gegenstande seiner Achtung zum Opfer zu bringen, ohne daß er irgend eine Vergeltung dafür hoffen könnte. Und was sollte nun wohl den Ersteren hindern, in seinem neuen Freunde einen Engel zu erkennen, den der Herr ihm zum Troste, zur Hilfe und zur Rettung sandte, und von diesem mehr zu hoffen, als von vielen sogenannten Freunden, die bei allem, was sie für andere thun, nur immer ängstlich rechnen? — Ja wohl, dafür halte er ihn und das hoffe er getrost von ihm, aber auch er ehre die mahnende Stimme seines Herzens als Gottes Ruf, der ihn auffordert, seinem leidenden Freunde Tröster und Retter zu sein, und zögere keinen Augenblick, diesem Rufe willig Folge zu leisten! Doch lasse sich auch Niemand durch sein Gefühl zu schnell bestechen, und das goldene: Trau', Schau', Wem? schwebe Jedem lebhaft vor!

Ich habe einiger Vorfälle gedacht, welche mir geeignet scheinen, darauf aufmerksam zu machen, wie oft man, durch briefliche Nachrichten von in Amerika lebenden Verwandten und Bekannten getäuscht, über den wahren Stand der Dinge geblendet und zu seinem Schaden und Nachtheil irregeleitet werden kann, und wie wenig Gewicht überhaupt auf solche Nachrichten zu legen ist. — Mancher Ausgewanderte glaubte nämlich des glücklichen Erfolgs seines vorhabenden Schrittes schon im Voraus so völlig versichert zu sein, daß er noch

im Vaterlande seinen Freunden und Nachbarn schon das, wie er wähnte, in der neuen Welt auf ihn wartende Glück in den glänzendsten Farben und mit der zweifellosesten Zuversicht schilderte und alle ihre wohlgemeinten Warnungen spöttisch verlachte. Er betrat Amerika und — fand vieles, fand vielleicht alles ganz anders, als er es erwartet und es seinem Wahne gemäß jenen vorgemalt hatte. Doch er möchte dieß nicht gern sich selbst, wie viel weniger andern gestehen; er tritt also gegen sich selbst, d. h. gegen sein eignes besseres Wissen, in den Kampf und sucht auch Andere zu täuschen. Eitelkeit und Stolz verbieten ihm, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Ein Anderer sieht seine Kasse geschmolzen; aber noch keine Quelle kann er erspähen, aus der etwas Erkleckliches wieder in dieselbe fließen könnte. Er hat vielleicht noch wohlhabende Eltern oder andere Verwandte in der alten Heimath, und hierauf baut er seine Pläne. Er glaubt, wenn jene zu bewegen wären, mit ihrem Vermögen zu ihm zu kommen, so sei ihm geholfen; denn — es könne nicht fehlen — bei ihrer Unkenntniß der hiesigen Verhältnisse müßten sie sich seinem Rath und seiner Leitung anvertrauen, und er werde dann klug genug sein, dabei vorzüglich seinen Vortheil und nebenbei auch den ihrigen in's Auge zu fassen. Er beschließt, nichts unversucht zu lassen, um sie hereinzulocken, und da ihm dazu die Darstellung der Wahrheit nicht sonderlich förderlich dünkt, so trägt er kein Bedenken, sie ein wenig, manchmal auch weit, sehr weit, bei Seite zu setzen.

Wieder ein Anderer, wenn ihm zu Gemüthe geführt wird, daß er in seinen Briefen in die Heimath der Wahrheit wehegethan habe, erklärt ganz unverholen: „Ich werde mich wohl hüten, ihnen alles so pünktlich und genau zu schreiben, wie es wirklich hier und um mich steht! Wenn sie in allen Stücken den Grund wissen wollen, so mögen sie hereinkommen, und wenn sie das nicht wollen, so müssen sie zufrieden sein mit dem, was wir ihnen schreiben.“

Und noch ein anderer kam reichlich mit Geld und andern Bedürfnissen versehen nach Amerika. Er war so glücklich, in eine Umgebung zu kommen, die ihm so ziemlich zusagte; überhaupt waren ihm die Umstände gleich im Anfang günstig. Er schreibt seinen ersten Brief in die Heimath zu einer Zeit, wo er, noch mit guten deutschen Kleidern versehen, für gutes deutsches Geld sorglos und behaglich lebt. Das Land und seine Verhältnisse hat er noch wenig kennen gelernt; doch er findet für gut, die schon von vielen Andern im ähnlichen Fall angestimmte Melodie: Wie herrlich ist die neue Welt! unbedenklich nachzuleiern. Vielleicht ändern sich aber in Kurzem

die Umstände, die Augen gehen ihm auf, und manches erscheint ihm nun anders als vorher. Jetzt schreibt er wieder, doch er ist zu stolz, um einzugestehen, daß er sich geirrt habe, und so weiß er nichts Besseres zu thun, als, seiner eigenen Ueberzeugung Hohn sprechend, in der alten Weise fortzufahren, oder sollte ihm dieß zu sehr unter seiner Würde scheinen, so schreibt er lieber gar nicht.

In eine ähnliche Verlegenheit kommen noch viele andere auch der besten und edeldenkendsten Menschen. Sie finden sich in Amerika getäuscht — sie fühlen sich unglücklich. Mit der Wahrheit können sie also den Ihrigen keine Freude machen und Lügen mögen sie ihnen auch nicht schreiben; demnach halten sie für's Rühmlichste und Beste, ganz zu schweigen.

Nun, wird vielleicht hier mancher sagen, unter die ersten Classen dieser Leute gehört unser Sohn, unser Bruder u. s. w. nicht. Er hat versprochen, uns die reine Wahrheit zu schreiben, und das wird er auch thun! — Nun wohl! ich wünsche euch Glück dazu, wenn er es thut. Ein Anderer wird sagen: dies alles mag in einzelnen Fällen vorkommen, aber es sind doch nur Ausnahmen. Wollte Gott, es wäre so! aber es ist unbestreitbare Thatsache, und die Erfahrung lehrt, und zwar nicht allein die meinige, sondern die Erfahrung von Tausenden lehrt es, daß diese sogenannten Ausnahmen beinahe als Regel dastehen und das bessere Gegentheil fast nur ausnahmsweise erscheint. Und ich fühle mich gedrungen, hier wieder zu erinnern: viele Deutsche, sowie sie das sogenannte Land der Freiheit betreten haben, unterliegen einer gänzlichen Umwandlung. Sie hören in jedem Sinne des Worts auf, Deutsche zu sein, und manche unter ihnen, die in der Heimath für redliche Leute galten, sind bald fähig, das, was sie im Vaterlande als heilig und theuer und recht und schicklich verehren lernten, schonungslos mit Füßen zu treten! — Noch einmal wiederhole ich: hat der Mensch einmal Heimath und Vaterland aufgegeben, so steht er leicht in Kurzem als ein ganz Anderer da!

In Erzählung der Horn'schen Geschichte bin ich schon ziemlich weitläufig geworden, und noch ist sie nicht ganz zu Ende; allein ich glaube auch, daß sie alle Würdigung verdient. Es liegt in ihr manche wichtige Lehre für einen jeden, insbesondere aber für Reisende und Auswanderer nach Amerika. Freilich läßt sich hier wohl sagen: „Horn handelte aber auch sehr unvorsichtig, daß er so viele Auslagen für seine Geschwister und Andere machte, ohne Sicherheit für deren Wiedererstattung zu haben.“ — Es mag so sein, allein er that das im Vertrauen auf ihre Rechtlichkeit, ehe er noch — immer wieder

werde ich an den aufgestellten Universalgrundsatz unwillkürlich erinnert — etwas von den Wirkungen des neuen Geistes ahnte, der sich oft nur zu bald über die Auswanderer ergießt. Allerdings giebt es Mittel, den in der Heimath geschlossenen Verträgen auch für Amerika verbindliche Kraft zu verleihen; allein schwindet nur erst das Rechtlichkeitsgefühl der Contrahenten, dann wird man bald erfahren, daß unter allen Mitteln in der Welt die sogenannten Rechtsmittel die erbärmlichsten sind und dem Menschen Glück zu wünschen ist, der nie zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen braucht! Ferner mag gesagt werden: „Mit so mancherlei Commissionen hätte sich Horn nicht befassen sollen!" Auch dieß zugegeben; allein wenn ihn seine Mitbürger in diesem Bezuge durch ihr Vertrauen ehrten, sollte er dieß wohl geradezu von sich weisen, zumal er es ohne Zweifel in gewisser Rücksicht für seine Pflicht hielt, diese Aufträge zu übernehmen? Noch läßt sich sagen: „daß Horn sich immer an die Spitze stellte und alles leiten wollte, daß er sich jeder Mühwaltung unterzog und sich dafür noch auslachen ließ, das war sehr unklug von ihm! Hatte er denn bisher noch nicht erfahren, daß Undank der Welt Lohn sei?" Unstreitig hatte er dieß schon erfahren, allein wer dieses Sprichwort immer zu fest im Auge hat, der wird oft versäumen, zu handeln, wo er doch zu seinem und Anderer Wohl handeln sollte, und wenn in solchen Fällen immer Einer auf den Andern wartet, dann geschieht oft gar nicht, was doch nothwendig geschehen sollte. Mancher möchte auch wohl geneigt sein, zu fragen: „Sollte denn aber auch wohl nur Pflichtgefühl und reine Dienstbeflissenheit die Triebfeder von Horn's Handlungen gewesen sein, oder hatte er dabei auch seinen Vortheil oder diesen vielleicht vorzüglich im Auge? War er an seinem Mißgeschick schuldlos, oder trug er vielleicht einen großen Theil desselben in Folge eigner Schuld?" — Zweifeln läßt sich an allem, und verdächtigen läßt sich auch alles! Gesetzt aber, es wäre so, so ist deshalb der Erfolg für den Auswanderer nicht weniger lehrreich und warnend. Glaubt er in diesen Handlungen hier und da Verwerfliches zu sehen, so hüte er sich, in ähnliche Schuld zu verfallen; fühlt er sich aber gedrungen, Horn's beharrliche Ausdauer im Mißgeschick und seinen Eifer in strenger Erfüllung aller Verbindlichkeiten, trotz dieses Mißgeschicks, zu ehren, nun so gehe er hin und thue desgleichen! — Noch werden sich vielleicht Stimmen erheben und sagen: „Nun, das nehme man uns aber nicht übel; Jacob Horn's Braut- oder Weiberspeculation war doch in der That eine zu kitzliche und sonderbare!" — Ja, Ja! mir kommt sie selber so vor, und der Erfolg hat bewiesen,

daß sie allerdings nicht viel werth war. Doch wer, und wäre er auch noch so verständig und klug, hat denn wohl in seinem Leben noch alles beim rechten Ende erfaßt, oder wer hätte denn wohl noch nie einen albernen Streich gemacht? Am strengsten richten aber gewöhnlich Solche über die Handlungen Anderer, die nie fähig waren, selbstständig zu handeln, sondern nur immer der Spielball des Zufalls, oder die Nachtreter und Maschinen Anderer waren. Und Mancher mag auch wohl denken oder sagen: „Nun so etwas sollte von mir doch nicht geschehen!" Ja wohl! gerade so etwas vermuthlich nicht, aber vielleicht etwas anderes, das um kein Haar besser, wenn nicht noch schlimmer ist. Wer da meint, fest und sicher zu stehen, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. Die meisten Mißgriffe der nach Amerika Auswandernden waren bisher im Allgemeinen stets die Folge der Unbekanntschaft mit der Beschaffenheit und den Verhältnissen dieses Landes und den mit einer Uebersiedelung dahin verknüpften Umständen, insbesondere aber die Folge der durch falsche Berichte und Darstellungen in ihnen erzeugten irrigen Ansichten und überspannten Vorstellungen und Begriffe von demselben. Jeder in Zukunft dahin Ziehende suche sich noch vor seinem Abgange aus der Heimath darüber bestmöglichst zu belehren, er prüfe, was er darüber hört oder liest, vorurtheilslos und mit ruhiger Ueberlegung und nehme nun mit Bedacht seine Maaßregeln; dann wird man gewiß von vorgekommenen Mißgriffen weit weniger als bisher hören.

IV.

Reise von New-York nach Buffalo. — Der große newyorker Canal. — Albany, Utica, Rochester. — Die Stadt Buffalo. Das merkwürdige, die halbe amerikanische Handelswelt erschütternde Rathbun'sche Fallissement; einige Bemerkungen darüber. Speculationen in Stadtbaustellen und daraus entspringendes Verderben für viele neueingewanderte Deutsche. — Die Niagarafälle. — Die große New-York- und Erieeisenbahn. —

So befand ich mich denn nun — es war am 1. September 1836 — mit meinen Begleitern auf einem der schwimmenden Paläste, d. i. auf einem der großen Dampfboote, die täglich von New-York nach Albany abgehen, oder von dort zurückkommen. Es waren ihm noch zwei große Transportboote, eins an jeder Seite, angehängt, und auf diesen drei verbundenen Fahrzeugen befanden sich über 600 Passagiere.

Nach 5 Uhr Nachmittags begann das riesige Maschinenwerk unter Zischen und Sausen und Donnern und Brausen, dem staunenden Neuling in der That furchtbar erscheinend, seine gewaltige Thätigkeit. Der Zug setzte sich in Bewegung; wir verloren das große, lebensvolle New-York bald aus den Augen und fuhren den schönen und mächtigen, überall und immerwährend mit Fahrzeugen aller Art bedeckten Hudson hinauf. Bei der Ueberfüllung dieser Fahrzeuge konnte von Bequemlichkeit für die Reisenden keine Rede sein. — Am 3 Sept. des Morgens langten wir bei Albany an.

Dieses liegt 145 Meilen von New-York und 175 Meilen von Boston und ist eine nett gebaute Stadt, mit 35,000 Einwohnern, worunter viele Deutsche sind. Sie ist der Sitz der Regierung des Staates New-York und der Mittelpunkt des Binnenhandels zwischen den nordöstlichen Staaten der Union und den neuen Westländern. Unter ihren öffentlichen Gebäuden sind das Capitol oder das Gebäude, wo die Legislatur des Staats New-York ihre Sitzungen hält, das Stadthaus und mehr als 20 Kirchen bemerkenswerth, von denen einige sehr schöne Gebäude sind. Außerdem giebt es hier ein Theater, ein Museum, eine öffentliche Bibliothek und mehrere schöne Bankgebäude. — Der große Eriecanal, welcher den Hudson mit dem Eriesee verbindet, mündet hier in jenen Fluß, und so auch der 63 Meilen lange Champlaincanal (spr. Tschäm-plehn), durch welchen der Hudson mit dem Champlainsee in Verbindung steht. Das Canalbassin sowohl wie der Landungsdamm sind sehr zweckmäßig angelegt.

Um den Weg nach Buffalo abzukürzen, ist von Albany nach Schenectady (Sken-näck-te-dih) eine Eisenbahn angelegt, auf welcher die 15 Meilen lange Strecke in einer Stunde zurückgelegt wird, während der Wasserweg dahin 30 Meilen beträgt. — Bei Albany wurde unser Gepäck auf die Bagagewagen der Eisenbahn gebracht. Wir selbst bestiegen die Passagierwagen und kamen gegen Mittag nach Schenectady. — Hier mußten wir uns sogleich auf ein Canalboot verfügen, um ohne Aufenthalt die Reise nach dem Eriesee fortzusetzen.

Während der ganzen Fahrt von New-York her fühlte ich mich fortwährend sehr krank, und nun, beim Beginn der Canalfahrt, hatte ich gerade die Krisis meiner Krankheit zu bestehen. Während sich die Fieberhitze schnell minderte, bekam ich den Mund voller Blasen; die Zunge war geschwollen und schrecklich aufgerissen und ebenso die Lippen, so daß sie bei jeder Bewegung des Mundes bluteten. Deshalb war es mir auch durchaus nicht möglich, etwas zu

kauen, was nur einigermaaßen hart war, obgleich die Eßlust sich nun nach und nach wieder einstellte. Lange war ich nicht im Stande, etwas Anderes hinunterzubringen, als ein wenig weichen Aepfelkuchen, dergleichen man am Canal überall zu verkaufen hatte. Als es etwas besser ging, genoß ich frisches Weizenbrod mit Honig, und zur Stillung des immer brennenden Durstes trank ich Zucker- oder Honigwasser, wie es mir vom Arzte empfohlen war. Die Fieberhitze verlor sich endlich ganz; nun wurde ich aber äußerst empfindlich gegen die Kälte und fühlte eine unglaubliche Schwäche. — Dabei waren aber auch alle Umstände für meinen Zustand ungünstig. Die Witterung war äußerst rau, und das Boot war mit Menschen überladen, so daß auch hier an die geringste Bequemlichkeit nicht zu denken war. — Mein Landsmann Paul Bräutigam und dessen Kinder sorgten während dieser ganzen Zeit stets achtsam und unverdrossen für meine Bedürfnisse und suchten mir, soviel sie konnten, meine Lage erträglicher zu machen, sodaß ich diesen Leuten in der That meinen Dank in hohem Grade schuldig bin.

Der Bau des großen Eriecanals wurde im Jahre 1817 begonnen und 1825 vollendet und hat über 5 Millionen Dollars gekostet. Dieser Canal zieht sich beinahe durch den ganzen Staat New-York von Westen gegen Osten hindurch; denn er ist bei Buffalo aus dem Eriesee, dessen Wasserfläche 688 Fuß über der des Hudson erhaben liegt, herausgeführt und endigt bei Albany im letztgenanntem Flusse. Er ist der Längste in den Vereinigten Staaten, nämlich 363 Meilen lang, oben 40 und unten 30 Fuß breit und 4 Fuß tief. Er hat 83 Schleusen und kann mit Fahrzeugen von 50 bis 100 Tonnen befahren werden. In Rochester (Rotsche's-ter) ist er mittelst eines steinernen Aquaducts über den Genesseefluß (Dschenne-sih) geführt. Dieser Aquaduct ist auf einem Grunde von Schieferfelsen erbaut. Er hat 11 gewölbte Bogen, von denen die beiden äußern 40 Fuß und die innern 50 Fuß Spannung haben, und ist im Ganzen 780 Fuß lang. An der einen Seite geht ein mit einem eisernen Geländer versehener Weg für die Pferde hin. — Bei Lockport (Lock-pohrt) ist dieser Canal durch eine Reihe von Felsen hindurchgeführt. Durch 10 große Schleusen wird hier das Wasser 76 Fuß hoch gehoben oder hinabgelassen. Diese Schleusen stehen nämlich, in zwei Reihen abgetheilt, neben einander, und in jeder Reihe stehen fünf derselben stufenweise hinter oder über einander, sodaß, während durch die eine Reihe die Boote hinaufsteigen, die Entgegenkommenden zu gleicher Zeit durch

die andere Reihe herabgehen können. Durch diese Einrichtung wird jeder Aufenthalt vermieden und die Schifffahrt ungemein erleichtert. Das ganze Werk, in den Felsen gehauen und zu beiden Seiten mit hohen Felsenmassen umgeben, bietet sowohl von unten wie von oben einen Anblick dar, der den Beobachter in Staunen versetzt. —

Ueber 3000 Boote verschiedener Art und Größe sind auf dem Eriecanale immer im Gange, und wenn auf jedes derselben entweder zu dessen Führung, oder zur Handhabung der dabei erforderlichen Verrichtungen im Durchschnitt nur fünf Personen gerechnet werden, so ergiebt sich, daß über 15,000 Menschen auf denselben immer ihre Beschäftigung finden. Man theilt sie in Packetboote und Linienboote ein (Packet-boats, spr. Päcket-boots, & Line-boats, Lein-boots). Die ersteren sind gegen 45 Fuß lang und 10—12 Fuß breit und ausschließlich zum Transport von Passagieren und zur Mitnahme von Briefen und kleinen Packeten bestimmt. Sie werden von drei hintereinander gehenden Pferden an einer Leine, die auf der Kante des Verdecks an einer Seite des Boots eingehängt ist, im Trab gezogen und laufen jede Stunde 4 Meilen. Die dazu gehaltenen Pferde, welche in Ställen stehen, die an den bestimmten Stationen am Canal für diesen Zweck erbaut sind, werden allemal nach Zurücklegung einer Strecke von 12 Meilen durch Andere abgelöst. Die Passage auf diesen Booten kostet 4 Cents pr. Meile für die Person. Dafür erhält man Bett und Beköstigung und hat 40 Pfd. Gepäck frei. — Die Linienboote sind 50—60 Fuß lang und 16 Fuß weit. Sie werden von zwei im Schritt gehenden Pferden gezogen und legen die Stunde 3 Meilen zurück. Sie sind ebensowohl zur Aufnahme von Passagieren, als zum Transport von Frachtgut eingerichtet. In den Mittelraum wird die Fracht und das Gepäck der Passagiere geladen, im Vordertheil befindet sich eine Herren- und eine kleine Damencajüte und im Hintertheil die Küche, die Kammer der Bootsleute und das Cabinet des Capitains. Die Passage auf denselben kostet 1½ Cent pr. Meile, wenn man sich selbst beköstigt, und 2½ Cent mit Einschluß der Beköstigung; für das nöthige Bettwerk muß man hier selbst sorgen. Dabei hat man 50 Pfd. Gepäck frei; für das Uebergewicht muß man noch für den Centner ⅕ Cent pr. Meile vergüten. Accordirt man jedoch für mehrere Personen und auf eine große Strecke, so kann man verhältnißmäßig um vieles billiger wegkommen. Ich will übrigens Niemandem rathen, sowie wir es thaten, in New-York für die ganze Fahrt bis Buffalo zu accordiren. Es ist besser, man bezahlt nur für die Fahrt auf dem Dampfboote bis Albany voraus und

sieht sich erst hier auf dem Canal nach den zum Abgange bereitliegenden Schiffen um, um wo möglich auf ein solches zu kommen, das weder mit Fracht, noch mit Passagieren zu vollgestopft ist. Sollte dadurch auch einiger Aufenthalt verursacht werden, so ist das doch lange nicht so schlimm, als wenn man die ganze Canalfahrt unter größter Unbequemlichkeit und Beschwerde machen muß.

Dieser Canal führt theilweise durch sehr schöne und fruchtbare Landschaften, und die daran liegenden Städte und Ortschaften nehmen unbegreiflich schnell an Größe und Bevölkerung zu. Aber auch die dazwischen liegenden Strecken an seinen Ufern hin sind durchgehends mit netten Häusern dicht besetzt, und schöne Kaufmannsläden und Gasthäuser sieht man hier überall in nicht großer Entfernung von einander.

Unter den außer Albany noch an diesem Canale liegenden Städten zeichnet sich Utika (spr. Juh-ti-kå) vortheilhaft aus. Es hat jetzt über 14,000 Einwohner, von denen die Mehrzahl Deutsche und darunter besonders mehrere Thüringer sind.

Ebenso bemerkenswerth ist Rochester. Die ersten Häuser dieser Stadt wurden 1812 erbaut, und jetzt ist es eine der blühendsten Städte im Staate New-York, mit 24,000 Einwohnern. Es hat 6 Kirchen, ein Gerichtshaus (Court-house spr. Kohrt-haus), mehrere große, berühmte Mühlenwerke, welche das feinste Mehl in unglaublichen Quantitäten liefern, und noch verschiedene andere wichtige Fabriken.

Doch die wichtigste und merkwürdigste unter denselben und vielleicht nach kurzer Zeit eine der wichtigsten Städte in der ganzen Union ist Buffalo. Auf einer vom östlichen Ufer des Eriesees sanft ansteigenden Erhöhung und, wie schon mehrfach bemerkt, an der Stelle gelegen, wo der große Canal seinen Anfang nimmt, hat es den doppelten Vortheil der See- sowie der Canalschifffahrt und ist von einer ebenen, fruchtbaren Landschaft umgeben, die sich vorzugsweise eines gesunden Klimas zu erfreuen hat. Es wurde im Jahre 1814 von den Engländern zerstört, und nur ein einziges Haus blieb stehen. Jetzt aber ist es eine regelmäßig gebaute Stadt mit breiten, geraden Straßen und vielen schönen von gebrannten Steinen oder Granit aufgeführten Häusern. Es zählt gegenwärtig über 20,000 Einwohner, wovon mehr als der fünfte Theil Deutsche sind. Es giebt hier sechs Kirchen, ein Courthaus, ein Schauspielhaus, mehrere Markthallen und viele große und prächtige Gasthäuser. Auch hat es einen durch den Einbau eines wohlangelegten steinernen Dammes gebildeten Hafen, an welchem ein Leuchtthurm steht, und dieser Hafen liegt immer voller Schiffe und Fahrzeuge aller Art. Alle Tage gehen regelmäßig Vormittags 10 Uhr

und Nachmittags 5 Uhr mehrere große Dampfschiffe nach allen Landungsplätzen und Häfen an den Binnenseen aus demselben ab; außer diesen laufen aber noch viele Andere stündlich ein oder aus.

Obgleich der Handel für Buffalo das Hauptgeschäft ausmacht, so ist doch das Fabrikwesen dabei keinesweges vernachlässigt. Es giebt hier bereits 3 große Dampfmahlmühlen, eine Dampf- und 5 Wassersägemühlen, 3 Eisenschmelzereien, 4 Eisengießereien nebst damit verbundenen Maschinenfabriken, eine Wollendeckenmanufactur, 3 große Lederfabriken und zwar eine derselben zur Bereitung von Maroquin, zwei große Anstalten zum Sägen der Bausteine, einige Tuchfabriken und mehrere Brauereien und große Branntweinbrennereien. Große und reiche Waarenlager und Waarenhandlungen en gros mit prächtigen Verkaufslocalen giebt es hier viele, und für den Kleinverkauf bestehen mehr als 400 Läden, deren die mehrsten ebenfalls groß und schön sind.

Wahrscheinlich giebt es keine Stadt im Innern der Vereinigten Staaten, die während der Sommermonate von so viel Reisenden passirt würde, wie Buffalo; denn über 100,000 gehen jährlich hier durch. Abgerechnet die große Zahl Einwanderer, welche auf ihrer Reise nach den Westländern durch diese Stadt kommen, wird sie auch von der Mehrzahl der vornehmen Reisenden besucht, die aus den südlichen Staaten nach den im Staate New-York liegenden Badeörtern gehen oder von da zurückkehren, oder die von hier aus den Besuch des großen Niagarafalls unternehmen. Deshalb sind auch die hiesigen Gasthäuser, so viele deren und so geräumig sie auch sind, fast immer in Ueberzahl besetzt.

Am 8. Sept. gegen Mittag kamen wir in Buffalo an. Ich bat nun meinen Begleiter, sich alle Mühe zu geben, meinen Schwager Kröber aufzusuchen. Es war ihm auch gelungen, Kröbers bald zu finden, und ich besuchte sie noch an demselben Tage. Ihr jüngstes Kind war gestorben und am vorhergehenden Tage beerdigt worden. — Mein Schwager sowie der Tischler Krieg, der ihn veranlaßte, über Hals über Kopf mit ihm nach Buffalo zu eilen, um, je eher je besser, alle die Herrlichkeiten zu schauen und zu umfahen, die ihnen nach Kriegs Einbildung hier zu Theil werden sollten, sahen sich beide in ihren Hoffnungen gewaltig betrogen, und ihre hohen Begriffe von den Glückseligkeiten im Lande der Verheißung waren schon ein wenig gesunken. Der steinreich sein sollende Freund und Landsmann Kriegs war nichts mehr und nichts weniger, als ein Tagelöhner, der oft am Abend nicht wußte, von was er morgen leben sollte. Krieg hatte end-

lich Beschäftigung gefunden, nicht so aber Kröber, und er und meine Schwester waren eben mit dem Einpacken ihrer Sachen und mit den sonstigen Vorbereitungen zu einer neuen Reise beschäftigt, indem sie im Begriff standen, den folgenden Tag mit einem Dampfboote über den Eriesee nach Cleveland abzugehen. Paul Bräutigam fand sich ebenfalls geneigt, mit hinüber zu reisen, und auch ich hielt für rathsam, ungeachtet meines noch immer fortdauernden krankhaften Zustandes, mich an sie anzuschließen.

In der Stadt Buffalo herrschte gerade damals eine allgemeine Bestürzung. Ueberall standen auf den Straßen große und kleine Gruppen von Menschen beisammen, Manche niedergeschlagen und traurig, Andere mit, Entrüstung ausdrückenden und noch Andere mit, Hohn und Spott verkündenden Gesichtern. Winselnde Klagetöne, Flüche und Verwünschungen und Ausdrücke der Schadenfreude und des bittern Hohns tönten und dröhnten überall wunderlichseltsam durch einander. Ich hatte mit meinem eignen kläglichen Zustande genug zu schaffen und fand mich eben nicht aufgelegt, mich um Dinge zu bekümmern, die mich nicht unmittelbar berührten; allein endlich wurde es mir doch zu auffallend, und ich fand mich bewogen, zu fragen, was es gebe, was diese Leute vorhätten, was geschehen sei, und erhielt nun zur Antwort: „Ei, der große Rathbun (Rädhs-bon) ist zum T..... gegangen; nun sind sie daran, sein Comptoir und alles zu versiegeln! Man sagt, der Kerl ist bankrott!" — Ueberall und allgemein war dieß Ereigniß der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Bald hörte man, daß mehrere große Fabriken alle ihre Arbeiter entlassen, daß viele Kaufläden geschlossen und manche Comptoirs ihre Geschäfte eingestellt hätten, daß man sogar in den meisten Ziegelbrennereien und Steinbrüchen Stillstand angesagt und die Arbeiter fortgeschickt habe u. s. w. Ganze Reihen im Bau begriffener Häuser blieben jetzt auf einmal stehen, wie sie eben standen, und Maurer, Zimmerleute und Handlanger konnten nichts Besseres thun, als spatzieren gehen. Ganze Schaaren von Landleuten aus weiter Umgegend kamen herein geritten und gelaufen, um sich über diese Alles lähmende und niederschmetternde Nachricht Gewißheit zu verschaffen; kurz, alles Leben, alle Thätigkeit schien erstorben. Ich äußerte gegen einen Kaufmann, einen gebornen Coburger, den ich zufällig traf: „Nun was war denn das für ein Mann, daß seinetwegen die ganzen Geschäfte einer regungsvollen Handelsstadt und ihrer ganzen Umgegend zum Stillstande kommen? Ich dächte, eines Menschen wegen wird doch der Himmel nicht einfallen! Wenn all dieser Glanz und diese Glückseligkeit der Stadt

Buffalo, von welcher man in weiter Ferne ein gewaltiges Geschrei macht, auf keinem festeren Grunde ruht, dann erbarme es Gott!" — „Lieber Freund," erwiederte er, „Sie kennen Amerika noch nicht, sonst würden Sie wohl anders schwatzen."

Dieser Rathbun hatte vor nicht vielen Jahren mit wenigem Vermögen eine kleine Waarenhandlung angelegt. Er war ein Mann, der alle für einen Handelsmann erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigte. Er war ebenso klug und schlau, als unternehmend und entschlossen, und in Beharrlichkeit und Ausdauer beim Ueberwinden aller Hindernisse, die ihm im Verfolgen seiner Pläne entgegentraten, hatte er nicht seinesgleichen. So wuchs sein Vermögen zusehens, und er galt bald für einen der reichsten Kaufleute. Nun unternahm er aber allerlei und die verschiedenartigsten Geschäfte. Er handelte mit cultivirten und rohen Ländereien, die Baustellen ganzer neu abgesteckter Straßen der Stadt Buffalo waren sein Eigenthum, und ganze Reihen schöner, großer und prachtvoller Häuser schossen gleichsam wie Pilze auf seinen Wink aus der Erde empor. Alles schien ihm gelingen zu wollen, und kein Hinderniß hielt er mehr für unbesiegbar. Doch sein unerhörtes Glück verleitete ihn, sich nun ohne alle Vor- und Rücksicht in die wildesten und gewagtesten Speculationen zu werfen. Er war Actionair von einer Menge Banken und hatte mit diesem Lumpenkram Millionen erworben; doch eben dadurch wurde er nur immer unersättlicher und rücksichtsloser. Eben hatte er eine unberechenbaren Gewinn verheißende Speculation vor, allein die Compagnie, mit welcher der Handel abzuschließen war, bestand aus Leuten, die ihn als einen vom Glücke begünstigten Emporkömmling stets haßten und beneideten und ihm mit Mißgunst entgegenstrebten. Er vermuthete also, daß diese seine eignen Papiere nicht annehmen möchten, und baares Geld hatte er für den Augenblick nicht in Händen. Demnach kam er auf den unglücklichen Einfall, auf die Firma eines andern großen entfernten Hauses falsche Wechsel zu machen, um vor der Hand die Zahlung damit zu bewirken. Fast Niemand glaubte, daß er dabei eigentlichen Betrug beabsichtigt habe, sondern man hielt allgemein dafür, daß er dieses verzweifelte Mittel ergriff, weil er gerade kein Besseres wußte und doch auch die gute Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen wollte, indem er im Stande zu sein glaubte, die Wechsel zu rechter Zeit, vermittelst baaren Geldes, wieder an sich zu ziehen. Allein durch ein verderbliches Zusammentreffen der Umstände geschah es, daß diese Sache an's Licht kam. Rathbun machte sich, sobald er Lunte roch, aus dem Staube, jedoch wurde man sei-

ner bald habhaft: er ward nach Buffalo zurückgebracht und ein Proceß gegen ihn eingeleitet. Alle, denen er schuldete, meldeten sich jetzt auf einmal, und es kam nun zum förmlichen Concurs. Obgleich seine liegenden Güter allein weit mehr werth waren, als die Forderungen seiner Gläubiger betrugen, so hatte man doch keine Hoffnung, daß sie völlig befriedigt werden könnten, denn die Hilfe der Justiz ist in Amerika, wie anderwärts, eine zweifelhafte und theure Hilfe und leistet in dergleichen Fällen immer nicht das, was die Betheiligten wünschen. Ich kann nicht sagen, wie es durchgängig damit ausgefallen, auch habe ich nicht erfahren können, wohin Rathbun am Ende gekommen ist; genug, für Buffalo, das diesem Manne mehr als zur Hälfte sein schnelles Aufblühen verdankt, war er verloren. Tausende hatten ihm für lange Zeit ihren guten Verdienst, Hunderte hatten ihm ihren Wohlstand, Viele sogar ihren Reichthum zu verdanken, und oft hörte man, mit Seufzen begleitet, sagen: „Es war doch Schade um ihn! Ein Rathbun steht nicht wieder auf!" So werden Viele noch lange sein Andenken segnen, während für viele Andere durch sein Walten Unglück und Verderben mittelbar herbeigeführt wurden.

In Buffalo — wie überall in Amerika, wo neue Städte angelegt werden — giebt es viele Speculanten, die bisweilen die Bauplätze ganzer Straßen an sich bringen, um sie dann wieder einzeln mit großem Gewinn an Andere zu verkaufen. Viele derselben werden auf die Bedingung verkauft, daß die Kaufsumme terminweise bezahlt wird, nämlich in sechs hinter einander folgenden Jahren, in jedem am festgesetzten Tage der sechste Theil derselben. Jedoch behält der Verkäufer die Hypothek nicht nur über die bloße Baustelle, sondern auch über alles, was darauf angebaut wird, so lange, bis sämmtliche sechs Termine bezahlt sind. Hat nun der Käufer vielleicht ein Gebäude auf die Stelle gebaut und auch mehrere verfallene Termine richtig bezahlt, kann aber jetzt einen derselben nicht einhalten, so kann ihn der Verkäufer sogleich ohne Umstände davon vertreiben. Es ist auch gar nichts Seltenes, daß dieß ganz schonungslos geschieht, und in diesem Falle ist für den bisherigen Inhaber nicht nur der bereits bezahlte Theil des Kaufpreises, sondern auch alles verloren, was er auf Gebäude oder sonstige Anlagen verwendete, denn der Hypothekberechtigte ist ihm in diesem Falle weder Zurückerstattung, noch einige Vergütung schuldig. — So waren denn auch hier in Buffalo viele unbemittelte Deutsche dazu beschwatzt worden, auf solche Bedingungen Baustellen zu kaufen. Es wurde ihnen als ungemein leicht vorgespiegelt, weil sie dieselben nach und nach bezahlen könnten, und es

schien ihnen auch wirklich leicht zu sein, zumal die Meisten wähnten, es müsse mit dem bisherigen Arbeitsdrange und folglich auch mit dem bisherigen Verdienste immer so fort gehen. So hatte Mancher von ihnen seinen Platz mit einer Verzäunung umgeben und ein Haus darauf erbaut; er hatte keine Mühe gespart, sein Gärtchen hübsch anzubauen und auch die verfallnen Termine des Kaufgeldes mehrere Jahre richtig abgetragen, als die verhängnißvolle Rathbun'sche Katastrophe eintrat. Alle Beschäftigungen und somit aller Verdienst hörten nun mit einem Male auf; er war nicht im Stande, für den nächsten Termin seine Verbindlichkeit zu erfüllen, und der herz- und gefühllose Speculant nahm nun keinen Anstand, diese für ihn so erwünschte Gelegenheit zu ergreifen, um den armen Mann ohne Nachsicht und Schonung von Haus und Hof zu vertreiben, ohne nöthig zu haben, sich zur geringsten Entschädigung zu verstehen. Den Platz, der nun im Werthe bedeutend gestiegen war, zog er auf diese bequeme Weise wieder an sich, um denselben, je eher je lieber, auf ähnliche Bedingungen hin abermals zu verschachern. Viele der auf diese Weise Geprellten hatten früher in ihren Briefen in die alte Heimath nicht Worte finden können, die ihnen genügten, um ihr vermeintes Glück in der neuen Welt sattsam zu preisen, und hatten alles Mögliche gethan, um auch ihre noch zurückgebliebenen Verwandten und Bekannten hinüberzulocken. Diese kamen endlich dort an, erfüllt mit den ausschweifendsten Hoffnungen, aber sie fanden ihre Verführer nicht mehr da, wo sie dieselben suchten. Einzelne trafen sich irgendwo nach längerer oder kürzerer Zeit wieder: Verlegenheit auf der einen und rücksichtslose und unzarte Vorwürfe von der andern Seite waren gewöhnlich die ersten Ergebnisse dieses Zusammentreffens, und beide Theile vereinigten sich oft endlich nur darin, daß sie das Land verfluchten, wo ihnen so Arges begegnet war, ungeachtet sie doch den größten Theil der Schuld sich nur selbst beizumessen hatten. — Und so ging dieser Rathbun zu Grunde, ein warnendes Beispiel für Alle, die, wie das vorzüglich in Amerika an der Tagesordnung ist, mit ihren Speculationen über ihre Kräfte hinausgehen, und die dann leicht sich so weit vergessen, daß sie endlich im Drange der Umstände Maaßregeln ergreifen, die allerdings nicht zu billigen sind. Aber auch für Alle, die leicht alles für Gold halten, was glänzt, und die sich zu leicht durch Blendwerk, Luftgebilde und trügerische Vorspiegelungen irreleiten lassen, kann und möge diese Geschichte belehrend und warnend sein!

Gern wäre ich einige Zeit in Buffalo geblieben, um meine Genesung hier abzuwarten und, sobald es in dieser Hinsicht nur möglich

sein möchte, einen Ausflug nach dem weltberühmten Niagarafall (spr Nei=eh=ge=reh) zu machen. Allein mein Schwager Kröber wollte nicht länger hier verweilen und Paul Bräutigam war auch nicht dazu geneigt; was wollte ich nun machen? — Der Gedanke war mir unerträglich, und ich konnte mich fast nicht dazu entschließen, daß ich aus dieser Gegend hinweggehen sollte, ohne diesen großen Wasserfall gesehen zu haben, welchen zu sehen Tausende, und zwar nicht nur aus Amerika, sondern auch aus allen Gegenden Europas hieher kommen, und dem Buffalo so nahe liegt, daß man hier sein mächtiges Brausen ganz deutlich unterscheiden kann. Von Buffalo sind 21 Meilen dahin; zu einer andern Zeit und bei gesunden Tagen wären diese 7 Stunden Weges für mich ein Spatziergang gewesen, doch bei meinem jetzigen Zustande mußte ich mir den Gedanken daran gänzlich aus dem Sinne schlagen. Ich wollte mein Schicksal nicht versuchen, weil ich immer einen Rückfall meiner Krankheit fürchtete. Daß diese Furcht nicht ohne allen Grund war, hat die Folge hinlänglich bewiesen, und so entschloß ich mich denn zur Mitreise.

Da ich demnach keine Beschreibung dieses großen Naturwunders aus eigner Anschauung geben kann, so verweise ich die Leser auf den dritten Band von Cannabich's geographischem Handbuch. Die dort enthaltene Schilderung habe ich mit den in amerikanischen Werken gegebenen am übereinstimmendsten gefunden.

Außer den längs des großen New=Yorker Canals hinlaufenden Poststraßen (Stage-roads, spr. Steetschroods) nimmt noch eine andere Hauptstraße bei Cattskill am Hudson ihren Anfang, und, die südlichen Landschaften des Staats durchlaufend, führt sie durch die Städte Ithaca, Bath, Canisteo, Angelika, Ellicottville und Mayville nach Portland am Eriesee. Die damals im Bau begriffene, vielleicht nunmehr vollendete große, von dem Hudsonfluß nach dem Eriesee führende, sogenannte New=York= und Erieeisenbahn (New-York &. Erie Railroad, spr. Niu=johrk änd ihri Rähl=rood) zieht sich in der Nähe dieser Straße und in derselben Richtung hin. Ist sie wirklich vollendet, so haben die Einwanderer und Reisenden, welche von New=York nach den Westländern zu gehen gedenken, nunmehr die Wahl, ob sie den Canal oder die Eisenbahn benutzen wollen; und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Eisenbahn in Zukunft die Hauptheerstraße für alle von den Nordostküsten gegen Westen Ziehenden sein wird. Auf jeden Fall würde sie für die Meisten derselben die bequemste und wohlfeilste sein.

V.

Reise von Buffalo nach Cleveland. — Der Eriesee. — Cleveland; Aufenthalt daselbst. — Höchster Stand des Papierwesens, damit verknüpftes Blendwerk und nebenherlaufendes Elend. — Bemerkungen über den Zustand manches neueingewanderten Deutschen, über den Zustand der Fabrikarbeiter und über amerikanische Credit- und Geschäftsschwindelei. — Reise nach Akron und Canton. — Erwähnenswerthe Schicksale einer zu gleicher Zeit mit mir hinübergegangenen Familie aus dem Altenburgischen. — Der Ohiocanal.

Am 9. September 1836 des Morgens trafen wir die nöthigen Anstalten zur beabsichtigten Weiterreise über den Eriesee nach Cleveland (spr Klief-länd). Es ward uns gesagt, daß wir hier nicht nöthig hätten, zuvor auf das Comptoir der Transportationscompagnie zu gehen, um eine Eintrittskarte auf das Fahrzeug zu lösen, sondern uns mit unserem Gepäck ohne Umstände auf das Dampfboot begeben könnten; das Passagegeld werde dann erst während der Fahrt von dem Schiffsschreiber eingefordert, und man habe noch nie gehört, daß Jemandem zuviel abgenommen worden sei. Wir ließen demnach unsere Bagage durch einen Trayman (Treh-menn — Karrenführer) nach dem Hafendamm bringen und betraten etwas vor 10 Uhr das Boot.

Der Eriesee liegt in einer von Südwest gegen Nordost laufenden Richtung. Seine größte Länge beträgt 280 und die größte Breite 70 Meilen; er bedeckt einen Flächenraum von ungefähr 8000 Q. M. und seine größte Tiefe beträgt 250 bis 300 Fuß. (Die deutsche Quadrat-M. enthält ungefähr 21⅔ engl.; folglich machen 8000 engl. Q. M. ohngefähr 370 deutsche aus.) Das Bett des Erie besteht aus Felsengrund. Bei starkem Winde wird er äußerst ungestüm, und an seinen Küsten, die an vielen Stellen den Meeresküsten gleichen, bricht sich eine starke, hochaufsteigende Brandung. Er ist viel seichter, als die übrigen großen canadischen Seen, und da von der Nordwest- oder canadischen Küste her, welche höher und steiler als die amerikanische ist, sich eine Menge vorspringender Felsen in denselben hinein erstrecken, so ist die Schifffahrt auf diesem See gefährlich; überdieß wird er auch durch eine beständige Strömung bewegt und die Nordwest- und Südwestwinde herrschen auf ihm vor. Seine Felsenufer sind an manchen Stellen über 100 Fuß hoch und auf die verschiedenartigste Weise gespalten und ausgehöhlt. Der Erie ist als ein großes Centralbassin zu betrachten, von welchem aus sich die Wasserstraßen für die Schifffahrt im Innern Nordamerika's nach allen Seiten hin

in einer Größe und Ausdehnung erstrecken, wie sie wohl nicht leicht anderswo auf der Erde wiedergefunden wird. Von dem Erie aus können Schiffe die Länder Nordamerika's durchkreuzen; sie können von ihm aus das atlantische Meer in südlicher und nördlicher Richtung erreichen und die Erzeugnisse aller Länder und Himmelsstriche nach jeder Richtung hin verführen. Und da vermittelst des Welland-canals (Uel-länd) der Ontariosee mit dem Erie in schiffbarer Verbindung steht und auch bereits Vorkehrungen getroffen sind, um den St. Lorenzstrom, vom Ontario aus, zu einem Schiffscanal nach Montreal (Monn-trihl) zu machen, so werden nach einiger Zeit Schiffe von England aus über Quebeck (Kwih-beck) durch den Ontario nach dem Erie gelangen können. Durch die Canäle in den Staaten Ohio und Pennsylvanien ist eine Wasserverbindung mit dem Ohioflusse und durch diesen mit dem Missisippi eröffnet, und in den Seen Huron und Michigan bietet sich ein anderer Canal dar, durch welchen ebenfalls eine Verbindung zwischen dem Eriesee und dem mexikanischen Meerbusen zu Stande kommt. Daher herrscht auch auf dem Erie ein Schifffahrts- und Handelsverkehr, der an Lebhaftigkeit, Wichtigkeit und Ausdehnung immermehr zunimmt, so daß über 300 Segel- und mehr als 50 Dampfschiffe auf demselben stets gewinnreiche Beschäftigung finden.

Um 10 Uhr ertönte die Glocke unseres mächtigen Dampfers zum dritten Male, und zu gleicher Zeit erscholl die rauschende Musik eines Chors, das sich auf dem Balkon eines am Hafen gelegenen Hotels aufgestellt hatte, wie das in Buffalo beim Abgange der Packetschiffe gebräuchlich ist. Die Ketten, womit derselbe am Hafendamm befestigt war, wurden hereingezogen, die ungeheuren Wasserräder, durch die Kraft des Dampfes in Umtrieb gebracht, schlugen in die schäumenden Fluthen, und die Fahrt begann.

Es war die prächtige „North-Amerika", die uns trug, eines der größten und schönsten Dampfboote, die den Erie befahren, jedoch dießmal mit Passagieren zur Ungebühr überladen. Ueber 400 Menschen befanden sich am Bord; auch hatten auf dem unteren Vorderdeck 20 Pferde Platz finden müssen. Auf dem oberen Verdeck standen 15 vierräderige Wagen, völlig in der für den Gebrauch erforderlichen Aufstellung. Diese nahmen aber höchstens die Hälfte des Decks hinweg, und schon daraus geht hervor, welch' ein schwimmendes Riesengebäude es war, auf dem wir uns befanden.

Es war kaltes, trübes, unfreundliches Wetter; von den Ufer-

landschaften ließ sich also nicht viel beobachten. Bei meiner Schwäche und meinem fortwährend krankhaften Zustande mußte ich natürlich von der rauen Witterung doppelt leiden. Das für die Deckpassagiere bestimmte Gemach war für die große Anzahl derselben viel zu klein; auch war es bei unserer Ankunft auf dem Schiffe schon überfüllt, und ein widerlicher, unausstehlicher Dunst strömte aus demselben dem Eintretenden entgegen. Deshalb zogen wir vor, wie noch viele Andere ebenfalls thaten, lieber auf dem Verdeck zu bleiben. Die folgende Nacht trat stürmisches Regenwetter ein, und dabei wurde es auch immer kälter. Das ganze Verdeck war ebenfalls mit Menschen bedeckt; daher war es kaum möglich, sich einige Bewegung zu machen. Bei stillem Wetter wird gewöhnlich das Verdeck mit Tüchern überspannt, allein das ließ sich jetzt nicht thun, und so suchte sich denn Jeder, so gut er konnte, unter einem der dastehenden Wagen zu bergen. Ich wußte mich vor Frost kaum zu retten und suchte mich nur immer durch Anklammern an den Schornstein etwas zu erwärmen. Sehnlich wünschte ich, wenigstens etwas warmes Getränk zu erhalten, aber es war nicht möglich. Ich selber konnte mir, meiner Schwäche wegen, nicht helfen, und mein Gefährte Paul Bräutigam wußte in dem unheimlichen Wirrwarr auch keinen Rath zu schaffen, so gern er es auch gethan hätte. Darüber braucht sich auch Niemand zu wundern, denn es ist allerdings eine schwere Aufgabe für einen der englischen Sprache unkundigen Einwanderer, in einem so entsetzlichen Gewühl, wie uns hier umgab, sich zurechtzufinden.

Am 10ten ließ das Regenwetter etwas nach; um desto stärker stellte es sich aber die folgende Nacht wieder ein und zwar von ziemlich heftigem Winde begleitet, so daß sich bald Niemand mehr vor der Nässe zu schützen vermochte. Mir wird diese Schreckensnacht während meines ganzen Lebens merkwürdig bleiben! Zitternd und bebend vor Frost und Wehe, wußte ich mir auf keine Weise mehr zu helfen. Das Wasser strömte unter meinem Bette hinweg, auch war ich nicht mehr im Stande, mich gegen Durchnässung von obenher zu schützen. Auch außer mir ging es noch Vielen so. Ein herzzerschneidendes Geschrei der armen, durchnäßten, halberstarrten Kinder, die leider auch zahlreich vorhanden waren, erhob sich auf allen Seiten, doch ich hatte für nichts mehr Gefühl; mir war, so zu sagen, Hören und Sehen vergangen. Endlich — es mochte um Mitternacht sein — stand ich auf, arbeitete mich, obgleich mir die Füße beinahe den Dienst versagen wollten, gleichsam wie von Verzweiflung getrieben, durch das Gewirr hindurch und stieg eine der hinter dem Damencabinet ange-

brachten Treppen hinab. Auch dieses Cabinet hatte sich so angefüllt, daß mehrere der Bewohnerinnen, wegen Mangels an hinreichenden Lagerstellen, die Nacht auf Stühlen sitzend oder liegend zubringen mußten. Zwei junge Damen hatten sich, wahrscheinlich um sich ein Weilchen in der frischen Luft zu erholen, in ihre Mäntel gehüllt, vor den hinteren Eingang des Cabinets gesetzt. Ich stand jetzt vor ihnen und wußte nicht, was ich eben weiter unternehmen sollte; doch ich faßte schnell den Vorsatz, mein Bett herunter zu tragen und mein Lager unter einer der ziemlich breiten, zu beiden Seiten schräg hinaufgehenden Treppen aufzuschlagen, um so vor der Nässe geschützt zu sein, ohne im mindesten daran zu denken, daß dieß schlechterdings nicht erlaubt sei. So eilig ich konnte, stieg ich die Treppe wieder hinauf und erreichte auch bald meinen alten Platz. Alle meine Kräfte auf's neue zusammenraffend, packte ich meine Betten zusammen und begab mich ohne Zaudern wieder hinunter an meinen ausersehenen neuen Ruheort. Hier angelangt, schob ich meinen Pack Betten unter die Treppe und setzte mich darauf. Die noch dasitzenden Damen begriffen vermuthlich schnell, was mir fehlte. „Are you sick, Sir?“ fragte eine von ihnen mit lieblicher Stimme. (Seid Ihr krank, mein Herr?) Ich verstand sie augenblicklich und antwortete: „O yes, Madam, very sick indeed!“ (O ja wohl, Madame, in der That sehr krank!) Schnell rückten beide ihre Stühle hinweg, und sie sagte: „O, please to take more place and lay down!“ (O nehmt gefälligst mehr Platz und legt Euch!) Dazu ließ ich mich denn auch nicht lange nöthigen. Ich rollte meine Betten auseinander und wickelte mich in dieselben ein. Hier war ich nun vor Wind und Regen geschützt: ich wurde bald warm und verfiel, dicht an der brausenden Brandung des Erie dahin schwebend, bald in einen so ruhigen und erquickenden Schlaf, wie ich mich dessen lange nicht zu erfreuen gehabt hatte.

Endlich erwachte ich: es war hoher Tag. Mehrere Herren und Damen standen um mich herum; ich war betroffen und wußte nicht, was ich sagen oder sogleich beginnen sollte. Sie versuchten mit mir zu sprechen, und es war mir äußerst unangenehm, daß ich nicht im Stande war, mich ihnen hinreichend verständlich zu machen. Eben kam der Secretair des Capitains hinzu; er forderte mich auf, ihm für einige Augenblicke zu folgen. Er ging vor mir hin nach dem Vordertheil des Schiffs, und in das Gemach der Deckpassagiere eintretend, verlangte er, daß sogleich ein Platz, den er für den passendsten hielt, für mich geräumt werde; die Inhaber desselben, auch deutsche Einwanderer, machten jedoch ungemein saure Gesichter dazu.

Der ganze Raum war mit einer stinkenden, zurückstoßenden Stickluft erfüllt. Ich dankte dem Secretair für seine gütige Sorgfalt, erklärte aber, daß ich mich dieses Platzes wegen durchaus nicht mit den Leuten streiten möge, sondern mich sogleich wieder auf das Verdeck begeben würde, was ich denn auch ohne Verzug that. — Ich nahm nun ein Gefäß, ging damit nach der Küche, gab dem schwarzen Koch zu verstehen, daß ich etwas Kaffee zu haben wünschte, und hielt ihm einen halben Schilling (25 Pf.) hin. Er sah ein wenig durch die Thür, ob der Weg wohl rein sein möchte, füllte mir meinen Topf, nahm das Geld, gab mir noch ein derbes Stück Zucker in die Hand und sagte: „Well, run quick now!“ (Nun lauft, daß Ihr fortkommt!) Ich säumte auch gar nicht, dieser Weisung nachzukommen, verfügte mich wieder auf's Verdeck und genoß meinen Kaffee. So gut hatte mir in der neuen Welt noch keiner geschmeckt, und ich fühlte mich jetzt zum erstenmale wieder etwas wohl.

Nachmittags wurde das Passagegeld einkassirt. Jeder Kajütenpassagier hatte sechs Dollar, jede Person im Deck zwei und einen halben Dollar zu bezahlen. An folgenden Plätzen halten während der Fahrt die Packetschiffe an:

Dunkirk	spr.	Donnkörk	45	M.	v.	Buffalo
Portland	=	Pohrtländ	60	=	=	=
Erie	=	Ihri	90	=	=	=
Salem	=	Säl=em	116	=	=	=
Ashtabula	=	Aesch=teh=biu=lä	130	=	=	=
Grand River	=	Gränd=Riwwer	158	=	=	=
Cleveland	=	Kliefländ	183	=	=	=

Endlich, am 11. September Abends gegen 10 Uhr, legten wir am Landungsplatze zu Cleveland an. Es war ein Sonntagsabend, alles war still und ruhig, wie es da in amerikanischen Städten zu sein pflegt. Es kamen blos 2 Wagen aus den vornehmsten Hotels an, um die Passagiere abzuholen, die dort zu logiren Lust hatten, aber kein Karrenführer ließ sich sehen. — In ein englisches Gasthaus wollten meine Begleiter nicht gehen, und ein deutsches wußten sie diesen Abend nicht zu finden. Ich selbst, obgleich ich mich den vergangenen Tag über ziemlich wohl befunden hatte, fühlte mich doch so kraftlos, daß ich jetzt des Nachts auch nicht herumlaufen konnte, und so blieben wir denn in Gesellschaft von nahe an 200 Passagieren am Landungsplatze unter freiem Himmel liegen. Es wurde nach Mitternacht empfindlich kalt, und ich fühlte mich am folgenden Morgen wieder sehr unwohl. Sobald der Tag angebrochen war, suchten wir ein deutsches

Gasthaus auf. Wir blieben jedoch nur so lange in demselben, bis wir eine Privatwohnung aufgefunden hatten und diese nun beziehen konnten.

Die Stadt Cleveland liegt am südlichen Ufer des Eriesees, da, wo der große Ohiocanal (spr. O=hei=o) seinen Anfang nimmt und der Cuyahogafluß (Coi=e=ho=gä) einmündet. Dieser Fluß bildet hier an seiner Mündung eine kleine Bai, die dem Platze zu einem guten und geräumigen Hafen dient. Cleveland ist die Hauptstadt von Cuyahoga=County, zum Staate Ohio gehörig, und zählte damals über 7000 Einwohner *). Außer vielen schönen Privatgebäuden hat sie 5 Kirchen, ein schönes Court= oder Gerichtshaus, einen Leuchtthurm, viele schöne Gasthäuser, mehrere große Dampfmahl= und Sägemühlen, eine durch Dampf getriebene Fensterrahmenfabrik, mehrere große Fabriken, wo Dampfmaschinen zu jedem Gebrauche gefertigt werden, und noch verschiedene andere Fabriken. Auch sind hier sehr bedeutende Waarenmagazine und Großhandlungen und überhaupt viele schöne Kaufmannsläden, und ein äußerst lebhafter Verkehr findet fortwährend statt. Es leben hier eine beträchtliche Anzahl Deutsche, und überhaupt ist Cleveland ein wichtiger Anhaltepunkt für die über den Eriesee kommenden Einwanderer.

Die üblen Folgen von dem, was ich während der letzten Fahrt ausgestanden hatte, und wohl noch besonders die des köstlichen Nachtlagers am Abende unsrer Ankunft in Cleveland zeigten sich nur zu bald. Ich wurde kränker als zuvor; besonders wurde ich nun von einem schrecklich würgenden Husten geplagt. Ein junger Mediciner, Namens Klinkhardt, aus Leipzig gebürtig, der später als Freiwilliger mit nach Texas ging, befand sich damals eben in Cleveland. Diesen zog ich zu Rathe; er behandelte mich einige Wochen und zwar mit sehr gutem Erfolge.

Mein Schwager Kröber fand nach einigen Tagen Arbeit in einer Meublesfabrik. — Die papierne Herrlichkeit der nordamerikanischen Freistaaten, von der wir weiterhin mehr zu hören und wahrzunehmen Gelegenheit genug haben werden, stand eben damals gerade auf ihrem Culminationspunkte, auf den sie schlaue Gewinn= und Herrschsucht, durch Anwendung listiger Kniffe und Pfiffe aller Art, kunstvoll hinaufgetrieben hatte **). Die Preise der Lebensmittel sowohl, wie aller andern Bedürfnisse standen auf einer unerhörten Höhe und stiegen noch immer höher und so auch der Lohn der Handwerker und anderer Ar=

---

*) Jetzt (1849) soll sie, nach zuverlässigen statistischen Angaben, deren gegen 20,000 zählen.

**) Vergl. darüber das frühere Werk des Verfs. S. 323 ff.

beiter. Doch war dieser für manche Classe von Arbeitern verhältnißmäßig immer noch zu niedrig, weil in Folge der häufigen Einwanderungen aus Europa, besonders an den Straßen, über welche sich die Fluth der Einwanderung daherwälzte, kein Mangel an Arbeitsuchenden sein konnte. Cleveland war einer von den Plätzen, wo sich diese Ankömmlinge besonders häuften; bisweilen waren allein über 300 eingewanderte Deutsche auf einmal hier. — Die Schreinerprofession war eine von denen, welche in Cleveland noch am wenigsten übersetzt war. Jeder derselben Beflissene fand hier leicht Beschäftigung und, wenigstens dem Anscheine oder dem Namen nach, hohen Lohn. Die Chefs der Meublesfabriken waren meistens Kaufleute, die mit den Banken in Verbindung standen, und so fiel es ihnen nicht eben schwer, ein Bündel Bankwische herbeizuschaffen. Doch der Lumpenkram wurde, je länger je mehr, so übertrieben, daß oft auch dieses Herbeischaffen nicht mehr bewirkt werden konnte, obschon das Land mit Banknoten gleichsam überschwemmt war, und so wurde es, trotz dieser Banknotensündfluth, dennoch schon damals nothwendig, daß die Hälfte aller Geschäfte durch Anweisungen und Ausgleichungen abgemacht werden mußte.

Als Kröber in seine Werkstatt eingetreten war, erhielt er ein Dutzend sogenannte französische Stuhlgestelle zu machen, und es wurde ihm dafür vierzig Dollar Macherlohn zugesagt. Es ging ihm jetzt, wie es um diese Zeit in Amerika so Manchem ging, der auf den ersten Blick jedes glänzende Ding für Gold hält: er erstaunte selbst über den hohen Verdienst. — Noch mehr Staunen hat es aber vermuthlich erregt, wenn die Berichte über dergleichen Wunder früher nach Deutschland kamen, als den Berichterstattern selbst das Blendwerk noch verhüllt war. Als der erste Zahltag herankam, hörte Kröber, daß jeder Arbeiter erst gefragt wurde, was er nothwendig brauche, und daß er nun, als Bezahlung, nur Anweisungen an Mühlenbesitzer, Bäcker, Fleischer, Schuhmacher, Schneider, Kaufleute u. dergl. erhielt, um von diesen alle nöthige Bedürfnisse auf Rechnung des Ausstellers zu beziehen. Auch ihm widerfuhr dieß so wie jedem andern; alles war zu erhalten, nur kein Geld, auch nicht einmal das schlechteste, unsicherste Papiergeld. Von klingender Münze aber war gar keine Rede. Der Arbeiter erhält gewöhnlich von seinem Arbeitgeber ein Buch, in welches nach jeder Woche sein Guthaben, sowie das, was er in Anweisungen oder in Gelde empfängt, übereinstimmend mit dem Buche des Comptoirs, eingetragen wird. Jeder Geschäftsmann in Amerika wacht nämlich scharf über den Grundsatz, nicht

eher und auch gerade nicht mehr Geld aus den Händen zu geben, als er nothwendig muß, und so erhält denn auch der Arbeiter seinen Lohn selten eher, als bis er darauf dringt, oder auch, wo möglich, immer nur einen geringen Theil desselben auf einmal. Kröbers Principal war einer von denen, wie es deren in Amerika so viele giebt: die nämlich auch das stärkste Bombardement aushalten, ehe sie einmal zu einer wirklichen Abrechnung zu bringen sind.

So hat denn der amerikanische Lohnarbeiter bei allem sogenannten hohen Verdienst doch selten Geld in Händen, wieviel Nutzen ihm solches auch bisweilen schaffen könnte. Er muß das, was er in seine Haushaltung braucht, gerade da nehmen, wohin er gewiesen wird, in der Beschaffenheit, wie es eben vorhanden ist, und zu den Preisen, die man ihm zu stellen beliebt. Mehrt sich sein Guthaben, so fürchtet er wohl gar, daß er durch einen Bankerott alles verlieren könnte, und diese Furcht ist sehr verzeihlich, weil es in Amerika oft so zu kommen pflegt. Er nimmt also, um nur immer etwas hinweg zu haben, bisweilen auch Dinge, die er gerade nicht nöthig hätte, oder die er auch selber gar nicht benutzen kann, sodaß er suchen muß, solche wo möglich wieder an Andere zu vertrödeln.

Kröber arbeitete in dieser Fabrik bis in die Mitte des Sommers 1837, zu welcher Zeit er dann von Cleveland nach Cincinnati (spr. Sinsinnehti) abreiste. Nie hatte er bis dahin zu einer reinen Abrechnung mit seinem Chef kommen können; allein nunmehr mußte dieß nothwendig geschehen. Es wurden ihm jetzt auf alle Posten, die als längst für richtig und unbestreitbar anerkannt zu betrachten waren, erst noch Abzüge gemacht, und das, was er noch bekam, erhielt er in Banknoten, die er in andern Gegenden nicht brauchen konnte und folglich mit vielem Schaden verwechseln mußte. Und so ergab sich's am Ende, daß Kröbers, ungeachtet des bewunderten hohen Verdienstes, der aber nie in wirklichem Geld bestanden, sondern wozu das Geld nur den Namen geliehen hatte, und der möglichst genauen Einrichtung ihrer Wirthschaft, während ihres Verweilens in Cleveland nicht nur nichts erübrigt, sondern vielmehr noch von ihrem Vermögen zugesetzt hatten, und dieses Alles war noch obendrein während der sogenannten guten Zeit geschehen.

Mein schon oft genannter Reisegefährte, Paul Bräutigam, hatte endlich für sich und seinen 16jährigen Sohn auch Beschäftigung gefunden. Ein in Cleveland wohnender Kaufmann, Namens Clark, ein Angloamerikaner, welcher Eigenthümer von vielen Kaufmannsläden in der Stadt war, die er wieder an Andere vermiethete, hatte

ein dicht an der Stadt liegendes beträchtliches Stück rohes Land gekauft. Es war auf alle Weise und in allen Richtungen durchschnitten; Hügel und Schluchten, Sümpfe und Gräben wechselten auf seiner Oberfläche. Clark hatte den Plan gefaßt, diesen Platz zu ebenen und in ein werthvolles Grundstück umzuwandeln, und dazu wußte er auch die eines ächten Speculanten würdigen Mittel zu finden. Er ließ zu diesem Zweck ein eignes Papiergeld fertigen. Dieses bestand in sogenannten Handnoten (Hand-bills) von einem Dollar, zahlbar nach Sicht. Auf denselben war von ihm das Versprechen ausgedrückt, dem Vorzeiger auf Verlangen den Betrag des Nominalwerthes in Waaren, die entweder in allen Arten von Lebensmitteln, oder auch in allen Gattungen von Kleidungsbedarf bestehen konnten, zu bezahlen; auch sollten dieselben in Bezahlung von Hausmiethe von ihm angenommen werden. In solchen Noten erhielten nun die Arbeiter ihren Lohn, und gegen dieselben konnten sie alle Bedürfnisse für ihren Haushalt von den Kaufleuten beziehen, die Clark's Häuser und Läden in Miethe hatten, oder die sonst mit ihm in Verbindung standen. Doch mußten sie sich gefallen lassen, daß diese Handelsleute ihnen die Preise der Waaren so stellten, daß sie selbst nicht dabei zu kurz kamen. Die zweiten Erwerber der Noten konnten sie nun zur Berichtigung ihrer Miethe, oder ihrer sonstigen Rechnungen mit Clark anwenden. Indeß nicht gerade bloß auf diesen Kreis beschränkte sich ihre Anwendung; sie wurden auch von Jedem, der mit den gedachten Kaufleuten in Verkehr stand, angenommen; doch wechselte sie Niemand gegen baares Geld ein. Ehe sie nun wieder nach und nach auf Clark's Comptoir zur Einloosung präsentirt wurden, war durch deren Umtrieb mittelbar soviel gewonnen, daß das Planiren des erwähnten Grundstücks eigentlich gar nichts kostete; und die Arbeiter konnten es bei ihrem sogenannten guten Lohn nicht weiter bringen, als daß sie das Leben dabei hinschleppten. —

Auf diesem Clark'schen Platze nun erhielt auch mein Landsmann Bräutigam nebst seinem Sohne Arbeit. Sie hielten dabei etwas über einen Monat aus. Da sie jedoch einsahen, daß sie hier nichts erübrigen konnten, so kündigten sie wieder auf und beschlossen etwas mehr landeinwärts zu gehen. Bräutigam hatte jetzt noch 17 Stück Clark'sche Noten übrig, die er gern gegen anderes Geld umtauschen wollte, doch Niemand wollte sie auf diese Bedingung haben. Ich kannte damals die amerikanischen Pfiffe noch nicht und rieth ihm also, nach Clark's Comptoir selbst zu gehen. Er bat mich, ihn dahin zu begleiten. Dieß that ich; doch da ich so wenig englisch

sprechen konnte wie er, so nahmen wir noch einen Dritten mit uns, welcher der englischen Sprache völlig mächtig war. Clark war selbst auf dem Comptoir zugegen. Bräutigams Dollmetscher erklärte: dieser Mann hat 17 Dollar eurer Noten in Händen, und da er von Cleveland hinwegzugehen gedenkt und diese Noten anderwärts nicht brauchen kann, so wünscht er dafür anderes Geld zu erhalten. — „Und warum will er denn von hier weggehen?" erwiederte Clark — — „ „Ei nun, jeder Mensch sucht seine Lage zu verbessern; wenn es ihm an einem Orte nicht mehr gefällt, so versucht er es gern an einem anderen!" " — — „Ja wohl, dieß steht Jedem frei; allein mit Geld löse ich meine Noten nicht ein! Zu was braucht dieser Mann Geld? Wenn man Nahrungsmittel und Kleidungsbedarf erhalten kann, was hat man mehr nöthig?" — — „ „Wohl, ich habe aber schon gesagt, daß er weiter zu gehen gedenkt und folglich dazu auch Geld braucht." " — — „Ei," schloß nun Clark, höhnisch und spottend, „wenn er zum Reisen kein Geld hat, so mag er es unterlassen! Kurz, ich kann ihm nicht helfen und damit abgemacht!" — — So waren wir denn abgefertigt, und so war übrigens der gewöhnliche Ton beschaffen, mit welchem die amerikanischen Bankritter und ihre Knappen Jeden zu behandeln pflegten, der es sich einfallen ließ, zu ungelegener Zeit ihre Ehrlichkeit in Anspruch zu nehmen. Und so machten sie es nicht etwa nur dem der englischen Sprache unkundigen Einwanderer, sondern im ähnlichen Falle überhaupt einem Jeden, der nicht zu ihrer Kaste gehörte oder sonst mit ihnen in specieller Verbindung stand. Paul Bräutigam war endlich noch so glücklich, daß ihm ein Fleischer seine 17 Dollar Clarksnoten gegen 14½ Dollar Silbergeld auswechselte.

Ein Mühlenbesitzer, der 30 Meilen südlich von Cleveland nahe am Ohiocanal wohnte und jede Woche ein Canalboot, mit geschnittenem Bauholz beladen, nach Cleveland schickte, bewarb sich immer, entweder persönlich oder auch durch seine Agenten, sehr angelegentlich um deutsche Arbeiter, um durch sie ein bedeutendes Stück Waldland cultiviren zu lassen, oder sie auch bei anderer Arbeit anzustellen. Es wurde ihnen freie Wohnung für sich und ihre Familien, sehr guter Verdienst und die beste Behandlung zugesichert und ihnen dabei gesagt, wie es doch gewiß sehr zu ihrem Vortheil sei, daß sie mit dem leer zurückgehenden Boote nebst ihrer Familie und all' ihrem Gepäck kostenfrei an den Ort ihrer Bestimmung gelangen könnten. Schon Mehrere waren dahin abgegangen, und es war eigentlich nicht recht wohl zu begreifen, was dieser Mann mit allen den Arbeitern thun

wollte. Auch Paul Bräutigam ließ sich dazu bereden und ging zu dem Ende in der Mitte Octobers mit seinen Kindern von Cleveland ab. Um des bessern Zusammenhanges willen wollen wir ihm ohne Verzug folgen. Er begab sich, nebst noch zwei andern eingewanderten Deutschen, die ebenfalls dazu engagirt waren, eines Tages auf das entladene Boot des erwähnten Müllers, um mit demselben nach dessen Ländereien abzugehen. Der Müller war nicht selbst dabei; die Bootsleute, vier Amerikaner, trieben sich den ganzen Tag in den Schenkhäusern herum, kamen erst nach 10 Uhr Abends, total betrunken, wieder auf's Boot und nun ging es endlich vorwärts. Weil es eine sehr kalte Nacht war, wurde auf einer auf den Boden gelegten Ofenplatte, im offenen, unbedeckten Boote, Feuer angemacht; doch damit wollte es auch nicht lange gut gehen. Die betrunkenen Schiffer, welche nicht im Stande waren, das Fahrzeug gehörig zu führen, ließen es beim Durchgange durch die Schleusen rechts und links an die Mauern anprallen, die brennenden Kohlen wurden dadurch auf dem ganzen Boote umhergeschleudert, und unsere Passagiere waren in steter Gefahr, durch Feuer oder Wasser um ihr Gepäck zu kommen oder auch wohl selbst persönlich Schaden zu nehmen. Keiner von ihnen konnte ein Wort englisch sprechen, und keiner von den Schiffern verstand ein Wort deutsch; somit war jede Verständigung unmöglich. Die Fahrt, welche jedes andere Frachtboot in höchstens zwölf Stunden zurücklegte, dauerte dießmal mehr als noch einmal so lange, denn erst gegen die Mitte der folgenden Nacht kamen unsere Landsleute an ihrem Bestimmungsorte an, und noch dreimal so lang mußte ihnen diese Zeit vorgekommen sein, weil sie dieselbe in fortwährender Angst und Furcht hinbringen mußten. Ein auf den Ländereien des Müllers stehendes Frähmhaus (frame-house), d. h. ein aus regelmäßig gezimmertem und geschnittenem Holze errichtetes Gebäude, das jedoch nur auswendig mit Klappbords (clap-boards), d. i. mit dünnen, schmalen, schuppenartig über einander geschobenen Bretern, beschlagen war, und das folglich dem Winde in jeder Richtung freien Durchzug gestattete, war zu ihrer Wohnung bestimmt. Ein Doppelcamin stand in der Mitte dieses nur in einem Raume bestehenden Hauses, und dürres Holz gab es genug in der Nähe; an Mitteln, sich durch ein tüchtiges Feuer zu erwärmen und ihre Speisen zu kochen, fehlte es ihnen hier also nicht; nur mußten sie sich, um der Wärme zu genießen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, zigeunermäßig, dicht um den Camin herum lagern. —

Am folgenden Morgen erschien ein Abgeschickter des Müllers,

ein Deutschamerikaner, um den neuen Ankömmlingen ihre Arbeit anzuweisen und ihnen die noch sonst im Interesse seines Herrn nothwendigen Erklärungen zu machen. Es wurde ihnen gesagt, daß sich in der Nähe der Mühle ein Stohr (store, Kramladen) befinde, aus welchem sie alle Bedürfnisse für ihren Haushalt, auf Rechnung des Müllers, beziehen könnten. Sie unterließen nicht, damit bald eine Probe zu machen, mußten aber finden, daß sie nicht einmal alles, was sie brauchten, in diesem Laden bekommen konnten, und daß ihnen noch überdies alle Waaren weit höher angerechnet wurden, als sie anderwärts kosteten. Und doch mußten sie den nächsten Sonnabend wahrnehmen, daß keiner von allen Arbeitern, deren es außer ihnen noch mehrere hier gab, einen Cent (Sent) Lohn erhielt, sondern daß Einer wie der Andere gezwungen war, den Betrag seines Lohns bloß in Waaren zu entnehmen. Sie stellten dem Schreiber des Müllers bescheiden vor, daß sie doch nothwendig Geld haben müßten, weil sie in dem Laden, an den sie gewiesen wären, nicht alles Nothwendige erhalten könnten; doch diese ihre Vorstellungen wurden nicht im geringsten beachtet.

Zwei ihrer Mitarbeiter, die schon vor ihnen auf dem Platze waren, forderten ihre Entlassung. Der Mühlenbesitzer erschien jetzt selbst, und da sie, alles Zuredens ungeachtet, darauf bestanden, so rechnete er ihnen nun ein beträchtliches Passagegeld für das Herbeischaffen ihrer Personen und ihres Gepäcks an, obgleich bei ihrer Anwerbung ihnen der kostenfreie Transport zugesichert worden war, und zwar rechnete er mehr, als es ihnen auf einem Packetboote gekostet hätte. Alles, was sie an Waaren entnommen hatten, wurde ihnen so angesetzt, daß es mit ihrem Guthaben so ziemlich Null für Null aufging. Was wollten sie thun? Sie hätten den Müller verklagen können, allein geholfen hätte es ihnen auch nichts. Andere hatten das in ähnlichem Falle schon vor ihnen gethan; doch der Friedensrichter des Bezirks war ein treuer Kumpan des Müllers und wußte immer alles, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, zu seinem Besten zu wenden. So hatten sie sich denn eine ziemliche Weile auf dem Lande dieses Schurken herum geplagt und mußten nun abziehen, ohne so viel hinwegzubringen, daß sie sich dafür ihre zu Grunde gerichteten Schuhe hätten können ausbessern lassen.

Meinem Landsmann nebst seinen zwei Gefährten gingen jetzt die Augen auf; sie sahen ein, in welche Hände sie gefallen waren, und was auch ihnen bevorstand, und dieß war eben nicht geeignet, ihnen bei ihrer harten Arbeit Muth zu machen. Sie beschlossen, in mög-

lichst kurzer Zeit so viel Waaren aus dem Laden zu entnehmen, daß ihr Werth dem Betrag ihres verdienten Lohns ungefähr gleichkomme, und sich dann aus dem Staube zu machen. Die beiden Letzterwähnten trafen mit einem in der Nähe wohnenden deutschen Farmer (spr. Fahrmer — Landwirth) die Verabredung, daß er eines Morgens in aller Frühe ihr Gepäck aufladen und nach Akron (Eh=körn), einer 8 Meilen vom Platze entfernten Stadt, bringen sollte. Sie selbst nebst den Ihrigen wollten zu gleicher Zeit dahin folgen, um sich dann auf ein Canalboot zu begeben und noch weiter gegen Süden landeinwärts zu gehen. Allein sie mochten ihre Vorbereitungen nicht geheim genug betrieben haben, denn der schlaue Müller hatte ihr Vorhaben vermuthet oder war davon unterrichtet worden, und so erschien er mit zwei Begleitern an dem zur Abfahrt erkornen Morgen, eben als es vorwärts gehen sollte. Alle ihre Sachen mußten nun augenblicklich wieder abgeladen werden und wurden von ihm in Verwahrung genommen. Er verklagte die Flüchtlinge sofort beim Friedensrichter. Ihnen wurde nun ebenfalls eine Rechnung gemacht, nach welcher der Müller noch zu gut behielt, und außerdem mußten sie eine ziemliche Summe Gerichtskosten bezahlen. Erst, nachdem alles dieses in Richtigkeit war, wurden ihnen ihre Sachen zurückgegeben, und nun war ihnen der Abzug gestattet.

Paul Bräutigam fing seine Sachen klüger an. Er arbeitete noch eine Zeitlang ruhig fort, entnahm während der Zeit immer soviel Waaren aus dem Laden, daß diese seinen verdienten Lohn stets so ziemlich aufwogen, stellte sich dabei treuherzig und einfältig und machte so den Müller sicher, daß er gar nichts Arges von ihm ahnte. Er hatte sich einem amerikanischen Farmer in der Umgegend, der kein guter Freund des Müllers war, verständlich zu machen gewußt. Dieser Letztere war einst während der Nacht in Geschäften nach Cleveland verreist; dieß wüßte Bräutigam, und sobald der Morgen graute, gab er dem gedachten Farmer Nachricht. Ohne Säumen spannte dieser seine Ochsen an, Bräutigams Habseligkeiten wurden aufgeladen, und obgleich Umwege genommen werden mußten, um in der Mühle keine Aufmerksamkeit zu erregen, kam der Zug doch in kurzer Zeit glücklich in Akron an. Bräutigam befand sich nun in einem andern Gerichtsbezirk, es wurde ihm hier sogleich gesagt, daß er des Müllers halber nicht weiter zu gehen brauche, wenn er sonst hier bleiben wolle, daß ihm dieser hier nichts anhaben solle ꝛc., und Alles freute sich darüber, daß jener berüchtigte schlaue Fuchs auf diese Weise von einem alten erst in's Land gekommenen Deutschen überlistet worden war.

Kurz vor unserer Ankunft in Amerika war in Philadelphia eine Gesellschaft von Deutschen zusammengetreten, um sich über die projectirte Gründung einer deutschen Ansiedelung in Masse zu berathen, und bald kam auch wirklich eine Verbindung für diesen Zweck zu Stande. Mehrere achtbare und wohlhabende Deutsche standen an der Spitze dieser Unternehmung. In den wichtigsten deutschen Zeitungen erschien jetzt eine Erklärung über Plan und Zweck der Unternehmung nebst der entworfenen Constitution der Gesellschaft. Es war beschlossen, daß Actien zu je 25 Dollars ausgegeben werden und daß dann eine Commission auf Kosten der Gesellschaft die Vereinigten Staaten und vorzüglich die Westlichen derselben durchreisen sollte, um eine Strecke Landes auszusuchen, die geeignet sei, den Anforderungen der Gesellschaft zu entsprechen. Auch sollte dieser Commission unbeschränkte Vollmacht ertheilt werden, nach Befinden der Umstände sofort mit den Eignern des betreffenden Landes, im Fall es nämlich bereits im Besitz von Privaten sei, in Unterhandlung zu treten und auf annehmbare Bedingungen auch den Kauf abzuschließen. Sollte jedoch der erwählte Landstrich in Staatsländereien bestehen, so sollten ohne Verzug die geeigneten Schritte zu dessen Erwerbung gethan werden. — Mit diesen Erklärungen waren Aufforderungen zum Beitritt verbunden, und in allen bedeutenden Städten wurden Agenten angestellt, um Mitglieder aufzunehmen und die Actiengelder zu erheben.

Dieser Plan fand bei Manchem Anklang; meinen Beifall konnte er jedoch nicht gewinnen. Mir kam es nämlich sehr sonderbar vor, Actien auf die Begründung einer Ansiedelung zu erwerben, ohne vorher zu wissen, in welchem Staate und in welcher Gegend sie unternommen werden sollte. Daß außer mir viele Andere ebenso dachten, war bald wahrzunehmen, und zwar waren unter diesen sehr verständige und einsichtsvolle Männer. Ich erfuhr jetzt, daß der Vorliegende nicht etwa der erste derartige Plan in Amerika war, sondern daß früher schon mehrere dergleichen an's Licht getreten waren, sich aber immer bald gezeigt hatte, daß entweder Stolz, oder Eigennutz und Gewinnsucht, oder auch überspannte Ideen die Haupttriebfedern bei solchen Projecten gewesen waren. Besonders hatten die Deutschen in diesem Lande noch nie viel Glück bei gemeinschaftlichen Unternehmungen gehabt, und noch selten war es gelungen, eine Vereinigung von Deutschen für einige Dauer zusammenzuhalten. Mein Schwager Kröber hatte sich dazu bewegen lassen, vier Actien dieser Ansiedelungsgesellschaft zu nehmen; ich aber mochte nichts davon wissen. Und obgleich dieses Unternehmen in der Hauptsache so ziemlich ge-

lungen ist, so habe ich doch später nie Veranlassung gefunden, meine damalige Verweigerung des Beitritts zu bereuen.

Nach Verlauf von drei Wochen war ich endlich von meiner Krankheit genesen; doch fühlte ich mich so matt und schwach, daß ich noch lange an keine kraftfordernde Arbeit denken durfte. Als ich mich wieder dazu fähig glaubte, unterließ ich nicht, mich fleißig und überall danach umzusehen; doch nichts wollte sich für mich finden. So faßte ich denn nun den Vorsatz, den Ohiocanal hinauf vor der Hand bis nach Akron zu gehen. Ich ließ also mein Gepäck an den Canal bringen und fuhr gegen das Ende Octobers von Cleveland ab.

In Akron angekommen, ging ich zu einem deutschen Fleischer in's Quartier, bei dem schon mehrere Deutsche logirten. Auch hier wollte sich für mich keine passende Beschäftigung finden. Weil ich jetzt nichts Besseres zu thun hatte und doch nun wieder ziemlich bei Kräften war, so machte ich einige Ausflüge in der Umgegend herum, um das Land, seine Beschaffenheit und die verschiedenen Verhältnisse etwas kennen zu lernen.

Eben wurde in Akron der Bau einer neuen Methodistenkirche begonnen. Mein Wirth fragte mich, ob ich wohl Lust habe, die zur Grundlegung erforderlichen Graben ausfahren zu helfen? — Ich war dazu bereit. Er ging mit mir zu dem Unternehmer, und nun begann die Arbeit. Für meine noch immer schwachen Kräfte war sie anfangs zwar etwas hart; doch da wir täglich nur neun Arbeitsstunden hatten, so mochte es hingehen, und gern hätte ich es gesehen, wenn sie länger angehalten hätte. Allein nach wenigen Wochen war dieß Geschäft vollendet. Wir bekamen für den Tag 75 Cents (1 Rthlr. 2 Sgr. pr.), und nota bene, wir wurden auch zur gehörigen Zeit und mit Silbergeld oder brauchbaren Noten bezahlt.

Der Winter stellte sich endlich ein, und in Bau- und dergleichen Arbeiten war nun überhaupt nicht viel mehr zu machen. Weil des Frostes halber die Schleusenthore nicht mehr bewegbar waren, so war die Canalfahrt für dieses Jahr geschlossen. Meine Absicht war jetzt, nach Pittsburg zu gehen. Da ich aber von Akron aus gar keine Gelegenheit hatte, mit Fuhrwerk dahinzukommen, so fuhr ich mit einem gerade zur Weihnachtszeit nach Canton (Kän-t'n) gehenden Wagen nach dieser 21 Meilen südlich von Akron liegenden Stadt, wo es fast zu keiner Zeit an Fahrgelegenheit nach Pittsburg fehlt.

Es war in der Mitte des Novembers, als mein Landsmann,

Paul Bräutigam, nach seiner oben berichteten Entweichung von seinem bisherigen Beschäftiger (Employer), in Akron ankam. Er bezog anfangs ein kleines Häuschen, worin schon eine deutsche Familie wohnte. An Lohnarbeit für ihn und seine Kinder war für jetzt fast nicht zu denken. Er wurde ganz muthlos, und seine Niedergeschlagenheit grenzte an Verzweiflung. Ach, seufzete er oft, wie mußte ich doch nur auf den unglücklichen Gedanken kommen, in dieses Land herein zu gehen! Wenn es mir doch nur wenigstens möglich wäre, auch noch dahin zu kommen, wo unsere meisten Landsleute leben, damit ich nur wieder einmal bekannte Namen hören und unter bekannten Leuten leben könnte! Ueber diesen letzten Gedanken suchte ich ihn, so gut ich vermochte, zu beruhigen, denn ich war darin schon damals ganz anderer Meinung. Eine gewisse Ahnung sagte mir, daß namentlich für den unbemittelten Einwanderer die Gegenden von Cleveland, Akron, Canton ꝛc. doch auf jeden Fall den Missourilandschaften vorzuziehen wären, und später habe ich wohl gefunden, daß mich diese Ahnung nicht betrogen hatte. —

Ein in Akron wohnender Deutscher, welcher Bräutigam und seine Kinder kennen lernte, hatte sich bei einem Amerikaner, der Besitzer eines großen Landguts (farm) war, erkundigt: ob er wohl den 16jährigen Sohn Bräutigams als Knecht in Dienste nehmen möchte? Nachdem der Farmer den jungen Menschen gesehen, erklärte er sich bereit, ihn anzunehmen, und versprach demselben 90 Dollars jährlichen Lohn. Erasmus Bräutigam war damit zufrieden, und so war der Handel richtig. Jetzt äußerte der alte Bräutigam mit einem Seufzer: „Was werde nun aber ich anfangen?" — Der Farmer, an den Dollmetscher sich wendend, fragte: „Was hat der Mann gesagt?" Der Letztere sagte es ihm in englisch. „Wohlan!" sagte jetzt der Farmer, „wenn er Lust hat, so will ich ihm ein Stück Waldland von dreißig Ackern des besten Landes anweisen; darauf kann er Bäume abhauen, wie sie ihm gefallen, um ein Blockhaus aufzubauen an jeder beliebigen Stelle auf demselben. Ich werde durch einen meiner Knechte die gefällten Stämme an die erwählte Baustätte schleifen lassen, und auch zum Aufrichten und Decken des Hauses werden wir ihm behilflich sein. Sein Mädchen kann, so lange sie keine Dienste hat, täglich in mein Haus kommen und meiner Frau in der Küche und Wirthschaft etwas helfen, so soll sie für sich und ihren Vater jederzeit ihr gutes und hinlängliches Essen bekommen. Der Alte mag auf dem Platze cultiviren, so viel er Lust hat, und wenn auch sein Junge (Boy) nicht bei mir bliebe, so kann er es

doch sechs Jahre nach seinem Gefallen benutzen. Oder wenn es ihm recht ist, so bin ich auch geneigt, seinem Sohne anstatt des Lohns einige Acker Land zu geben, und er kann sich auf einer großen Strecke selbst ein Stück wählen. Ich werde ihm den Acker zu 20 Dollars anrechnen, welches in hiesiger Gegend, und der Lage sowie der Beschaffenheit des Bodens gemäß, gewiß ein sehr billiger Preis ist, und so hat er Gelegenheit, in Erwerbung eines werthvollen Eigenthums sofort den Anfang zu machen." Paul Bräutigam antwortete weder mit Ja noch Nein auf alle diese Anträge; wir beredeten ihn jedoch dazu, sich den Platz zeigen zu lassen. Er erklärte nun, daß er sich's erst noch überlegen und vielleicht einen Versuch machen werde. Nach einigen Tagen zog Erasmus Bräutigam bei seinem neuen Herrn ein, und bald entschloß sich nun auch der alte Bräutigam, mit dem Umhauen des ersten Baums auf dem erwählten Platze den beschlossenen Versuch wirklich zu beginnen. Er hatte sich zum Anfange eben nicht an einen sehr starken gewagt, und doch hatte es ihm ziemliche Zeit gekostet, ehe er denselben zum Fallen brachte. Seine deutsche Axt, die er aus der Heimath mitgebracht hatte, war auch sogleich bei dieser ersten Probe unbrauchbar geworden; es war ein bedeutendes Stück aus der Schneide ausgebrochen. —

Hier nehme ich Gelegenheit, zu bemerken, daß die amerikanischen Aexte eine weit zweckmäßigere Form haben, als vielleicht alle in Deutschland gefertigten, so verschiedenartig man diese auch sieht; daß die amerikanischen in der Regel stets vorzüglich gut von Material und gewöhnlich auch meisterhaft gearbeitet sind, und sich zum Fällen starker Bäume und zum Durchhauen der Klötzer weit besser eignen als die deutschen. Mit vielen der letzteren ist es geradezu unmöglich, solche Arbeiten zu verrichten. Das Fällen der Bäume vermittelst der Säge sowie das Durchsägen der liegenden Stämme ist überhaupt in Amerika gar nicht gewöhnlich, auch ist es wohl unwiderlegbar gewiß, daß ein Amerikaner in kürzerer Zeit einen Klotz mit seiner Axt durchhaut, als zwei Mann brauchen, um ihn zu durchsägen. Er tritt dabei mit ausgespreizten Beinen auf den durchzuhauenden Klotz und haut unter sich, indem er die Axt über den Kopf schwenkt von beiden Seiten bis in die Mitte. Freilich ist es wohl auch ebenso wahr, daß dieses Durchhauen starker Klötzer eine überaus harte, kraftfordernde Arbeit ist. Uebrigens wird auf Schonung des Nutzholzes in Betreff der unnöthigen Versplitterung in Späne 2c. bis jetzt in Amerika in den meisten Gegenden noch keine Rücksicht genommen.

Durch das erwähnte kleine Mißgeschick wurde der Muth unsers

Landsmanns auf's neue erschüttert. Er kam den folgenden Tag in mein Logis, seine beschädigte Axt mit sich tragend, und erkundigte sich bei meinem Wirthe, zu welchem Schmidt er wohl gehen solle, um sie wiederherstellen zu lassen. Dieser aber meinte, das solle er ja bleiben lassen, denn seine Axt sei auf keinen Fall die Reparaturkosten werth, und er handle gewiß viel klüger, wenn er sich eine neue kaufe. Diesen Rath befolgte er denn auch ohne Zeitverlust, und bald machte er nun den Versuch mit der neuen Axt. Diese hielt auch die Probe sehr wohl aus, nur aber er nicht: er war für solche Arbeit allerdings schon zu alt und kraftlos. Jetzt verlor Bräutigam den Muth vollends gänzlich, und er gab den Vorsatz völlig auf, ferner Hand an dieß Werk zu legen, weil er sich schlechterdings für unfähig dazu hielt. „Mag es auch gehen, wie Gott will," sagte er eines Tages zu mir, „mir ist es nicht möglich, etwas der Art mehr vorzunehmen!" — Hätte er noch Geld in Händen gehabt, so wäre er um keinen Preis hier geblieben, sondern er hätte so bald als möglich die Reise nach Missouri angetreten, allein jetzt hielt ihn die Nothwendigkeit hier fest, und das war gewiß gerade gut für ihn.

So geht es häufig in Amerika! Die Meisten können an dem Orte, wo sie zuerst Halt machen, durchaus nicht eingewohnen. Sie werden vom Heimweh befallen: Alles kommt ihnen widerlich vor. Es kommen jetzt Nachrichten von Landsleuten an, die nach ihrer Ankunft im Lande selbst an diesem Uebel litten; sie zogen weiter gegen Südwesten, ihre Kasse ging zur Neige, und nur die Unmöglichkeit, sich ferner zu bewegen, hält sie nun dort festgebannt. Ihnen liegt nunmehr viel daran, ihre Verwandten und Landsleute, die noch in den Nordostländern leben, wo möglich auch dahin zu locken. Es liegt darin noch etwas Tröstliches für sie, diese in ihrer Nähe zu haben; sie hoffen davon vielleicht sogar noch Erleichterung und Hilfe. Obgleich sie jetzt wohl einsehen, daß es für sie selbst sicher viel besser gewesen wäre, wenn sie in den vordern Ländern geblieben wären, so lassen sie doch kein Mittel unversucht, um jenen Zweck zu erreichen. Manche von denen, die im Stande waren, den Zug nach dem Westen zu vollführen, finden bald, daß sie damit nichts gewonnen haben; sie wünschen nun, daß sie doch in den vorderen Staaten an dem Platze geblieben sein möchten, den sie zuerst kennen lernten, und wird es ihnen möglich, so kehren sie dahin zurück. Sie sitzen nun ruhig, „denn," sagen sie, „was hilft das Umherziehen, wenn wir einmal in diesem Lande bleiben müssen! 's ist halt doch überall nur Amerika!" Doch Andere lassen sich dadurch keineswegs irremachen; sie

meinen, jene hätten es nicht recht gemacht. Sie gedenken es klüger anzufangen und rechnen darauf, daß es ihnen auch besser glücken müsse, und so treten sie, jeder Warnung zum Trotz, ihre neue Wanderung getrost an. So ziehen Viele hin und her, so lange sie noch ziehen können, und die eingeborenen Angloamerikaner dienen ihnen hierin zum Vorbilde. Auch diese sind immer zum Weiterziehen bereit, und vorzüglich in den Herbstmonaten sind besonders die nach den Westländern führenden Landstraßen immer mit Züglern (moovers) bedeckt. Alles ist hier in einer ewigen Bewegung, und Talleyrand hatte wohl recht, wenn er sagte: „Die Amerikaner sind ein wanderndes Volk (un peuple de voyageurs)!" Ja, sollte der ewige Jude verdammt sein, seine Wanderungen in diesem Lande machen zu müssen, so wäre er wenigstens davor gesichert, daß er zu irgend einer Zeit ohne Kameradschaft wandern müßte!

Als der Dienstherr des jungen Erasmus Bräutigam wahrnahm, daß der alte Bräutigam nun auf dem Punkte stand, jeden Versuch, den Bau eines Hauses mit eigner Hand vorzubereiten, muthlos und fast verzweifelnd aufzugeben, nahm er eines Tages seine Arbeiter zusammen, die nöthigen Blöcke wurden gehauen und herbeigeschleift und an einem der folgenden Tage, mit Hilfe einiger herzugerufenen Nachbarn, ein sogenanntes Blockhaus aufgerichtet. Das Dach herzustellen, erforderte auch nicht viel Zeit. Oeffnungen zum Eingange und zu einem Fenster wurden in die Wände gesägt und eine Thür von gespaltenen Bretchen zusammengenagelt. Unserm Bräutigam wurde nun gezeigt, wie die Lücken zwischen den Blöcken auszufüllen seien, und er verstand sich auch dazu, nun wieder Hand anzulegen. Man war ihm behilflich, einen Schornstein aufzubauen, durch den wohl ein Stier hätte bequem hinunter springen können, und ehe ein Monat verging, stand das Meisterwerk fix und fertig da, und Paul Bräutigam zog in seinen neuen Palast ein.

Da der Farmer wohl einsah, daß der alte Bräutigam während des Winters im Lichten des Waldes nicht sonderlich viel auszurichten vermochte, so gab er ihm bisweilen etwas zu thun, was er gut verrichten konnte, und somit hatte Bräutigam Gelegenheit, seinen nothdürftigen Unterhalt immer bei ihm zu verdienen und auf diese Weise mit seiner Tochter den Winter leidlich hinzubringen.

Im folgenden Frühjahre überließ der Farmer wirklich einige Acker sehr gutes bereits cultivirtes Land an den bei ihm dienenden Erasmus Bräutigam. Dessen Vater wurde nun aufgemuntert, sie zum Anbau von Küchengewächsen zu benutzen, und er machte auch wirklich

damit den Anfang. Dieß Geschäft erfordert im innern Amerika nicht etwa einen Kunstgärtner, und der Gemüsebau hat hier überhaupt noch gar nicht viel zu bedeuten, nährt aber demungeachtet seinen Mann ziemlich wohl. Nicht mehr ist nothwendig, als daß man strebt, frühzeitig Radieschen und Schotenerbsen und auch möglichst früh Kartoffeln zu liefern und sodann schöne Krautköpfe und rothe Rüben zu ziehen. — Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen begünstigte nun das Unternehmen unseres Landsmanns. Die letzte Strecke des Canals, welcher den großen Ohiocanal mit dem Beaverfluß (spr. Biberfluß) und durch diesen mit dem Ohiofluß in Verbindung setzt, wurde dieses Jahr vollendet. Gerade in Akron treten beide Canäle in Verbindung, und hier und in der Nähe war es, wo mehrere hundert Arbeiter eine ziemliche Zeit hindurch daran ununterbrochen beschäftigt waren. Dieß verschaffte Bräutigam Gelegenheit, seine erzielten Producte sehr gut abzusetzen und somit binnen eben nicht langer Zeit ein paar hundert Dollars zu verdienen, und das Gelingen seines Unternehmens flößte ihm wieder Muth und Lebenslust ein. Er kaufte sich später noch einige dreißig Acker Land und so stand sich dieser Mann, für den man gar nichts hoffte, sondern Alles fürchtete, und der auch durch sein anfängliches Benehmen zu gar keinen Hoffnungen berechtigte, nun hier ohne Zweifel besser, als wenn er seinem Wunsche gemäß im Stande gewesen wäre, nach Missouri zu gehen; denn er und seine Kinder befanden sich wohl und hätten sich hier auch wohl noch in der Folge recht gut nähren können. Es gingen auch noch ein paar Jahre glücklich für sie vorüber, aber ein über sie hereinbrechendos schweres Unglück änderte auf einmal Alles und störte plötzlich ihren Frieden.

Der junge Erasmus Bräutigam, nunmehr zu einem kraftvollen Jünglinge emporgewachsen, diente schon seit geraumer Zeit bei einer Herrschaft, von welcher er, sowie überhaupt von Allen, die ihn kannten, geachtet und geliebt wurde. Eines Tages nach genossener Abendmahlzeit bat die Hausfrau ihn nebst seinem Kameraden, einem Angloamerikaner, sie möchten mit einander nach einem nicht weit entlegenen Laden gehen, um da etwas, das sie in der Haushaltung nothwendig brauchte, zu holen. Die beiden Burschen machten sich auf den Weg, der sie über den Canal führte, und weil es sehr finster war, nahmen sie eine Laterne mit. Sie waren jetzt auf dem Rückwege und zwar nicht weit mehr vom Canal, als der Wind ihr Licht verlöschte. Der Amerikaner lief in ein nahestehendes Haus und zündete es wieder an. Doch bald verlöschte es abermals, und er war schon im Begriff, noch

einmal hinzulaufen, um es nochmals anzuzünden, als Erasmus Bräutigam sagte: „O komm nur, wir werden den Weg wohl finden!“ — So gingen sie neben einander her und waren nun dem Canal nahe. Bei dem Geräusche des Windes hatte der Amerikaner nicht bemerkt, daß ihm sein Gefährte um ein paar Schritte vorausgekommen war. Auf einmal stieß er selbst an den Schlußbaum der Schleuse, Schrecken und Entsetzen durchzuckte, ihm die Glieder, denn er wußte nun, daß sie dem Canale näher waren, als er dachte, und er rief schnell: „Erasmus, where are you?“ (Erasmus, wo bist du?) Here! (hier) antwortete Erasmus, aber in demselben Augenblicke stürzte er auch schon mit einem fürchterlichen Geplatsch in die Schleuse hinab! Der Amerikaner faßte sich schnell, legte sich platt auf den Leib an den Rand der Schleusenwand, und, mit einer Hand sich fest haltend, hing er sich, so weit es möglich war, über, streckte die andere hinab und rief dem Unglücklichen zu, nach seiner Hand zu fassen — doch umsonst, er konnte ihn nicht erreichen! Er rief dabei mit Löwenstimme um Hilfe: schnell eilten auch von allen Seiten Menschen herbei, die Schleuse wurde aufgerissen, und nicht lange währte es, so brachte man den Verunglückten heraus und trug ihn ohne Säumen in das Haus seines Herrn, allein sein Geist war entflohen und ließ sich nicht mehr zurückführen!

Am zweiten Tage nach seinem Tode wurde der Leichnam unsers verunglückten Landsmanns zu Grabe gebracht. Gern hätte ihn sein Vater auf dem Begräbnißplatz einer deutschen Gemeinde beerdigen lassen, allein es war kein solcher in der Nähe. Sein Dienstherr hatte für ein in der That ehrenvolles Begräbniß gesorgt. Die ganze Bewohnerschaft der Stadt und Umgegend kam in Bewegung; es gab kein Haus, aus dem nicht ein oder mehrere Inwohner dem Sarge folgten; Alles beeiferte sich, den wohlbekannten, braven deutschen Burschen zu seiner letzten Ruhestätte zu begleiten. Den Gebräuchen der englischen Kirche gemäß wurde die Leiche, von zwei Geistlichen begleitet, zuerst in die Kirche gebracht und in deren Mitte niedergesetzt. Einer der Geistlichen hielt vor dem Sarge eine Rede und sprach die Worte des Segens und der Weihe über den Entschlafenen. Sodann wurde der Sarg wieder erhoben und nach dem Begräbnißplatze befördert. Hier hielt der andere Prediger eine Rede am Grabe, und unter seinem Gebete wurde der Leichnam hinabgesenkt. Obgleich nun die Menschen, die den entseelten Körper des verunglückten Sohnes unsers Landes in seine Gruft senkten, Abkömmlinge einer fremden Nation waren; obgleich die Trauerhymnen, die an seinem Grabe er-

tönten, und die Gebete, die von demselben zum Himmel emporstiegen, in einer fremden Sprache erklangen; obgleich die Reden, die bei seiner Bestattung gehalten wurden, ebenfalls in fremder Zunge gesprochen wurden, sodaß der tiefgebeugte unglückliche Vater und die trauernde Schwester wohl nicht im Stande waren, sie vollkommen zu verstehen, so gereichte es ihnen dennoch, wie sie in der Folge ausdrücklich erklärten, sehr zum Troste und zur Beruhigung, daß sie sich nicht alleinstehend als Weinende bei seinem Grabe sahen, sondern daß in manchem Auge der Gegenwärtigen — obwohl diese einem Volke angehörten, bei dem sonst kalter Ernst vorherrscht, und das oft der Herzlosigkeit beschuldigt wird — eine Thräne der Rührung und Theilnahme glänzte, und daß ihr verblichener Sohn und Bruder hier in geweihter Erde, in der Mitte von Hunderten schon vor ihm heimgegangener christlicher Brüder und Schwestern, ein Ruheplätzchen gefunden hatte, während so mancher unserer deutschen Brüder, in den fernen Südwestländern und namentlich jenseits des Mississippi, nach seinem Dahinscheiden, einem abgestorbenen Thiere gleich, in einen entfernten Winkel des Waldes geschleppt und da, sowie jenes, ohne alle Umstände verscharrt wird! Mögen auch Manche unserer dort lebenden Landsleute, die sich selbst für starke Geister halten, und die es auch gern sehen, wenn sie von Andern dafür gehalten und ausgeschrieen werden, bei dergleichen Veranlassungen sagen: „Ei, zu was brauchen wir den Kram!“ so wird es ihnen doch nun und nimmermehr gelingen, alles das, was sie in dieser Beziehung „Vorurtheil“ oder auch wohl „Beschränktheit“ oder „dummes Zeug“ zu nennen belieben, hinweg zu philosophiren. Der Mensch ist und bleibt immerdar Mensch, und mag auch immerhin Manches, was ihn in solchen Lagen seines Lebens leitet und bewegt, „Schwachheit“ sein, so ist es wenigstens eine sehr verzeihliche Schwachheit!

Nicht sehr lange überlebte Paul Bräutigam diesen harten Schlag des Schicksals, und bald sagte auch er dieser Welt Lebewohl! Seine hinterlassene Tochter stand vor Kurzem noch im Dienste einer englischen Herrschaft in Akron und befand sich wohl.

Die Stadt Canton liegt 8 Meilen östlich vom Ohiocanal in einer fruchtbaren, gut angebauten Gegend. Sie hat ungefähr 5000 Einwohner, von denen die Mehrzahl Deutsche sind; auch ihre Umgegend wird meistens von Deutschen bewohnt. Sie ist die Hauptstadt von Starkcounty (Stahrk-Kauntih), d. h. der Sitz der Gerichtsbehörden für den Kreis dieses Namens. (County ist eine aus den Zeiten der

brittischen Herrschaft beibehaltene Benennung und bedeutet Grafschaft; ich glaube jedoch, daß man es hier am passendsten mit „Kreis" übersetzt.) Sie hat ein Courthaus, ein Markthaus, mehrere Kirchen, und unter denselben auch eine schöne deutsch-protestantische, und viele schöne Gasthäuser.

Am Weihnachtstage besuchte ich hier die deutsch-protestantische Kirche. Die Versammlung war sehr zahlreich. Der Prediger war ein junger Mann, in Pennsylvanien geboren, welcher auch in jenem Staate „das Predigen gelernt" hatte. Nach geschlossenem Gottesdienste wurde die Versammlung entlassen, und die Feier des heiligen Abendmahls wurde dann noch besonders gehalten. Ich blieb in der Kirche, um auch dieß mit anzusehen. Es fiel mir ungemein auf, hier die Vorbereitungsermahnung, die allgemeine Beichte und überhaupt Alles in uralten Formen zu hören, wie ich es seit meinen ersten Schuljahren nicht mehr vernommen hatte.

Den folgenden Tag machte ich einen Ausflug nach dem 3 Meilen von Canton entlegenen Städtchen Osnaburg und besuchte hier den Kaufmann Christian Kunze, aus Burgstädt bei Chemnitz gebürtig. Ich wurde sehr freundschaftlich von ihm aufgenommen, und auch seine Frau, eine geborene Amerikanerin, die aber jetzt sehr gut deutsch spricht, empfing mich mit der größten Artigkeit. Er besitzt hier ein nettes Haus mit einem reich versehenen Laden und noch außerdem ein hübsches Stück angebautes Land und ist einer von den Wenigen unserer Landsleute, von denen ich glaube, daß sie in Amerika wirklich glücklich sind.

Der große Ohiocanal (Ohio & Eriecanal) nimmt seinen Anfang zu Cleveland am Eriesee, läuft mitten durch den Staat hindurch und namentlich durch die Counties Cuyahoga, Portage, Medina, Stark, Tuscarawas, Coshocton, Muskingum, Licking, Fairfield, Pickaway, Ross, Pike und Scioto, und endet zu Portsmouth am Ohioflusse. Durch diesen Canal steht also der Ohiofluß mit dem Eriesee in schiffbarer Verbindung. Er ist 306 Meilen lang und hat 1185 Fuß Schleusen. Der Bau desselben ward im Jahre 1826 begonnen und 1832 vollendet und hat ungefähr 3,500,000 Dollars gekostet.

VI.

Reise von Canton nach Pittsburg. — Das amerikanische Frachtfuhrwesen. — Aufenthalt in Pittsburg. — Große Theuerung und große Noth im Winter von 18$\frac{36}{37}$. Der berüchtigte Mehltumult in New=York. — Heftige Erschütterung des papiernen Creditsystems und des ganzen Fabrik= und Handelswesens. Bankmanövers, Bankbeben, Bankexplosionen. — Reise nach New=Castle; Aufenthalt daselbst; Schicksale einer sehr achtbaren, wohlbekannten vaterländischen Familie. — Die Stadt Pittsburg. —

In Canton hielt ich mich nicht lange auf, sondern gleich in den ersten Tagen des neuen Jahres 1837 traf ich Anstalten zu meiner Weiterreise. Ich ließ einen nach Pittsburg fahrenden Frachtfuhrmann meine Bagage aufladen und ging auch selbst zugleich mit ihm dahin. — Während der ersten Tage unserer Reise schneite es unaufhörlich, und dann trat strenge Kälte ein. Ich erstaunte nicht wenig darüber, daß weder dieser Fuhrmann, noch andere, mit denen wir unterwegs zusammentrafen, ihre Pferde jemals in einen Stall zogen, sondern daß diese stets, und selbst die ganze Nacht hindurch, unter freiem Himmel bleiben mußten.

Jeder Fuhrmann hat gewöhnlich seine gewissen Gasthäuser, wo er zu übernachten pflegt, er mag sie nun früh oder spät erreichen. Wenn er vor dem erkornen Hause ankommt, läßt er vor der Hand das Gespann auf der Straße stehen, geht in die Schenkstube und setzt sich an den Camin, ohne im Geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Pferde vielleicht stark geschwitzt haben und nun die heftigste Kälte einfällt. Nach einer halben Stunde vielleicht erhebt er sich, und jetzt erst sorgt er für seine Pferde. Diese werden nun zuvörderst getränkt. Ein Hausknecht hilft sie ihm dann ausspannen und abschirren; das Geschirr wird an Stangen, die unter dem Kasten des Wagen hinweg, zwischen den Speichen der sehr hohen Hinterräder hindurch, geschoben werden, aufgehängt. Eine Krippe wird sodann, mittelst angebrachter Vorrichtungen, auf die Deichsel befestigt, und an die Letztere werden auch die Pferde angebunden. Diese erhalten jetzt ihren Hafer in die Krippe; das Heu wird zu gleicher Zeit reichlich mit hölzernen Gabeln zwischen sie hingeworfen, und sie können nun erst verzehren was ihnen beliebt. Während der Nacht finden sich auch gewöhnlich eine Menge der in der Nachbarschaft herumlaufenden Kühe und Schweine auf solchen Plätzen ein, die sich dreist zwischen den Pferden herumdrängen und ihnen beim Verzehren ihres Futters Gesellschaft leisten. — Der Fuhrmann begiebt sich jetzt wieder in die

Stube und setzt sich an den reich besetzten Tisch, um die Abendmahlzeit einzunehmen. Nachdem dieß geschehen, sieht er bisweilen noch einmal nach seinen Pferden, oft aber auch nicht, je nachdem er eben bei Laune ist. Endlich rollt er seine mitgebrachten Matratzen und Decken in der Nähe des Ofens oder Camins auf und legt sich zur Ruhe. Am folgenden Morgen steht er nach 6 Uhr auf und kleidet sich gemächlich an, setzt sich dann im Winter erst noch eine halbe Stunde vor den Camin oder den Ofen und geht endlich hinaus, um seinen Pferden Futter zu geben. Unterdessen wird das Frühstück aufgetragen; er setzt sich zu Tische, um es einzunehmen. Es ist nun beinahe 8 Uhr. Er macht jetzt Anstalten, seine sechs Pferde anzuschirren und einzuspannen; dieß erfordert gewöhnlich 1½ Stunde Zeit. Genug, wenn in Amerika Alles gewohnt ist, sich geschwind zu bewegen, so machen die Frachtfuhrleute hiervon eine merkwürdige Ausnahme. Endlich nach 9 Uhr ist er fertig, und nun beginnt die Fahrt. So kommt er selten in einem Tage über 15 Meilen (5 Stunden) weit, und mit 100 Meilen (22 deutsche Meil.) bringt er immer eine ganze Woche hin. Jetzt glaubte ich noch, es möchte dieß bloß bei kurzen Tagen während des Winters so sein, allein ich mußte später finden, daß es in den längsten Tagen um kein Haar besser geht. Sind Mehrere beisammen, dann ist es noch schlimmer. Hat z. B. Einer in einer Schmiede etwas machen zu lassen, so warten die Andern auf ihn. So giebt es denn immer ein ewiges Anhalten und Warten, und obgleich sie zu Mittage nicht füttern, sondern die ganze Tagereise in einem Futter fahren, so legen sie doch selten mehr als die angegebene Strecke zurück.

Die Straße von Canton nach Pittsburg führt über Paris, Alexandria und New-Lisbon. Sonderbar wird Einem zu Muthe, wenn man an dergleichen Orte kommt, denen man die Namen jener großen Städte der alten Welt beizulegen beliebte, und nun gar nichts sieht, was diesen, sei es auch nur auf die entfernteste Weise, ähneln oder an sie erinnern könnte, wenn man statt dessen vielleicht nur fünf bis zehn elende Hütten erblickt. — Die Landstraßen sind hier in ziemlich geraden Richtungen angelegt und werden auch, während des Sommers, in leidlich gutem Stande erhalten; doch während des Winters werden sie, bei der gewöhnlich oft und schnell wechselnden Witterung, bisweilen schrecklich zugerichtet.

Fast überall, wo wir Nachtquartier nahmen, hatte ich eine und dieselbe Zeche zu bezahlen. Für jede Mahlzeit wurde gewöhnlich ¼ Dollar (10½ Ngr.) und als Schlafgeld ⅛ Dollar gerechnet, mithin

betrug die ganze Zeche in der Regel 62½ Cent (26½ Ngr.). Kaum einmal kam ich etwas billiger weg. Zu Mittage ließ ich mir immer ein Stück Brod und kaltes Fleisch geben, wofür gewöhnlich auch ⅛ Dollar zu bezahlen ist. Es ist also nicht wohl möglich, auf der Reise mit weniger als ¾ Dollar (32 Ngr.) täglich durchzukommen.

In einem Gasthause nahe bei New-Lisbon traf ich den Geometer Ebeling, aus Mühlhausen gebürtig und jetzt in Sachsenburg in Pennsylvanien wohnhaft. Er war mit beim Bau des Beaver- und Sandycanals angestellt. Ich erhielt von ihm manche Weisung, die mir in der Folge sehr nützlich wurde, und namentlich auch in Bezug auf das nun bald zu erreichende Pittsburg war er im Stande, mir über manche dortige Verhältnisse erwünschte Auskunft zu geben. — Am 8. Januar 1837 kamen wir endlich in Pittsburg an.

Ich suchte hier sogleich das Gasthaus des Hrn. Conrad Uppermann auf, welches mir schon in Canton und später auch durch Hrn. Ebeling als eines der besten deutschen Häuser in Pittsburg empfohlen worden war. Es hat eine sehr vortheilhafte Lage, nahe an der über den Monongehelafluß (Mo-nong-ge-hie-le) führenden Brücke, und gewährt eine interessante Aussicht auf den großen Landungsplatz, mit all seinem regen Leben und Treiben, auf den mit prächtigen Dampfbooten und andern Fahrzeugen bedeckten Fluß und auf das jenseitige Ufer, mit den dicht an demselben aufsteigenden, das Flußthal begrenzenden Bergwänden, den am Fuße derselben liegenden Fabrikgebäuden und der auch dort stets auf- und abwogenden oder beschäftigten Menge. Ich wurde in diesem Hause sehr zuvorkommend aufgenommen und fand bald, daß es den guten Ruf, in dem es stand, auch wirklich verdiente. — Der nunmehr verstorbene Uppermann war in Rheinhessen geboren und in seiner frühesten Jugend nach Amerika gekommen. Jetzt war er einer der angesehensten Deutschen in Pittsburg, aber er war auch wirklich des Zutrauens und der hohen Achtung würdig, womit ihn jeder Deutsche beehrte, der ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatte; denn auch jetzt noch, nachdem er beinahe ein halbes Jahrhundert in den Vereinigten Staaten gelebt hatte, bewies er sich stets als der wärmste und uneigennützigste Freund seiner Landsleute. Doch eben diese hohe Achtung wurde ihm von seinen englischredenden Mitbürgern nicht minder zu Theil, und in Folge derselben bekleidete er mehrere öffentliche Aemter. Er war Oberwachtmeister der Stadt, Major der Miliz und Chef einer freiwilligen deutschen Militaircompagnie, die sich unter dem Namen „Washington-Garde" organisirt hatte. Der Kellner (Bar-keeper, spr. Baarkihper), Hr.

Holz, ebenfalls ein geborner Hesse, war ein gefälliger, feiner, wissenschaftlich gebildeter Mann von gutem Hause, dem wahrscheinlich an der Wiege auch ganz andere Weisen vorgetrillert worden waren, als die, wonach er in der neuen Welt dann und wann zu tanzen sich entschließen mußte. In diesem Hause gab es immer eine ziemliche Zahl beständiger Kostgänger aus allen Classen, jedoch gewöhnlich nur ordentliche Leute; denn Liederliche fanden immer bald, daß sie hier nicht am rechten Orte waren. Aber auch fast kein Abend verging, an welchem nicht einige reisende Deutsche eingetroffen wären, um hier ihr Nachtquartier zu nehmen. Ueberhaupt kam nicht leicht ein Deutscher nach Pittsburg, der dieß Haus nicht irgend einmal besucht hätte, und diese Gäste gehörten oft den verschiedensten Ständen an. Es galt gleichsam für das deutsche Hauptquartier. Hier hatte man Gelegenheit, nicht nur die interessantesten Bekanntschaften zu machen, sondern auch über amerikanische Verhältnisse sich manche Kenntnisse und Aufschlüsse zu verschaffen, insoweit dieß nämlich ohne eigne Anschauung möglich ist. Hier lernte ich Advokaten, Aerzte, Prediger, Schullehrer, theoretische und praktische Oekonomen, Künstler, alle Arten Handwerker, mit einem Worte, Angehörige aller Classen kennen; hier hatte ich oft Gelegenheit, die Pläne und Ansichten der mit kühnen Hoffnungen nach dem fernen Süden und Westen Ziehenden zu vernehmen, sowie auch die Erzählungen und Urtheile Solcher zu hören, die, bisweilen mit ziemlich matten Flügeln, von dort zurückkehrten, und so hatte ich mir bereits während meines damaligen Dortseins einen Begriff von jenen fernen Gegenden gebildet, der sich in der Folge als ziemlich richtig bewährte.

Bald nach meiner Ankunft in Pittsburg ließ ich es mein erstes Bemühen sein, mich um eine passende Beschäftigung zu bewerben; doch diese Aufgabe war eine nicht so gar leichte. Es war hier durchaus kein Mangel an Arbeitern, wiewohl alle Geschäfte zur Zeit sehr schwunghaft betrieben wurden; im Gegentheil, alle Fabriken und Werkstätten wurden täglich von Beschäftigungsuchenden überlaufen, denn eine nicht kleine Zahl von Eingewanderten lag hier müßig. Schon zwei Tage hatte ich zu Nachfragen verwendet, die aber immer fruchtlos blieben. Ein Haupthinderniß hierbei war die Unkenntniß der englischen Sprache.

Unter den Kostgängern in Uppermanns Hause befand sich unter andern auch ein Kupferschmied, Namens Dolle, aus Leipzig gebürtig. Zwei Jahre zuvor in Amerika eingewandert, hatte er sich in dem 28 Meilen von Pittsburg entfernten, unlängst neugegründeten Städt-

chen Sachsenburg, das größtentheils von Thüringern und Sachsen bewohnt wird, mit seiner Familie häuslich niedergelassen. Er besaß jetzt dort ein Haus und Grundstück, worauf auch seine Frau und Kinder lebten. Er selbst hatte hier Anstellung in der Kupfer- und Blechwaarenfabrik von William Scaife. Ich wurde bald mit ihm bekannt, und da er wahrnahm, daß ich Beschäftigung wünschte, hatte er mich seinem Fabrikherrn vorgeschlagen. Mr. Scaife erklärte, als ich ihm persönlich vorgestellt worden, daß er bereit sei, mich anzunehmen, nur könne er mir freilich für die erste Zeit keinen großen Lohn versprechen; er wolle mir für jetzt 5 Dollars für die Woche zusagen; würde ich erst etwas mit der englischen Sprache bekannt sein, dann würde er zulegen. Ich war mit dieser Erklärung zufrieden und stellte mich den folgenden Tag in der Werkstätte ein.

Mehr als die Hälfte der Arbeiter bestand aus Deutschen. Der Fabrikherr war einer der feinsten und gebildetsten Amerikaner, die ich je kennen lernte, und zugleich ein Gönner der Deutschen, wie es deren unter den Englischamerikanern nur Wenige giebt. Die verschiedenartigsten Arbeiten wurden in dieser Fabrik gefertigt. Ich mußte zuerst einem Amerikaner, der die blechernen Schornsteine auf die Dampfboote zu fertigen hatte, zum Gehilfen dienen, doch bald trug mir Mr. Scaife die Fertigung der erforderlichen Blecharbeiten an die zum Verkauf aufzustellenden gußeisernen Oefen auf. — Hier lernte ich bald so Manches über das eigenthümliche Treiben des amerikanischen Fabrikwesens kennen. Wo es nur irgend thunlich war, wurden Maschinen angewendet. So wurden z. B. beim Fertigen der Kaffeekannen von Weißblech, die in Amerika häufig verbraucht werden, die nöthigen Blechstücke zu Bauch, Boden, Deckel und Henkel, nach gestelltem Maaße, durch einen Druck der Maschine abgeschnitten; durch eine Andere geschah das Biegen, Aufrollen und Einsäumen der einzelnen Stücke; bloß das Löthen kann nicht anders als einzeln durch die Hand geschehen, allein dieß geht auch mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich, weil der Arbeiter nicht nöthig hat, die besonderen Theile erst zusammenzupassen, denn Alles muß auf diese Weise jedesmal passen, er mag die einzelnen Stücke ergreifen, wie er will, und so wird es möglich, daß ein Arbeiter mit Leichtigkeit täglich drei Dutzend und mehr Quartkannen fertigen kann. In solchen Gegenständen, deren Fertigung durch Maschinen, oder auch bloß durch eingeübte mechanische Handgriffe bewirkt werden kann, thut es in Hinsicht auf Geschwindigkeit gewöhnlich kein Deutscher dem Amerikaner gleich; kommen aber Arbeiten vor, welche mehrfache Handverrichtungen fordern,

die ihm nicht durch tägliche Uebung geläufig wurden, dann steht er dem Deutschen oft nach. Auch Arbeiten, die eine gewissenhafte Genauigkeit erfordern — wie z. B. die verschiedenen Röhren in die Dampfmaschinen — vertraute Mr. Scaife immer gern einem Deutschen an.

Auch in dieser Fabrik war der Gebrauch eingeführt, daß am Ende der Woche vor Auszahlung des Lohns jeder Arbeiter erst gefragt wurde, wie viel er nöthig habe; denn nach der allgemeinen Maxime der Amerikaner suchte auch Mr. Scaife immer so viel baares Geld in Kasse zu behalten als nur möglich. Jedem wurde sein Guthaben, sowie die empfangene Summe, in das Buch eingeschrieben, das er zu diesem Behuf bei seinem Eintritte in die Fabrik erhielt. Bestand ein Arbeiter darauf, den vollen Betrag seines Lohns zu erhalten, so empfing er ihn auch; doch viel lieber wurde es gesehen, wenn er das Geld, das er gerade nicht nothwendig brauchte, in den Händen des Fabrikherrn ließ. Abgesehen hiervon war Mr. Scaife doch gewiß einer der besten Bezahler in den Vereinigten Staaten. Ungeachtet des ungeheuren Schwalls von Banknoten, die damals in Umlauf waren, wurden wir doch stets blos in Silbergeld bezahlt, und eben dadurch fand ich mich bewogen, damals noch in etwas daran zu zweifeln, ob die durch das heillose amerikanische Banksystem erzeugten Uebel schon in so furchtbarer Ausdehnung vorhanden wären, wie es doch wirklich der Fall war. Ich fürchtete allerdings die drohende Explosion; daß aber der Zündfaden wirklich schon brannte, davon hatte ich, wie viele Andere, keine Ahnung.

Um diese Zeit schrieb ich meinen ersten Brief in die Heimath. Er liegt gegenwärtig vor mir, und ich ersehe daraus, daß ich schon damals fast durchgängig über die amerikanischen Zustände ebenso urtheilte wie heute, nach den gemachten Erfahrungen. Nur gerade in Betreff des Bankwesens befand ich mich noch in Täuschung. Ich habe in diesem meinen Briefe ꝛc. von den Banken, diesen Hölleninstituten, wenig erwähnt, eben weil ich sie zur Zeit noch nicht in ihrer ganzen Zusammenstellung, noch weniger aber ihr mächtiges, Alles umfassendes Wirken kannte. Auch darin täuschte ich mich, und vielen Andern ging es zur Zeit ebenso, daß ich die damals herrschende außerordentliche Theuerung aller Lebensmittel blos für eine Folge der verhältnißmäßig zu großen Zahl der Consumenten, im Vergleich gegen die Producenten, hielt, während sie doch großentheils auch nur eine Folge jenes verderblichen Systems war. Allerdings wirkten auch andere Umstände mit. Die vorige Erndte war gerade keine reichliche,

aber auch keine Mißerndte gewesen, und doch schien in der That Mangel zu sein. Der Seehandel der Unionsstaaten wurde zu der Zeit mit noch nie wahrgenommener Schwungkraft und in unerhörter Ausdehnung betrieben; dieß machte fortwährend die Ausrüstung und Verproviantirung einer großen Zahl Schiffe nöthig, und eben diese nahm einen sehr großen Theil der Producte des Ackerbaues und der Viehzucht hinweg. Der Verbrauch des Branntweins war damals ungeheuer groß, und um die enorme Masse herzustellen, war auch eine unglaubliche Quantität Frucht erforderlich. Alle Arten von Fleisch hatten sehr hohe Preise; deshalb wurde viel Korn zur Mastung des Viehes verwendet. Alle diese Ursachen wirkten nun zusammen und die Einfuhr fremden Getreides wurde nothwendig, wenigstens fand sie statt, und zwar in ungeheueren Quantitäten. So kamen fortwährend Schiffe, mit Weizen beladen, von Danzig, sogar von Odessa und von allen deutschen Häfen an, und die stärksten Ladungen wurden schnell und zu hohen Preisen abgesetzt. Während einer Woche wurden um diese Zeit einmal in New-York 20,000 Bushel deutscher Weizen verkauft. Wer hätte wohl damals geglaubt, daß sich alle diese Zustände so plötzlich und so gänzlich ändern könnten, als sie sich in kurzer Zeit zum Erstaunen Mancher und zum Schrecken Vieler wirklich änderten?!

Die Zeit meines Aufenthalts in Pittsburg war für mich die glücklichste, die ich in Amerika verlebte, aber nicht auch so für alle meine erst vor Kurzem eingewanderten deutschen Landsleute. Viele derselben fanden während der ersten Zeit ihres Hierseins entweder gar keinen Verdienst, oder er war bei den hohen Preisen der nothwendigsten Bedürfnisse nicht ausreichend, um von demselben sich und die Ihrigen zu ernähren, und so mußten manche derselben ihr vom Vaterlande mitherübergebrachtes Vermögen schon während des ersten Winters zusetzen und viele von ihnen sogar schon Noth leiden. Im Vergleich mit manchem andern Orte ging es in Pittsburg immer noch erträglich. Schaudererregend waren die Nachrichten, die wir zu jener Zeit aus den großen atlantischen Hafenstädten, besonders von New-York, vernahmen. In dieser Stadt gab es eine Partei Nichtswürdiger, die den Druck der Zeit benutzten, um den Pöbel gegen Hausbesitzer, die Besitzer von Victualienhandlungen, von Mehl- und Getreidemagazinen ꝛc. aufzuwiegeln. Man suchte das Volk zu bereden, einzig und allein jene Wucherer wären an der gegenwärtigen Noth schuld; es bestehe unter ihnen eine Uebereinkunft, Fleisch, Brod, Mehl ꝛc. nicht unter

einem bestimmten Preise zu verkaufen, die Wohnungen nicht unter einem gewissen Preise zu vermiethen u. s. w. — Wohlunterrichtete, mit allen Verhältnissen des Landes bekannte Männer waren der Meinung, etwas Wahres sei doch wohl an der Sache, und jetzt, seitdem ich das amerikanische Thun und Treiben kennen lernte, zweifle auch ich keinesweges ganz daran. Und wie leicht gelingt es oft nicht in solchen Zeiten und durch solche Mittel einer böswilligen Faction, den gemeinen Haufen in Aufregung zu bringen, unter dem es gewöhnlich so Viele giebt, die sogar beim besten Verdienste immer von schlechten Zeiten träumen! Auch dort gelang es einer solchen, alle Gesetze höhnenden Faction, ihren Zweck zu erreichen. Ich gebe hier den Bericht von dem am 10. Febr. d. J. in New-York ausgebrochenen Tumulte, wie ihn der „Commercial-Advertiser" v. 14. Febr. lieferte:

„Vor drei bis vier Wochen wurde in „Broadway-Tavernacle" eine Zusammenkunft gehalten, worin über die hohen Preise der Lebensmittel verhandelt werden sollte. Man versuchte zwar, jene Versammlung auf die Sache der Mäßigkeitsvereine zurückzuführen, indem man die hohen Preise den Branntweinbrennereien beimaaß, aber dennoch konnten wir den Vorgang nicht billigen, da das Verbreiten solcher Ansichten nur Unheil bringen kann. Mit um so größerm Unwillen erblickten wir den überall aushängenden Anschlag, einen Aufruf zu einer öffentlichen Versammlung enthaltend, veranstaltet von Moses Jacques und Alexander Ming. Wir geben hier einen Abdruck davon:

„„Brod, Fleisch, Hauszins, Feuerung! Ihr Preis muß herabkommen. — Die Stimme des Volks soll gehört werden und den Sieg davon tragen. — Das Volk wird zusammenkommen im Park, es sei nun Regen oder Sonnenschein, Montags Nachmittag um 4 Uhr.

Die Ursachen der gegenwärtigen beispiellosen Noth sollen untersucht und passende Gegenmittel ergriffen werden. Alle Menschenfreunde, die entschlossen sind, den Monopolisten und Wucherern zu widerstehen, sind eingeladen, zu erscheinen.

New-York, den 10. Febr. 1837.

(Unterzeichnet.) Moses Jacques. Alexander Ming.""

„Am bestimmten Tage kamen gegen 6000 Menschen ungeachtet einer schneidenden Kälte im Park zusammen, bestehend aus der wahren Canaille der Stadt, und alle Elemente der Gewaltthat, des Aufruhrs und der Revolution in sich begreifend. Moses Jacques ward zum würdigen Vorsitzer einer solchen Versammlung erwählt. Aber Ordnung war nicht der leitende Genius derselben, vielmehr bildeten sich ver-

schiedene Gruppen, deren jede von einigen gewandten Demagogen auf eigne Hand aufgereizt wurde. — Ausgezeichnet unter den auftretenden Rednern war vorzüglich Alexander Ming, der vorher mehrmals zum Candidaten des Stadtregisters ernannt wurde. Bei dieser Gelegenheit soll er jedoch weniger aufregend gesprochen haben als seine Collegen. Er beschränkte sich blos auf die Geldfrage und ermahnte das Volk, keine Banknoten mehr, sondern nichts anzunehmen als edle Metalle. Andere nach ihm auftretende Redner kamen jedoch bald auf den eigentlichen Gegenstand der Versammlung. Sie wälzten die Schuld der hohen Preise für Hausmiethe und Lebensmittel auf die Hausbesitzer und Mehlhändler. Einer derselben, nachdem er hinlänglich auf die Leidenschaften der Zuhörer eingewirkt hatte und sie zu Raub und Gewaltthat wohl gestimmt glaubte, suchte die Volkswuth gegen Eli Hart, einen der bedeutendsten Mehlhändler, zu richten. Mitbürger, rief er, Mr. Hart hat 53,000 Fässer Mehl in seiner Niederlage; laßt uns zu ihm gehen und ihm 8 Dollars für das Faß bieten; will er das nicht nehmen, nun wohl — (mit herabgestimmtem Ton nach langer Pause) so laßt uns hinweggehen."

„Der gegebene Wink hatte sein Ziel nicht verfehlt: ein großer Haufe wandte sich gegen Hart's Niederlage in der Washingtonstraße. Drei breite eiserne Thore führten von der Straße in das große steinerne Gebäude. Die im Hause angestellten Arbeiter versuchten bei Annäherung des Haufens die Thore und Fenster zu schließen, aber das Mittelthor war bald erbrochen, und ungefähr 50 Fässer Mehl wurden im Nu auf die Straße gerollt und zerschlagen. In diesem Augenblicke erschien Hart selbst mit einem Gefolge von Polizeibeamten. Diese und die zu gleicher Zeit ankommenden Municipalbeamten wurden in der anstoßenden Deystraße von einem Theile des Haufens angegriffen und ihnen ihre Amtsstöcke entwunden und zerbrochen. Jedoch war zu der Zeit der Haufe noch nicht zu groß; es gelang der Polizei, in das Haus zu dringen und für den Augenblick der Zerstörung Einhalt zu thun. Der Bürgermeister erschien jetzt auf dem Platze. Er versuchte, die bethörte Menge anzureden und von ihrem Zerstörungswerk abzuhalten, aber es war vergebens. Der Haufe nahm reißend zu, und die Magistratspersonen wurden mit solch' einem Hagel von Steinen, Knüppeln und Mehlklumpen bedient, daß sie sich eiligst und mit Lebensgefahr zurückziehen mußten. Die sämmtlichen Beamten wurden endlich aus dem Felde geschlagen und das Magazin mit Sturm genommen; die aus den Angeln gehobenen Flügel des Hauptthors wurden hierbei als Sturmböcke gegen die übrigen gebraucht. Die Masse

stürzte hinein, riß die Thüren und Fenster des obern Stockwerks auf, und nun erst begann das Zerstörungswerk auf die gräulichste Weise. Mehlfässer wurden zu Hunderten aus den Thüren gerollt und aus den Fenstern herabgestürzt. Was dabei nicht von selbst zerbrach, wurde zerschlagen. Zu gleicher Zeit wurden Hunderte von Weizensäcken heraus geschleppt und auf dem Pflaster ausgeschüttet. Ueber 1000 Bushel Weizen und mehr als 500 Fässer Mehl wurden ein Raub sinnloser und teuflischer Zerstörung. Die thätigsten Zerstörer bestanden aus Fremden, und überhaupt war der größte Theil der Rotte von ausländischer Herkunft; aber mehr als tausend Andere standen umher und reizten jene fortwährend zu neuer Wuth an. Mitten unter den stürzenden und aufspringenden Fässern füllten zahllose Weiber ihre mitgebrachten Butten, Körbe und Schürzen mit Mehl und machten sich davon. Einen Buben erblickte man auf einem Fenstersims, der Faß um Faß herabstürzte und jedesmal ausrief: Hier verkauft man Mehl für 8 Dollars das Faß! Gleich anfangs wurde auch Hart's Comptoir erbrochen und Bücher und Rechnungen den vier Winden preisgegeben. Darin besteht vielleicht sein größter Verlust. Die Nacht brach an, aber die Zerstörung ließ nicht eher nach, als bis starke Abtheilungen der Polizei ankamen, denen bald darauf Truppen folgten. Zwei Friedensrichter räumten das Gebäude, arretirten Mehrere und schickten sie unter dem Commando eines Polizeibeamten nach Bridewell. Unterwegs jedoch wurde Dieser nebst seinen Begleitern angefallen, ihm der Rock vom Leibe gerissen, und mehrere der Gefangenen wurden befreit. Ehe man noch mit Hart's Niederlage fertig war, wurde von mehreren Seiten der Ausruf „Meech" gehört, worauf ein Theil der Rotte sich aufmachte, um die Niederlage von Meech und Comp. zu zerstören. Aber auf dem Wege dahin liegt zuerst die von Harrick und Comp., und es wurde daher gelegentlich auch auf diese ein Angriff gemacht. Ein Hagel von Backsteinen zerschmetterte die Fenster und gleich darauf wurde das Thor erbrochen. Gegen 30 Fässer Mehl wurden auf die Straße gerollt und zerschlagen. Jedoch war hier die Zahl der Tumultuanten nicht sehr groß und machte sich bald davon, wahrscheinlich auf die Nachricht, daß eine starke Wache sich dem Orte nähere. Gegen 8 Uhr war Alles ruhig. Wir besuchten den Hauptort der Zerstörung und mußten eine Strecke weit bis an die Kniee in Mehl und Weizen waden. Einige Hunderte von den Empörern lauerten noch umher, aber die Polizei und Militairpatrouillen waren jetzt zu stark. Wir sahen noch einige Weiber sich mit Mehlsäcken davonstehlen; jedoch wurde nun die Kälte so

stark, daß sich Niemand lange mehr auf dem Platze hielt; um 9 Uhr war Alles still und leer. So endete dieser Versuch von Seiten des „souverainen Volks", die Lebensmittel dadurch wohlfeil zu machen, daß man ihre Vorräthe zerstört. Die dienstthuenden Truppen bestanden aus Detachements von Oberst Smiths und Oberst Helas Regimentern. Es war eine helle Mondnacht und der Schimmer der glänzenden Waffen gewährte einen sehr auffälligen Anblick. Unglücklicher Weise ist der Insubordinationsgeist gegen die Schranken des Gesetzes so allgemein waltend geworden, daß es jetzt nothwendig wird, diese Waffen zum Dienste des Gemeinwohls stets in Bereitschaft zu halten."

Diese schändliche Geschichte giebt hinlänglichen Aufschluß darüber, wie zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen Ordnung und Gesetz in den Vereinigten Staaten respectirt werden und wie in dieser „glorreichen Republik" die hohe Obrigkeit Personen und Eigenthum zu schützen vermag. Zwar wurde eine Untersuchung dieses Vorgangs eingeleitet, allein man ging dabei äußerst oberflächlich zu Werke. Einige arme Schlucker, deren man habhaft wurde, und die vielleicht erst durch reichlich gespendeten Branntwein für das große Werk begeistert nnd zu thätiger Mitwirkung ermuthigt worden waren, wurden für einige Zeit in's Zuchthaus geschickt; mit ihren höher stehenden Verführern hingegen mochte man sich wohlweislich nichts zu schaffen machen.

Das Frühjahr war nun eingetreten, und die Schifffahrt auf dem Ohio war in vollem Gange. Alle Magazine in Pittsburg strotzten von Waaren, die der Versendung nach Süden und Westen noch harrten, als sich plötzlich die Nachricht verbreitete, daß in New-Orleans und andern Haupthandelsplätzen der Union äußerst bedeutende Bankerotte großer Handelshäuser stattgefunden hätten, die bald eine Menge Fallissements kleinerer Häuser nach sich zogen und in Kurzem noch mehrere nach sich ziehen mußten. Das ganze, vielseitig hochgepriesene, als ein Wunder der Welt angestaunte, jedoch auf sehr unsichern Grundlagen ruhende Handelswesen der Amerikaner ward mächtig erschüttert, der merkantilische und industrielle Horizont umzog sich mit schwarzen, Unheil drohenden Wolken, und der Dunstkreis wurde mit einer Schwüle erfüllt, wie sie gewöhnlich dem Ausbruch eines Ungewitters vorangeht. Die Speculanten lauschten, die Unternehmer stutzten: Alles stand in Furcht und Erwarten der Dinge, die da kommen sollten. Endlich war die Zeit erfüllt und — die furchtbare Katastrophe trat ein.

Zu Ende des Monats Mai erscholl eines Morgens in Pittsburg

die Kunde, alle Banken in New-York, Philadelphia und Baltimore hätten ihre Zahlungen eingestellt, d. h. sie hätten erklärt, daß sie die von ihnen ausgegebenen Noten, oder Schuldscheine vor der Hand nicht mehr mit klingender Münze einlösen wollten, und dem war auch wirklich so. Ein von dem großmächtigen Bankherrscher, Nicolaus Biddle in Philadelphia, abgefertigter Expresser war die vorhergehende Nacht in Pittsburg eingetroffen und hatte den hiesigen Bankfürsten diese wichtige Nachricht überbracht, begleitet mit dem Befehle, dem gegebenen musterhaften Beispiele ihrer Herren Brüder in den großen atlantischen Städten unverzüglich zu folgen. Die gesammte Papiervasallenschaar hatte sich sofort versammelt, um über das Eine, was jetzt Noth war, zu berathen. Eine Deputation derselben verfügte sich zu dem Mayor der Stadt. Dieser wurde entweder mit Dampf oder einem andern schnell durchdringenden Mittel bearbeitet und auch bald für ihren Plan gewonnen. Diese Herren waren sammt und sonders der Meinung, daß es schlechterdings nothwendig sei, dem von ihrem hohen Gebieter und Protector erhaltenen Befehl unverweilt Folge zu leisten. Nur war ihnen einigermaaßen davor bange, daß das unerleuchtete Volk vielleicht die Heilsamkeit dieser weisen Maaßregel nicht einsehen und somit wohl gar auf den verderblichen Einfall kommen möchte, ihnen in ihren der Verehrung des goldenen Kalbes geweihten Tempeln einen Besuch in Masse zu machen, um sich über die Nothwendigkeit dieses zu thuenden Schrittes Belehrung auszubitten. Das noch ganz frische Andenken an den New-Yorker Mehltumult erfüllte sie mit Angst und Schrecken, und mehr noch als den Unverstand und die Verblendung des Volks fürchteten sie dessen Großmuth, die es wohl gar zu dem Entschlusse führen könne, alles Mögliche zu thun, um sie in den Stand zu setzen, in Zukunft mit Recht sagen zu können: „Wir sind nicht fähig zu zahlen!"

Der Mayor war ein kluger und gewandter Mann. Er versammelte augenblicklich die Mitglieder des Magistrats und die Vornehmsten der Bürgerschaft, d. h. die Reichsten an Vermögen und Einfluß und eröffnete ihnen nun ex officio die erhaltene wichtige Nachricht. Er gab ihnen zu bedenken, daß, sobald diese Kunde sich im Publicum verbreite und als verbürgt dastehe, dieselbe wohl geeignet sei, ein allgemeines Mißtrauen gegen alle Banken zu erwecken. Nun seien aber eine große Menge Noten der Pittsburger Banken in den atlantischen Städten und auch auf hiesigem Platze selbst im Umlauf. Die Inhaber derselben würden sogleich schaarenweis herbeieilen und deren Einlösung in klingender Münze verlangen, und so werde in Zeit von

wenigen Tagen alles Gold und Silber aus den Kassen der Banken herausgezogen und diese nun ebenfalls gezwungen sein, ihre Zahlungen einzustellen. Er sei fest überzeugt, die Pittsburger Banken wären im Stande, alle ihre Noten mit klingender Münze einzulösen, wenn man ihnen die erforderliche Zeit verstatte; würden sie aber auf einmal und unvorbereitet bestürmt, so müsse dieß unfehlbar ihre gänzliche Sprengung bewirken. Welche Folgen dieß aber für das ganze Geschäftswesen der Stadt und Umgegend haben müsse, das lasse sich wohl voraussehen. Seiner Meinung nach sei es viel klüger und besser, wenn man diesen Sturm nicht erst erwarte, sondern die hiesigen Banken, ohne Verzug, ihre Zahlungen auch aussetzen lasse. Auf diese Weise würde die vorhandene klingende Münze in der Stadt bleiben und so nach überstandener Krisis, die, wie er hoffe, nicht lange dauern werde, die geeignetesten Mittel noch vorhanden sein, um den Handel und Geschäftsverkehr bald auf's Neue zu beleben. Im entgegengesetzten Falle aber würde die Lähmung viel länger anhalten und wohl gar am Ende unheilbar werden, und die Stadt Pittsburg würde dann wegen der übelverstandenen Ehrlichkeit noch überdieß den Spott ihrer klügeren Schwesterstädte auf sich ziehen. Sein Wille sei also, den Banken sofort die Weisung zu geben, ihre Zahlungen von jetzt an auf 90 Tage zu suspendiren. Doch da er voraussehe, daß das Volk nicht ganz gleichgiltig dabei bleiben werde, so beabsichtige er, die gesammte Bürgerschaft durch öffentliche Anschläge zu einer Generalversammlung einzuladen, um derselben ebenfalls sein Gutachten zu eröffnen und ihre Meinung darüber entgegenzunehmen. Zu der hohen Weisheit der gegenwärtigen Herren habe er aber das Vertrauen, sie alle würden nicht ermangeln, ihre Mitbürger über die Nothwendigkeit der zu treffenden Maaßregeln zweckmäßig zu belehren, und ihnen ihre desfallsigen Zweifel zu benehmen. Ihnen müsse doch natürlich zuvörderst daran gelegen sein, daß die Ruhe der Stadt ungestört und die Sicherheit der Personen und des Eigenthums ungefährdet bleibe; daher erwarte er auch, daß zur Erreichung dieses Zwecks von ihrer Seite alles Mögliche gethan werde.

Diese Vorstellungen verfehlten ihren Zweck nicht. Die Versammelten erklärten sich mit den Ansichten des Mayors einverstanden, billigten seine Vorschläge und versprachen, Alles zu thun, was in ihren Kräften stehe, um deren Durchführung zu bewirken. — Sogleich wurden nun die Bankbeamten von den gefaßten Beschlüssen in Kenntniß gesetzt und ihnen die vorerwähnte Weisung zur Suspendirung ihrer Zahlungen ertheilt, auf welche sie schon so sehnlich warteten,

und der sie denn auch auf die bereitwilligste Weise Folge leisteten; kurz — die Banken wurden geschlossen.

Die Proclamation an die Bürgerschaft wurde nun in aller Eile aufgesetzt. Setzer und Drucker arbeiteten, als wenn das Wohl der ganzen „glorreichen Republik" davon abhinge, und nicht eine Stunde verging, so waren schon mehrere hundert Exemplare dieser Proclamation an den Straßenecken und in den öffentlichen Häusern rc. angeheftet. Die Versammlung der Bürgerschaft war für den Nachmittag festgesetzt. Alles gerieth nun in eine krampfhafte Bewegung. Es war eben Pfingstmontag, wo ohnedieß Viele nicht arbeiteten, und die es gethan hatten, warfen nunmehr Alles ohne Verzug aus den Händen. Ganze Schaaren wogten die Straßen auf und nieder, alle Schenkhäuser waren angefüllt, und manches Glas wurde im entbrannten Eifer geleert. Doch Viele aus dem Publicum konnten und wollten nicht so leicht begreifen, wie die am Morgen vor dem Mayor versammelten Herren, daß die — wie man ihnen weißmachen wollte — zu ihrem Heile getroffenen Vorkehrungen wirklich auch nothwendig und ersprießlich wären. Man hörte schon ziemlich laut und ungescheut von „Niederreißen und -Brennen der verfluchten Diebeshöhlen," von „Aufhängen des gesammten Bankgesindels" und dergl. sprechen. Auf dem Markte wurden vom „souverainen Volke" selbst allerlei Anstalten zu einer großen Versammlung gemacht. Fleischhauerblöcke, Budenböcke, alte Fässer und dergl. wurden schon zurechtgestellt, um als Bühnen für die aufzutretenden Volksredner zu dienen.

Jene Männer, welche dem Mayor die Zusage gegeben hatten, Alles, was sie vermöchten, für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu thun, hielten auch treulich Wort. Hr. Conrad Uppermann versammelte die Glieder seiner Compagnie vermittelst Privateinladung. Er setzte ihnen auseinander, zu was Allem es führen könne, wenn eine Empörung förmlich ausbrechen und, wie zu befürchten stehe, ein Angriff auf die Bankgebäude gemacht werden sollte, und sprach seine Meinung dahin aus, daß kein redlicher Bürger dieß wünschen, noch daß es zu etwas Gutem führen könne. Manche stimmten dieser seiner Meinung durchaus nicht bei; Einige äußerten sogar unverholen, es möge kommen, wie es wolle, es könne diesen Satansanstalten gar nicht zu viel geschehen; es müsse einmal so kommen rc. Doch es gelang ihm, diese zu besänftigen, und überhaupt die Meisten insoweit zu gewinnen, daß sie versprachen, ihm in Dem, was er für gut finde, Folge zu leisten. Er sowohl wie die übrigen Chefs der sämmtlichen Volontaircompagnieen suchten nun überall zu verbreiten, daß sie wie

ihre Untergebenen fest entschlossen wären, jeder offnen Gewaltthat mit den Waffen in der Hand auf die möglichst nachdrückliche Weise entgegenzutreten. An alle Compagnieen erging nun die förmliche Ordre, sich für jeden Augenblick, und zwar auch während der folgenden Nacht, bereitzuhalten. Es wurden Allarmplätze bestimmt und Patronen gefertigt; jedoch mit alledem war es nicht etwa so ernstlich gemeint. Und doch verfehlte es seine gute Wirkung nicht, denn es wirkte zuvörderst wenigstens so viel, daß es Manchen zum Nachdenken brachte.

Die Bürgerversammlung auf dem Courthause hatte nun stattgefunden. Ungeachtet auch hier manche bittere Aeußerungen fielen und von Vielen die Wahrheit ziemlich derb ausgesprochen wurde, so vereinigte man sich doch endlich in Anerkennung des Grundsatzes, daß gewaltthätiger Aufstand zu keinem guten Ende führen könne. Auch sprach man die Hoffnung aus, daß die jetzige Verlegenheit der Banken für die Zukunft zur Lehre und Warnung für sie selbst sowie für das amerikanische Volk und dessen Gesetzgeber dienen werde. Die auf dem Marktplatze versammelten Volkshaufen hatten mit Ungeduld auf das Resultat dieser Versammlung geharrt, allein als es jetzt bekannt wurde, diente es nur dazu, den Muth der empörungs- und zerstörungssüchtigen Rotte niederzuschlagen. Die aufgetretenen Redner nahmen wahr, daß ihre Worte nicht den gehofften Effect machten, und so gaben sie jeden ferneren Versuch bald auf. Der Haufe verminderte sich nun zusehens, denn die erste und stärkste Hitze hatte sich gelegt. Am Abende ward es auf den Straßen immer ruhiger, und auch die folgende Nacht ging völlig ruhig vorüber.

So war nun wohl die größte, keinesweges aber jede Gefahr für die Pittsburger Banken vorüber. Bald wurde es bekannt, welche Mittel angewendet worden waren, um das ihnen drohende Ungewitter abzuleiten und das Volk zu täuschen. Selbst viele brave Männer, die für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung thätig mitgewirkt hatten, bereueten es jetzt recht herzlich, daß man diese Gelegenheit versäumt habe, ein warnendes Exempel an diesen fluchwürdigen Anstalten und dem zugehörigen Gesindel zu statuiren, und bedachten nicht immer, daß ein solches Beispiel nie soviel nützen kann, wie das Beispiel ungesetzlicher Gewaltthat schadet. Die Banken selbst zeigten aber auch bald, daß sie der ihnen bewiesenen Nachsicht in der That völlig unwerth waren, und daß überhaupt Gerechtigkeit und Billigkeit nie von ihnen zu erwarten sei. Aller fortwährenden Aufregung ungeachtet kam es jedoch nie zu einem offenbaren Aufstande.

Aber was war denn nun die nächste Folge aller dieser eben erzählten Ereignisse? Sogleich in den nächstfolgenden Tagen wurde in Pittsburg die Mehrzahl der Arbeiter in den Fabriken entlassen; mehrere Fabriken wurden gänzlich geschlossen. Fast alle Dampfboote, welche ankamen, blieben am Landungsplatze ohne Ladung liegen, und bald mehrte sich ihre Zahl so, daß ein großer Theil derselben am jenseitigen Ufer anlegen mußte. Zu gleicher Zeit wurden in Pennsylvanien sowohl, wie in den angrenzenden Staaten alle Arbeiten an den Canälen und Eisenbahnen und überhaupt an allen öffentlichen Werken eingestellt; die Arbeiter wurden ohne Weiteres entlassen, und die Meisten derselben mußten ihren rückständigen Lohn ganz oder wenigstens einen großen Theil desselben verlieren. So wurden z. B. an den New-Yorker Eisenbahnen mehrere tausend Arbeiter an einem Tage fortgeschickt. Was sollten aber diese nun anfangen? Die Staaten Indiana und Illinois beschlossen, ihre angefangenen öffentlichen Bauten fortzusetzen, weil jetzt die Arbeiter um viel geringeren Lohn als früher zu haben waren: eine große Zahl der entlassenen Fabrikarbeiter von New-York und andern Orten strömte nun dahin. Viele unter ihnen waren Familienväter und mußten ihre Weiber und Kinder in den nördlichen Staaten zurücklassen, während sie viele hundert Meilen weit hinwegzogen, um wo möglich einigen Erwerb zu finden. Die Armen! Eine große Zahl derselben unterlag bald der ungewohnten Arbeit in brennender Sonnengluth; viele Andere, von Krankheit ergriffen, zogen wie Schatten umher und schleppten sich endlich, siech und entkräftet, wieder ihrem vorigen Wohnort zu, wo Manche von ihnen und ihren Angehörigen ebenfalls noch eine Beute des Mangels und Kummers wurden. Die Armen- und Waisenhäuser in den nordöstlichen Fabrikstädten hatten jener Schreckenszeit einen bedeutenden Zuwachs ihrer Bevölkerung zu verdanken. — Junge unverheirathete Männer konnten noch am ersten ihren Unterhalt bei einem Landwirthe finden, und diese Letzteren waren zum Theil gar nicht böse darüber, daß sie doch auch einmal Arbeiter um einen billigen Lohn haben konnten.

Auch in Scaife's Fabrik, in welcher ich arbeitete, wurde mehr als die Hälfte der Arbeiter bald nach dem ausgeführten Bankmanöver verabschiedet, und einen Monat später traf auch mich dieses Loos. In Pittsburg wieder Beschäftigung zu finden, daran war jetzt nicht zu denken. Ich unternahm also eine Fußreise nach Tuscarawas-County (Toß-kär re-wäß) im Staate Ohio, um den, wie ich glaubte,

dort lebenden Pastor Krakau, der vor seiner Auswanderung eine Predigerstelle in unserm Lande bekleidete, zu besuchen. In Trenton am Ohiocanal erfuhr ich, daß dieser Mann gestorben war, daß aber dessen Bruder, der Geometer Ernst Krakau, in der Nachbarschaft wohne. Ich machte mich also auf den Weg nach dessen Besitzung. Er selbst war bei meiner Ankunft nicht zu Hause; von seiner Frau wurde ich aber äußerst freundlich und zuvorkommend empfangen. Es war ihr sehr lieb, wieder einmal Nachrichten aus dem lieben Vaterlande zu hören, und zwar, wie sie sagte, doppelt lieb war es ihr, sie von einem speciellen Landsmanne zu vernehmen, der dasselbe erst vor nicht langer Zeit verlassen hatte. Sie war in Meuselwitz ziemlich gut bekannt, sie gedachte dankbar und mit thränenden Augen ihrer daselbst lebenden Verwandten und mancher in deren Gesellschaft verlebter froher Stunden und erinnerte sich noch sehr wohl an die Namen mancher Familien, die sie da hatte kennen lernen. „Noch kein Tag," sagte sie, „ist mir in Amerika vergangen, an welchem ich mich nicht mit einer gewissen Sehnsucht des Vaterlandes erinnert hätte. Oft habe ich mir vorgenommen, mich der Gedanken an dasselbe zu entschlagen, weil ich dadurch immer zum Trübsinn gestimmt werde, aber es steht nicht in meiner Macht; man mag wollen oder nicht, immer drängen sie sich von neuem auf. Nimmermehr kann ich hier heimisch werden — man vermißt hier zu viel. Meinem Manne geht es eben nicht besser; nur möchte er es sich selbst nicht gern gestehen, und er hält es unter seiner Würde, sich etwas merken zu lassen. Ihm zu Gefallen suche ich meine Gefühle so viel als möglich zu unterdrücken oder wenigstens zu verbergen, und auch schon meiner Kinder wegen thue ich das! Ein Glück noch für die armen Kleinen, daß sie das Vaterland mit seinen Freuden und Genüssen nicht kennen lernten, so wird es ihnen denn doch nicht so schwer, dasselbe zu vergessen!"

Ernst Krakau besaß eine Farm von 80 Acres ziemlich guten Landes, mit zwei darauf stehenden Wohnhäusern, deren eins von einem Deutschen bewohnt ward, der das Land für die Hälfte des Ertrags in Pacht genommen hatte. Krakau beabsichtigte nämlich, sich einen anderen und, wie er glaubte, mehr einträglichen Erwerbszweig zu eröffnen. Fünf Meilen von seinem Platze, bei Newcastle (Niu-Cässel) am großen Ohiocanale, gab es bedeutende Steinkohlenwerke, die einen in Canal-Dover wohnenden Deutschen, Namens Blickensdörfer zum Eigenthümer hatten. Krakau hatte sich mit diesem vereinigt, um bei diesen Werken gemeinschaftlich die Fabrication von

Eisenvitriol zu betreiben. Sie waren eben im Bau der nöthigen Gebäude und in Herstellung der erforderlichen Vorrichtungen begriffen. Als Ernst Krakau nach Hause kam, freute auch er sich über meinen Besuch, und mehrere Stunden wurden nun den verschiedenartigsten Nachfragen, Erinnerungen und Erörterungen über das deutsche Vaterland gewidmet. Nachdem er vernommen hatte, daß ich jetzt ohne Beschäftigung und auch in Betreff meines künftigen Vornehmens ohne Plan und Aussicht war, erklärte er: ich würde ihm einen großen Gefallen thun, wenn ich zu ihm kommen und ihm bei seinen Geschäften helfen wolle, welches ich denn auch zusagte. Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen kehrte ich nach Pittsburg zurück. Ich traf nun ohne Zögern die nöthigen Anstalten zu meiner Abreise, und ging nach einigen Wochen mit demselben Fuhrmanne, mit dem ich im vorigen Winter nach Pittsburg gekommen war, nach Masillon (spr. Mäß-lön), und fuhr dann von da bis Newcastle auf dem Canal hinab.

Ernst Krakau hatte es zu beschwerlich und zeitraubend gefunden, täglich den fünf Meilen langen Weg von seiner Farm nach Newcastle und wieder zurück zu machen, und deshalb während der Arbeitstage jeder Woche in einem dicht am Canal gelegenen Gasthause Quartier genommen, wo ich mich nun, seinem Willen gemäß, ebenfalls einquartierte. — Gleich den folgenden Tag nach meiner Ankunft trat ich meine Arbeit an.

Die beiden Unternehmer beabsichtigten, die Bereitung des Eisenvitriols nach einer bisher noch nicht versuchten Methode zu bewirken; sie gedachten nämlich, die bisher nothwendigen Kessel zu ersparen, was allerdings sehr vortheilhaft gewesen wäre. Zu dem Ende ließen sie eine zwei Fuß tiefe und eben so breite Rinne von einer ausgesuchten Art Sandstein, die man für dazu geeignet hielt, aufsetzen. An dem vorderen Ende derselben wurde eine Vorrichtung zur Feuerung angebracht, hingegen am hintern Ende ein Schornstein aufgeführt. Alle Fugen der Rinne wurden sorgfältig verkittet, dieselbe dann mit Stücken alten Eisens gefüllt und nun mit einem Halbzirkelbogen von ungebrannten Mauersteinen überwölbt. Der zum Grunde liegende Plan war, das Sieden des Wassers, welches zuvor mit den zum Zersetzen des Eisens nothwendigen Theilen geschwängert war und dann in die Rinne geleitet wurde, durch das unmittelbar über dasselbe hin und unter dem Deckbogen hinweg zu treibende Feuer zu bewirken. Nach zwei Monaten war der Bau und alle erforderlichen Vorrichtungen soweit fertig, daß der erste Versuch gemacht werden konnte. Das

Wasser kam wirklich in unglaublich kurzer Zeit zum Kochen, und die Idee beruhte demnach nicht auf Trugschlüssen, aber die Rinne war nicht wasserdicht genug, und dadurch mußte nothwendig der Erfolg vereitelt werden. Nun war es aber eine schwere Aufgabe, die lecke Stelle aufzufinden, und wäre dieß und die Wiederherstellung auch noch möglich gewesen, so war doch zu befürchten, daß starker Frost während des Winters bis unter die Grundlage der Rinne eindringen, einzelne Theile derselben heben und sie folglich auf's neue unbrauchbar machen könnte. Abgesehen hiervon war auch überhaupt jetzt, in Folge der allgemeinen Bank- und Crediterschütterung, für das gesammte Fabrikwesen eine beklemmte Zeit, und die Aussichten für die Zukunft waren keineswegs ermuthigend. Besonders war der Artikel, den unsere Unternehmer zu fabriciren beabsichtigten, zu Spottpreisen herabgesunken, ja vor der Hand gar nicht einmal mehr auf einigen Absatz zu rechnen. Dieß brachte sie denn zu dem Entschlusse, alle weiteren Versuche bis auf bessere Zeiten zu verschieben. Doch die allgemeine Geschäftslähmung ging nicht so schnell vorüber, wie Viele damals wähnten, und die bessere Zeit ließ noch lange auf sich warten.

Ernst Krakau hatte von diesem nicht gelungenen Unternehmen unberechenbaren Schaden. Hätte er Zeit und Kräfte, die er daran vergeudete, an die Bewirthschaftung seiner Farm gewendet, so hätte er sich auf jeden Fall besser dabei gestanden. Doch es ging ihm hierin wie so vielen andern eingewanderten Deutschen, die sich in Amerika anfangs einen wunderbaren Gewinn von der Landwirthschaft versprachen, bald aber einsahen, wie sehr sie sich darin verrechnet hatten. Der Betrieb derselben gewährt dem ihr gewachsenen und für sie passenden Mann allerdings ein sicheres Bestehen, aber in kurzer Zeit Reichthümer durch sie zu erwerben, besonders bei jetzigen Verhältnissen — das lasse sich ja Niemand träumen! — Krakau suchte sich also zu verbessern, und das ist freilich Niemandem zu verdenken, hätte nur der fehlgeschlagene Versuch für ihn nicht zu ernsthafte Folgen nach sich gezogen. Krakau war genöthigt gewesen, Schulden zu machen, und das ist in Amerika, wenn es schlecht geht, eine gefährliche Sache. Seine Creditoren wurden mißtrauisch, sei es nun mit Recht oder Unrecht; sie drangen mit Ungestüm auf Bezahlung, und so mußte seine Besitzung nothgedrungen mit Schaden verkauft werden. Und was noch das Schlimmste und Betrübteste von Allem war, seine brave Frau überlebte diese harten Schläge des Schicksals nicht lange; wahrscheinlich hatten Gram und Kummer ihr das Herz gebrochen. Die kleinsten seiner Kinder wurden von menschenfreundlichen Nachbarn

in Pflege genommen, er selbst aber ging nach Canton, wo er sich später mit Reparaturen von Uhren beschäftigte. In der letzten Zeit meines Aufenthalts in Amerika las ich noch in einer deutschen Zeitung: Ernst Krakau sei vom Generalpostmeister zum Postmeister in Canton ernannt worden; ein Theil der Einwohnerschaft habe aber eine Protestation dagegen eingelegt. Aus welchem Grunde, wurde nicht gesagt, wahrscheinlich aber in Folge des unseligen, allenthalben grassirenden Parteihasses.

Der verstorbene Pastor Krakau hatte ebenfalls eine dicht am Ohiocanale in der Nähe von Trenton gelegene Farm besessen und auch selbst bewirthschaftet. Der Platz hatte eine angenehme Lage; das zugehörige Land bestand aus schwarzem Moorboden. Nicht lange hatte er jedoch dort gewohnt, als er nebst mehreren Gliedern seiner Familie erkrankte. Pastor Krakau selbst starb nach kurzem Krankenlager an einer Art Nervenfieber. Das aus der gedachten Art von Boden quellende Wasser wird leicht etwas faulig, und das war wohl auch hier der Fall. Die Nachbarn erzählten, die Krakauische Familie habe das Wasser zum Kochen und Trinken benutzt, ohne vorher dem Quell durch Oeffnen des Grabens den nöthigen Abzug verschafft zu haben. Krakau hinterließ eine Wittwe mit sieben theilweise unerzogenen Kindern. Alle Nachbarn der Umgegend, deutsch- und englischsprechende, beeilten sich, der tiefgebeugten verlassenen Wittwe ihre Theilnahme zu bezeugen. Sie versprachen, ihr jederzeit mit Rath und That nach Kräften beizustehen; sie erboten sich, ihr, wenn es erforderlich sei, in Verrichtung der Feldarbeiten behilflich zu sein, und ihr überhaupt jede Unterstützung zu gewähren; doch sie versprachen es nicht bloß, sondern sie waren auch zu augenblicklicher Erfüllung des Versprochenen bereit. Einige der wohlhabendsten und geachtetsten Familien wünschten eines ihrer Kinder in ihre Mitte aufzunehmen und als ihnen zugehörig zu erziehen und zu behandeln; doch die sonderbare Frau versagte ihnen ihren Wunsch und stieß überhaupt alle Gemüther durch ihren vornehmthuenden Eigensinn von sich. Sie erklärte bei jeder Gelegenheit, daß ihr nicht in den Sinn komme, jemals wieder zu heirathen; sonst hätte sich vielleicht bald in der Nachbarschaft ein wackerer Mann für sie gefunden. Desto auffallender war es, daß ein in dieser Gegend bisher noch völlig unbekannter Mann, dem es auch nicht gelungen war, bei seinem Erscheinen das Zutrauen des Publicums zu gewinnen, doch unbegreiflich schnell das ihrige gefesselt hatte. Er war von deutscher Abkunft, in Virginien geboren,

nur erst vor Kurzem nach Ohio gekommen und hatte sich in einer etwa 20 Meilen von Trenton entfernten kleinen Stadt ein Haus gekauft. Er gab vor, Schenkerei, Krämerei, Destillation, Essigbrauerei, und wer weiß was sonst noch Alles, betreiben zu wollen. Jeder, der ihn beobachtete, nahm ihn bald für das, was er war, nämlich für einen Windbeutel; auch entging Wenigen die Bemerkung, daß er gewohnt war, immer einen Schluck mehr zu nehmen, als gerade der Durst erheischte. Jedoch, was alle anderen Menschenkinder sahen, davon nahm die sonst kluge, jetzt aber wirklich verblendete Frau nichts wahr. Es wurden ihr von mehreren Seiten her warnende Winke gegeben; doch diese wurden keiner Aufmerksamkeit von ihr gewürdigt.

Dieser Mann kam also, bot ihr seine Hand förmlich an, und lud sie zugleich ein, ihm in seinem Hause einen Besuch zu machen. Sie ließ sich hierzu nicht lange nöthigen und ritt sogleich mit ihm dahin. Nach ihrer Zurückkunft verbreitete sich bald das Gerücht: die Frau Krakau sei mit dem Virginier verlobt, und — es war so. Wenige Tage hernach kam sie, ihrem Schwager Ernst Krakau einen Besuch zu machen und ihm die fröhliche Botschaft selbst zu verkündigen. Dieser nahm seine ganze Fassung zusammen und sagte dann: „Schwester, wenn dein Beschluß noch nicht unwiderruflich gefaßt ist, so möchte ich Alles aufbieten, Dich vor Uebereilung zu warnen. Ich selbst habe diesen Mann noch nicht gesehen, aber die Meinung aller vorurtheilsfreien und völlig unparteiischen Männer ist gegen ihn, und das will viel sagen. Bedenke wohl, was Du thust! Möchte er auch noch allenfalls einen Mann für Dich abgeben — werden aber wohl deine Kinder in ihm einen Vater finden? Soviel ich von ihm vernommen habe, muß ich an dem Einen wie an dem Andern zweifeln!" — Hierauf entgegnete die Frau Krakau: Was sie gethan habe, das habe sie nach reiflicher Ueberlegung gethan und die in Rede stehende Verbindung sei nunmehr wirklich fest beschlossen. Sie sei nicht gekommen, Warnungen von ihm zu hören, und wolle sich dergleichen ferner verbitten! — „Nun wohl, Schwester," fuhr jetzt Hr. Krakau fort, „so wünsche ich Dir von Herzen Glück zu Deinem Unternehmen, obgleich eine böse Ahnung mir sagt, daß dieser Wunsch vergeblich sein wird. Um Deines und des Glückes Deiner Kinder willen wünsche ich, daß ich Unrecht haben, daß mich diese Ahnung betrügen möge!" — Die arme Frau! Sie empfahl sich und ging unwillig von dannen.

Die beschlossene eheliche Verbindung ward nun wirklich vollzogen; doch leider währte die Herrlichkeit nicht lange. Diese Frau mußte

bald finden, wie recht ihr Schwager hatte, als er sie davor warnte. Ihr neuer Herr Gemahl war ein vollendeter Trunkenbold und überhaupt ein Taugenichts der ersten Classe und ward in Kurzem ein Gegenstand der Verachtung seiner Mitbürger. Ihre erwachsenen verständigen Kinder konnten natürlich vor solch' einem Manne keinen Respect haben, und so war der Friede des Hauses in jeder Hinsicht vernichtet. Und da selten ein Unglück allein kommt, so wurden auch noch in demselben Jahre der unglücklichen Mutter zwei erwachsene, hoffnungsvolle Kinder durch den Tod entrissen. Ueber die ferneren Schicksale dieser Familie vermag ich nichts weiter zu sagen.

Doch nun muß ich auch wohl wieder einmal auf mich selbst zurückkommen. — Als der Monat August eingetreten war, wurden viele Bewohner der Gegend von Newcastle vom Fieber ergriffen, und bald gab es kein Haus mehr, in dem nicht Kranke waren. Die Anlage zu jener Eisenvitriolfabrik wurde an dem gegen Süden gerichteten Abhange eines Berges gemacht, an dessen Fuße der Ohiocanal vorbeiging. In der Nähe gab es viel Sümpfe und Vertiefungen mit stehendem Wasser. Sie wurden von der anhaltenden Hitze und Trockenheit in der letzten Hälfte des Juli und der ersten des Augusts theilweise ausgetrocknet, und aus ihnen entwickelten sich nun faule, widerliche, die Luft verderbende Ausdünstungen. An diesem Abhange und zwischen solchen Umgebungen mußten wir den ganzen Tag hindurch in der brennenden Sonnengluth arbeiten. Dabei verursacht der Genuß des vielen gesalzenen oder geräucherten Schweinfleisches demjenigen, der noch nicht daran gewöhnt ist, fortwährend einen brennenden Durst, und häufiges Wassertrinken ist demnach unvermeidlich. Im anstoßenden Walde, und zwar ganz in unserer Nähe, gab es eine aus dem Felsen hervorspringende Quelle herrlichen, aber stets eiskalten Wassers. Trinkt man nun irgend einmal ein wenig zu schnell auf die Erhitzung, so hat man das Fieber am Halse. In der Mitte des Augusts wurde auch ich davon befallen. Die Arbeit war dringend nothwendig, und gerade zu der Zeit waren nicht leicht Arbeiter zu haben. Ich mußte also dabei anhalten, so lange es nur gehen wollte; doch endlich war es mir nicht mehr möglich, und ich war zum Aufhören gezwungen.

Jacob Blickensdörfer, der Besitzer der Kohlenwerke, kam eben zu der Zeit selbst auf den Platz. Er erkundigte sich nach meinem Befinden und sagte dann: er selbst wolle mir ein probates Mittel gegen das Fieber bereiten und auch überschicken. Dieses bestand in

Cinchonia, (engl. quinine), in starkem Branntwein gekocht. Ich erhielt es, nahm es auf die vorgeschriebene Weise, und das Fieber blieb wirklich weg. Doch nun bekam ich so starken Schwindel im Kopfe, daß ich jedesmal, wenn ich mich nach etwas bücken wollte, in Gefahr kam, unaufhaltbar vorwärts niederzustürzen. Hr. Krakau wünschte, daß ich, wenn es nur irgend möglich sei, wieder arbeiten möchte; ich versuchte es, allein nach einigen Tagen hatte ich das Fieber auf's neue. Bei fortgesetzten Gebrauch jenes Mittels verließ es mich abermals; aber mit dem Schwindel wurde es immer ärger, und zugleich wurde ich äußerst matt und kraftlos. Auch Krakau wurde endlich vom Fieber ergriffen und zwar noch weit heftiger als ich. Auch er brauchte jenes Mittel, und auch bei ihm zeigten sich die nämlichen Wirkungen. Nun mochte ich nichts mehr von dieser Pferdekur wissen, denn sie war in der That schlimmer als das Uebel selbst. Krakau brauchte in der Folge einen in dem nahen New-Philadelphia wohnenden Arzt. Auch ich ließ mir etwas von ihm verabreichen, und bei mir that es gute Wirkung. Ich wurde das Fieber zwar nicht auf einmal los, aber es wurde immer schwächer, und meine Kräfte nahmen wieder zu. Als ich mich einigermaaßen für fähig dazu hielt, ging ich wieder an die Arbeit; doch weil ich dabei immer am Canal und überhaupt viel mit Wasser zu thun hatte, so stellte sich auch bald das Fieber wieder ein. Ich sah nun wohl ein, daß auf diese Weise für mich keine Genesung zu hoffen sei, und gab für jetzt jeden Versuch zu solcher Arbeit auf. So war endlich der Monat October herangekommen, und da ich nicht darauf rechnen konnte, hier einige Winterarbeit zu finden, so beschloß ich, diese Gegend zu verlassen und nach Cincinnati zu gehen. Zwar war zur Zeit dort gewiß eben auch nicht viel zu erwarten, doch unter solchen Umständen hofft man ja immer, eine Veränderung soll auch eine Verbesserung sein. Ich erklärte mein Vorhaben dem Ernst Krakau. Er sah es ungern, daß ich von ihm gehen wollte, denn auch er meinte, daß ich jetzt sicher nicht viel dabei gewinnen könnte; doch da ich es mir einmal vorgenommen hatte, so wollte er mir auch nicht geradezu abrathen. Ich traf nun die erforderlichen Vorbereitungen zur Abreise, und nachdem ich die Krakau'sche Familie zuvor noch einmal auf ihrer Farm besucht und von derselben Abschied genommen hatte, wartete ich am Canal auf eine passende Gelegenheit zu meinem Weiterkommen.

Pittsburg ist nach Philadelphia die größte Stadt im Staate Pennsylvanien, eine der bedeutendsten Handelsstädte im Binnen-

lande der Vereinigten Staaten und auch eine der wichtigsten Fabrikstädte derselben. Sie liegt im westlichen Theile des vorgenannten Staats auf der Landspitze in der Gabel der beiden Flüsse Allegany (Ahligehni) und Monongahela (Mo = nong = ge = hih = lá), die sich hier vereinigen und den Ohiofluß bilden. Der Erstere der vorgenannten Flüsse fließt von Norden, der Andere von Süden her; Beide sind schon ungefähr 100 Meilen vom Vereinigungspunkte schiffbar, sie strömen in schnurgerader Richtung zu beiden Seiten der Stadt vorbei, und Jeder ist hier über 1200 Fuß breit. Ueber die Monongahela geht eine schöne, bedeckte, auf steinernen Pfeilern ruhende hölzerne Brücke, und drei Brücken derselben Art nebst einem Canalaquaduct führen über den Allegany.

Pittsburg ist sehr regelmäßig in Form eines Dreiecks angelegt, mit schnurgeraden, 40 bis 50 Fuß breiten Straßen. Es enthält ungefähr (im Jahre 1844) 2500 Häuser und 31,500 Einwohner, worunter gegen 12,000 Deutsche sind. Es sind hier 59 Kirchen für die verschiedensten Religionsparteien und Secten und darunter drei deutsche; zwei theologische Seminare zur Bildung von Predigern, ein Collegium (college), ein Museum, 12 sogenannte Akademieen theils für die männliche, theils für die weibliche Jugend, eine große Anzahl von gemeinen Schulen (common Schools) und 17 Sonntagsschulen; ingleichen 5 in schönen Localen untergebrachte Banken, 4 Versicherungsanstalten und 10 Feuercompagnieen. Das neuerbaute Courthaus (Gerichtshaus) mit dem angebauten Countygefängniß ist ein sehenswürdiges, im herrlichsten Style aufgeführtes Gebäude, und wahrscheinlich das schönste Gerichtshaus in den ganzen Vereinigten Staaten.

Pittsburg ist aber nicht nur eine der ersten und wichtigsten Fabrik- und Handelsstädte, sondern überhaupt eine der blühendsten, aber auch der betriebsamsten und regungsvollsten Städte der Union. Es ist ringsherum mit weit verbreiteten, leicht ausbeutbaren und wohl nicht so bald zu erschöpfenden Steinkohlenlagern umgeben. Die nach Osten zu liegende Landschaft liefert viel Eisenerz, welches hieher geführt wird, um es zu schmelzen und in dehnbares Eisen umzuschaffen, oder es zum Gießen von Oefen und sonstigen Geräthschaften aller Art, sowie der eisernen Theile der verschiedenartigsten Maschinen zu verwenden.

An rohem Material zur Fabrication aller Arten von Eisenwaaren ist also in der Umgegend von Pittsburg kein Mangel, und zu jeder Zeit ist es leicht herbeizuschaffen. Daher giebt es auch in der Stadt und deren Umgebungen eine Menge Eisenfabriken aller

Art, als Schmelzereien, Gießereien — unter diesen eine, wo Kanonen und Kugeln gegossen und die Ersteren vermittelst eines Dampfwerks abgedreht und gebohrt werden — Walz- und Hammerwerke, Drahtwerke, Nagelfabriken und mehrere große Werkstätten, wo Dampfmaschinen aller Gattungen gefertigt werden, als z. B. für Dampfboote, Eisenbahnlocomotiven, Dampfmühlen, Salzwerke, Spinnereien und überhaupt für jedes Werk, das in Bewegung zu setzen die Kraft des Dampfes angewendet werden kann.

In andern Fabriken werden Anker, Ketten und alle andern Geräthschaften für die Schifffahrt, sowie Ciderpressen, Roß- und Handmühlen, Dresch- und Getreidereinigungsmaschinen, Wagen von allen Gattungen, Feuerspritzen u. s. w., ferner Ackerpflüge und sonstige Ackerwerkzeuge der verschiedensten Art, sowie Schubkarren, Ketten, Hacken, Aexte und Beile und überhaupt alle denkbaren Geräthschaften für die Landwirthschaft wie für Künstler und Handwerker und zwar in fast unglaublicher Quantität verfertigt. Dampfboote werden in keiner Stadt in Amerika so viel gebaut, wie in Pittsburg. Man ist jetzt hier in Fertigung derselben so wohl eingeübt, daß man sie für den dritten Theil des Preises herstellen kann, den sie vor 20 Jahren kosteten. In diesen verschiedenen Fabriken und Werkstätten sind gegen 10,000 Arbeiter fortwährend beschäftigt. Außerdem giebt es hier auch mehrere große Wollen- und Baumwollenspinnereien, sehr bedeutende Meubelsfabriken, einige Bleiweißfabriken und mehrere große Glaswerke, welche sowohl alle Sorten Fenster- und Spiegelglas, wie alle Arten der feinsten und geschmackvollsten Glaswaaren in außerordentlicher Menge liefern. Kurz, Pittsburg ist das Birmingham der neuen Welt, und es ist wahrhaft staunenerregend, welch' eine Masse von Kunstproducten aller Art diese Stadt fort und fort liefert, da sie durchaus in gar keinem Verhältnisse mit der Zahl ihrer Bewohner steht.

Jedoch auch für den Absatz aller dieser Erzeugnisse finden sich hier fortwährend Mittel und Wege, denn Pittsburg ist unbestreitbar auch ein Hauptmarkt der Union. In seinen Hauptstraßen bestehen die unteren Stockwerke aus lauter Kaufmannsläden, die sowohl mit hier gefertigten wie mit andern amerikanischen, aber auch mit ausländischen Manufacturwaaren aller Art stets reichlich gefüllt sind. Diese Straßen sowie alle diese Verkaufslocale werden mit Gas erleuchtet. Wirklich erstaunen muß man aber über die außerordentlichen Massen von Producten und Waaren aller Art, die man zuweilen in den ungeheuren Lagerhäusern (ware-houses) am Landungsplatze und am Canalbassin aufgespeichert sieht. Pittsburg steht am Anfangspunkte

der Ohioschifffahrt; es ist sowohl unmittelbar als auch mittelbar — nämlich durch die Dazwischenkunft der beiden weiter stromabwärts liegenden Städte Cincinnati und Louisville — das natürliche große Waarenmagazin, der Hauptstapelplatz und somit der Hauptwirbel in der Verbindungskette zwischen dem Norden und dem Süden, dem Osten und dem Westen; es ist der Scheidepunkt zwischen den alten und den neuen Ländern. — In Pittsburg ist auch der Endpunkt der westlichen, bei Johnstown, am Fuße des Alleghanygebirgs beginnenden Abtheilung des Pennsylvaniacanals. Die für die fernen Süd- und Westländer bestimmten, von den atlantischen Hafenstädten kommenden Waaren, die entweder auf Frachtwagen oder vermittelst der Canäle und Eisenbahnen hieher gebracht werden, werden hier auf die Dampfboote verladen, um zugleich mit den pittsburger Fabrikaten stromabwärts versendet zu werden, und umgekehrt gelangen auch viele aus den Westländern kommende Waaren über Pittsburg nach den atlantischen Küsten.

Durch Anlegung der sogenannten Nationalstraße von Baltimore über Wheeling nach den Westländern ist Pittsburg unläugbar in seinem Geschäftsverkehr einigermaaßen beeinträchtigt worden, und die große Newyorker Eisenbahn wird, wenn sie ganz vollendet ist, ihm auch einigen Abbruch thun. Noch mehr Nachtheil möchte ihm aber wohl daraus erwachsen, wenn die projectirte Eisenbahn von Baltimore nach dem Ohioflusse, von welcher die Strecke bis Cumberland bereits fertig ist, von letzterer Stadt aus gerade nach Wheeling zu angelegt werden sollte. Die betheiligten Staaten standen deshalb noch mit der concessionirten Compagnie in Unterhandlung, und dem Staate Pennsylvanien, vorzüglich aber der Stadt Pittsburg mußte natürlich sehr viel daran liegen, die Bedingung festgestellt zu sehen, daß Pittsburg der Endpunkt dieser Linie werde.

In allen Fabriken Pittsburgs sowie auch in allen Haushaltungen sind Steinkohlen das allgemeine Brennmaterial. Daher ist auch diese Stadt fortwährend in schwarze Rauchwolken gehüllt und dicke Rauchsäulen steigen unablässig aus den Schornsteinen der Eisenwerke, Glasfabriken, Schmieden u. s. w. in die Luft empor. An den früh eintretenden Abenden im Winter erscheinen sie wie gegen den Himmel aufwirbelnde Feuersäulen, und in der Höhe schwebt da eine große, feurige Gluthwolke, sodaß es in einiger Ferne aussieht, als wenn die Stadt in Feuer stände. Der stets die Luft erfüllende, sich überallhin verbreitende, unaufhörlich niederfallende und allerwärts hindringende Ruß schwärzt die Häuser sowie die Kleider und Gesichter der Ein-

wohner, und ganz besonders feindlich ist er den weißen Hauben der Frauen. Schlimm ist es hier, wenn Jemand die Gewohnheit an sich hat, bisweilen mit den Fingern in's Gesicht zu fahren; doppelt schlimm aber im Sommer, wenn er vielleicht stark schwitzt; denn da wird es ihm oft begegnen, daß er eine gestreifte Nase zur Schau trägt, so lange er sich diese Unart nicht abgewöhnt. Dieser die ganze Luft erfüllende Steinkohlendunst ist Neuangekommenen anfangs sehr lästig und fällt ihnen sogar im Athmen beschwerlich, doch man gewöhnt sich sehr bald daran. Der Gesundheit kann er, wenigstens im Allgemeinen genommen, nicht schaden, denn nirgends in der Union habe ich gesündere Leute gesehen, als in Pittsburg.

Der unterste Theil der Landspitze, worauf die erste Anlage von Pittsburg gemacht wurde, ist völlig eben; Ueberschwemmungen ist er aber nicht leicht ausgesetzt. — In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erbauten die Franzosen, die damaligen Herren des Landes, hier ein Fort, den sie dem Namen: Du Quesne, beilegten. Sie sahen sich jedoch genöthigt, dasselbe im November 1758 zu räumen und den Engländern zu überlassen. Diese erbauten nun etwas oberhalb des Ersteren ein anderes Fort, das den Namen: Fort Pitt erhielt. Im Jahre 1765 wurden einige Häuser in der Nähe dieser Forts erbaut; dieß war der Anfang zur Gründung der Stadt Pittsburg. Von den Forts selbst ist jetzt, nach einer so kurzen Zeit, kaum eine Spur mehr zu sehen. Nichts, was noch daran erinnern könnte, ist übrig geblieben, als ein kleines, ehemaliges, nun in ein Wohnhaus umgewandeltes Magazingebäude. Auch rührt davon noch der Name einer Gasse her, welche „Redoutenweg" heißt, weil hier einstmals eine Batterie aufgestellt war.

Die zunächst südlich über dieser ebenen Landspitze liegende Fläche, welche jetzt ebenfalls mit Häusern bebaut und nunmehr auch förmlich mit der Stadt vereinigt ist, hat ziemlich bedeutende Erhöhungen, und nur durch Verwendung sehr bedeutender Kosten wird bewirkt, daß hier die Straßen leicht zu überwindende Böschungen erhalten. Auch in diesem neuen Stadttheile steigen alljährlich eine Menge neuer und mitunter schöner Gebäude empor. Pittsburg gegenüber, am rechten Ufer des Alleghany, liegt die Stadt Alleghanytown mit 8000 Einwohnern und auf der andern Seite, am linken Ufer des Monongahela, das Städtchen Birmingham mit 2000 Einwohnern.

Nun muß ich aber zu dieser Beschreibung der Stadt Pittsburg noch hinzufügen: So war Pittsburg beschaffen, als ich im Jahre 1843 Amerika verließ. Allein im Frühjahr 1845 wurde durch eine schreck-

liche Feuersbrunst beinahe die ganz einnere Stadt — 1200 Häuser — in Asche gelegt. Hoffentlich aber wird es sich nach kurzer Zeit aus Schutt und Asche wieder erhoben haben, und herrlicher und glänzender als zuvor dastehen.

VII.

Reise nach Columbus und Cincinnati. — Aufenthalt in letzterer Stadt. — Kurze Geschichte des Entstehens und Erwachsens der Stadt Cincinnati, ihre Lage, ihre höheren und niederen Lehr- und ihre andern öffentlichen Anstalten, ihr Gewerbs- und Fabrikwesen und Handel, ihre sonstigen Merkwürdigkeiten, ihre Umgebungen; das sittliche, gesellschaftliche und religiöse Leben ihrer Bewohner. — Das große alljährliche Schweineschlachten zu Cincinnati. — Unheilvolle Spannung zwischen den hier lebenden „Hochdeutschen" und „Plattdeutschen." — Eine merkwürdige Predigerwahl in dieser Stadt. — Winterreise von Cincinnati nach Pittsburg.

Alle Boote, die zu der Zeit, als ich mich zur Abreise von Newcastle angeschickt hatte und auf Gelegenheit zum Fortkommen harrte, auf dem Canale nach dem Ohiofluß hinabgingen, waren gewöhnlich mit Passagieren überfüllt, und ich mußte deren Mehrere vorbei gehen lassen, bis endlich Eins ankam, auf dem noch einiger Raum war. Obgleich es nur bis Columbus gehen sollte, so wollte ich doch hier nicht länger warten, sondern rechnete darauf, in Columbus wieder Gelegenheit zum Weiterkommen zu finden. Es war jetzt in der Mitte des Octobers und wir hatten schöne Herbsttage, aber die Nächte waren sehr kühl. Zur Zeit meiner Abreise glaubte ich vom Fieber befreit zu sein, allein nach einigen Tagen befiel es mich abermals. Der große Canal selbst geht etwas südlich unterhalb Columbus hinweg; es ist aber von demselben ab ein zehn Meilen langer Zweigcanal hineingeführt. Da das Boot Ladung nach Columbus hatte, so fuhr ich mit demselben dahin.

Columbus ist die Hauptstadt des Staates Ohio, und wurde im Jahre 1812 gegründet. Es liegt am östlichen Ufer des Sciotoflusses (Sei-ot-toh), in einer schönen fruchtbaren Gegend. Es enthält das Capitol, drei Kirchen, ein Countycourthaus, ein Zuchthaus, ein Taubstummeninstitut, ein evangelisches Predigerseminar, und ungefähr 600 Privathäuser mit 7000 Einwohnern, worunter auch viele Deutsche sind.

In Columbus kam eben die Nachricht an, daß ungefähr 30 Mei-

len oberhalb Portsmouth, (Pohrts-maut) der Canaldamm einen Bruch bekommen habe, und daß die Wiederherstellung vielleicht mehr als acht Tage erfordern werde, während welcher Zeit, von dem Punkte an bis Portsmouth, Personen und Gut durch Wagen befördert werden müßten. Wie es bei solchen Vorfällen und Umständen herzugehen pflegt, hatte ich früher schon einmal mit anzusehen Gelegenheit gehabt, und ich empfand eben keine Lust, so etwas selbst mit zu genießen. Mein Wirth rieth mir, ich sollte doch versuchen, mit der Post mitfortzukommen; er war aber dabei selbst der Meinung, es werde solches freilich schwer halten, weil ich zu viel Gepäck und besonders einen zu großen Koffer dabei habe; jedoch eine Anfrage hätte ich ja umsonst. Ich ging also und erkundigte mich deshalb bei dem Postmeister. Ich mußte ihm die Größe meiner Koffer und Kisten angeben. Er schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, das werde wohl nicht gut angehen, erklärte aber endlich: ich solle es herbringen; sei es irgend möglich, so solle es aufgepackt werden. Dieß that ich denn am folgenden Morgen, und es mußte sich gerade so günstig fügen, daß keiner der übrigen Passagiere — außer mir noch acht — bedeutendes Gepäck bei sich hatte. Das Personengeld betrug 5 Dollars. Der Postmeister war so billig, mir für meine über 300 Pfd. schwere Bagage, ohne sie zu wiegen, überhaupt nicht mehr als 2 Dollars anzusetzen. So kostete mich denn die Fahrt von 130 Meilen in Allem 7 Dollars. Um 9 Uhr Vormittags ging der Wagen von Columbus ab und den folgenden Morgen, auch gerade um 9 Uhr, kamen wir in Cincinnati an.

Die Stadt Cincinnati liegt am rechten Ufer des Ohio, der Einmündung des Lickingflusses gerade gegenüber, 466 Meilen unterhalb Pittsburg, dem Laufe des Flusses nach gerechnet, während die Entfernung dem Landwege nach nur ungefähr 300 Meilen beträgt. Die Bluffs (spr. Bloffs), d. h. die das Flußthal einschließende Bergreihe, treten an dieser Stelle etwas zurück, während sich der Fluß auswärts windet und somit hat sich eine über das Flußbett beträchtlich erhobene kreisförmige Fläche gebildet, die ungefähr vier Quadratmeilen umfaßt und aus zwei hintereinander aufsteigenden Terrassen besteht, die gewöhnlich „das Thal" und „der Hügel" genannt werden. Der obere Theil ist 50 Fuß über dem unteren, und dieser 60 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses erhaben. Im Mittelpunkte dieser Fläche nun wurde die Stadt Cincinnati im Jahre 1789 gegründet.

Im Jahre 1786 begab sich Benjamin Stites, ein Ein-

wohner von Red=Stone (Ret=stohn — Rothenstein) an dem Monongahela, nach New=York, in der Absicht, von dem Congreß eine Strecke Landes zu kaufen, die zwischen den beiden Flüssen liegt, welche die Namen des kleinen und großen Miami führen. Er bewarb sich um die Bekanntschaft John Cleves Symmes', der zur Zeit ein Mitglied des Congresses war, eröffnete ihm seinen Zweck, stellte ihm die Beschaffenheit dieses Landstrichs dar, und ersuchte ihn um die Anwendung seines vielvermögenden Einflusses, und um seine Mitwirkung bei diesem vorhabenden Handel. In Symmes erwachte jetzt das Verlangen, das Land zuvor selbst zu sehen, ehe ein Contract über dasselbe abgeschlossen würde. Zu dem Ende machte er sich auf, ging über das Gebirge und fuhr den Ohio hinab bis Louisville. Er nahm den betreffenden, in der That herrlichen und werthvollen, ungefähr eine Million Acker umfassenden Landstrich in Augenschein, und beschloß, denselben für sich selbst zu erwerben, welches er denn auch sogleich nach seiner Rückkunft ausführte. Bald hernach verkaufte Symmes zwei Sectionen davon an Matthias Denman; dieser theilte seine Erwerbung wieder mit Robert Patterson und John Filson von Kentucky, und eben das damalige gemeinschaftliche Besitzthum dieser drei Letztgenannten macht den Platz aus, worauf jetzt Cincinnati steht.

Im Jahre 1788 wurde John Filson von den Indianern getödtet; sein Antheil fiel auf diese Weise an Denman zurück, welcher denselben kurz darauf an Israel Ludlow verkaufte. Im Jahre 1789 kam Ludlow mit etwa zwanzig Begleitern auf dem Platze an, und sie begannen jetzt die Gründung einer Niederlassung auf demselben. Sie errichteten einige Blockhäuser, und gaben der neuen Stadt den Namen: Losantiville. Während des folgenden Winters wurde der Platz, der damals mit dichter Waldung bedeckt war, von Ludlow vermessen, die Straßen und Plätze, dem von ihm entworfenen großartigen Plane gemäß, regelmäßig abgesteckt und ihre Richtung an den Bäumen bezeichnet. Ungefähr in der Mitte des Jahres 1790 kam der Major Doughty mit 140 Mann an. Sie begannen nun vereint den Bau eines Forts, das den Namen F. Washington erhielt und noch vor Ende des Jahres vollendet wurde. Am 29. December kam General Harmer mit 300 Mann an und übernahm das Commando des neuen Forts. Die Einwohnerschaft der neuen Stadt Losantiville bestand damals aus elf Familien und etwa zwanzig ledigen Mannspersonen, die in zwanzig, auf der untern Erdbank erbauten Blockhäusern wohnten. Im Januar 1790 kam der Gouverneur des

Westterritoriums, St. Clair, nebst den Richtern des Supremecourt (ßjuprihm-kohrt) d. i. des obersten Gerichtshofs, in Losantiville an und setzte das erste Justizamt (judicial court) für den Miamidistrict hier ein. Bei dieser Gelegenheit wurde beschlossen, daß die neue Stadt von nun an Cincinnati heißen sollte. Die Einwohner mehrten sich in diesem Jahre auf vierzig Familien und der erbauten Häuser waren ungefähr ebenso viele; auch wurden in demselben die ersten zwei Frámhäuser — d. h. hölzerne, aus Fachwerk bestehende Häuser — erbaut.

Im Jahre 1791 hatte die Stadt wenig Zuwachs. Ungefähr die Hälfte der Einwohner mußte einem Feldzuge gegen die Indianer beiwohnen, und die Mehrzahl derselben kam dabei um. 1792 wurde in Cincinnati die erste Schule errichtet. 1793 brachen unter der Besatzung des Forts Washington die Blattern aus und verbreiteten sich auch in der anliegenden Stadt mit solcher Bösartigkeit, daß ein Drittheil der Bewohner ihnen zum Opfer fiel. 1794 nach der entschiedenen Niederlage der Indianer durch den General Wayne (Wehn), begannen neue Ansiedler schaarenweis herbeizuströmen. Im Juni 1795 zählte Cincinnati 500 Einwohner. — Im Januar 1802 wurde die Stadt (town) von der Gesetzgebung incorporirt, d. h. dieselbe nebst ihren Bewohnern wurde als eine organisirte Körperschaft anerkannt, als solche unter den besondern Schutz des Staats gestellt, und ihr die damit verbundenen Vorrechte verliehen, und im Jahre 1819 wurde Cincinnati zur Großstadt (city, spr. Sittih) erklärt; es zählte zu der Zeit 10,300 Einwohner.

Jetzt ist Cincinnati die größte Stadt im Staate Ohio und nach New-Orleans die größte in den gesammten südwestlichen Ländern der Union, denn es hat gegenwärtig (1845) mehr als 4000 Häuser und zählt über 72,000 Einwohner, unter denen mehr als 16,000 Deutsche sind. — Der hiesige Landungsplatz ist einer der schönsten in ganz Amerika. Er ist seiner ganzen, mehr als 2000 Fuß betragenden Länge nach, mit schönen, sehr vortheilhaft in's Auge fallenden Gebäuden besetzt. Obgleich die Erhöhung des Ufers über das Wasser 60 Fuß beträgt, so hat doch dasselbe jetzt eine allmälige, leicht zu überwindende Böschung erhalten und ist mit gutem Steinpflaster belegt. Die Hauptstraßen der Stadt sind 66 Fuß breit und laufen von dem Flusse aus in einer Länge von 2 Meilen gegen Nordwest. Sie werden von den 50 Fuß breiten, mit dem Flusse beinahe parallel gehenden Querstraßen in rechten Winkeln durchkreuzt, und somit wird die ganze

Stadt dadurch in Quadrate abgetheilt, deren jedes 396 Fuß lang und breit ist. Unter diesen Querstraßen sind jedoch vier, welche als Märkte dienen. Diese sind 72 Fuß breit und in ihrer Mitte mit schönen Markthallen besetzt. — Alle Straßen sind ziemlich gut gepflastert und der ursprünglich steile Rand der obern Erdbank hat jetzt eine sanfte Abdachung.

Die meisten Häuser der Stadt sind von gebrannten Steinen und drei Stockwerke hoch, von einfacher, aber netter Bauart und gefälligem Ansehen; doch giebt es auch viele von vier Geschossen. Die Meisten erhalten äußerlich keinen Kalkanwurf, sondern um eine gleiche Farbe zu bekommen, werden die Mauerziegel mit etwas höherem Roth überstrichen und dann die Fugen wieder weiß liniirt. Zwar fängt man jetzt auch an, hier und da die Häuser mit einer andern Farbe anzustreichen, z. B. blaßgrün, blaßgelb rc. — jedoch bloß über die Mauersteine hinweg, ohne sie vorher mit Kalktünch zu überziehen — es ist dieß aber noch nicht eben sehr gewöhnlich geworden. Doch diese allerdings sehr gleichförmigen Gebäude wechseln auch hier und da mit in der That herrlichen Bauwerken ab. Cincinnati hat mehr als 30 Kirchen. Einige derselben sind wahrhaft schöne Gebäude, mit herrlichen Portalen oder Säulenhallen, oder auch mit hohen, scharfgespitzten, zwar von Holz erbauten, jedoch zierlichen und netten Thürmen. Ihre innere Ausschmückung ist einfach, jedoch würdig. Es sind große, helle, gefällige Säle, deren Fußböden und Treppen mit schönen Teppichen belegt sind, und die alle im Winter wohl geheizt werden. Auch die 18 öffentlichen Districtschulhäuser sind nette, die Aufmerksamkeit des Beobachters in Anspruch nehmende Gebäude. Jedes derselben krönt ein zierliches Thürmchen mit einer Glocke, und der Name des Districts steht in goldener Schrift über dem Haupteingange. — Auch einige der hiesigen Bankanstalten sind in prächtigen Gebäuden untergebracht, würdig ihrer hohen Bedeutung und ihres mächtigen Einflusses in Amerika. An herrlichen und geräumigen Gasthäusern ist kein Mangel; Einige derselben sind in der That prächtig und ihre Einrichtungen splendid. Aber auch unter den Privathäusern sieht man hier und da Gebäude, die wohl für Paläste gelten können, wenn auch nicht ihrer Größe, doch ihrer Regelmäßigkeit und des vortrefflichen Geschmacks wegen, in dem sie erbaut sind: sie sind von behauenem Sandstein, auch Einige derselben von Marmor aufgeführt. Das hiesige Courthaus, für Hamilton-County, ist jedoch nur ein sehr mittelmäßiges Gebäude. Zur Zeit, da es erbaut wurde, ahnte wohl Niemand, zu welcher Bedeutsamkeit Cincinnati und seine Umgebung in naher Zu-

kunft gelangen sollte. Auch das Theater ist ein eben nicht großes, unansehnliches Gebäude.

Unter den höheren Lehranstalten Cincinnati's finde ich Folgende vorzüglich des Bemerkens werth. Das Woodwardcollegium (Woodward College) wurde durch das großmüthige Vermächtniß eines vormaligen Bürgers von Cincinnati, Namens William Wood, gestiftet und am 24. October 1831 eröffnet. Es ist eine Lehranstalt, welche ihrem Zwecke, wenn auch nicht dem Umfange der Lehrgegenstände nach, wohl am besten mit einem deutschen Gymnasium zu vergleichen sein möchte; es soll nämlich eine Vorbereitungsschule für eine höhere Ausbildung in allen Fächern sein. Es sind dabei Professoren für moralische und politische Philosophie, für Naturphilosophie und Chemie, für Mathematik und Meßkunde, für die alten Sprachen, für die Redekunst angestellt. Auch Lehrer für die mercantilischen Wissenschaften, wie auch für die höhere Technik und die Vorkenntnisse in der Architektur sind an derselben. Die Anstalt wird jetzt von ungefähr 150 Zöglingen benutzt und zwar kann dieß wegen der reichen Fundirung derselben zu ungemein billigen Bedingungen geschehen; 50 derselben haben Lehrstunden und Unterhalt völlig frei.

Das Cincinnaticollegium (Cincinnati College) wurde im Jahre 1819 gestiftet. Nach einem Bestehen von etwa 6 Jahren wurde es in Folge schlechter Verwaltung nothwendig, dasselbe zu schließen. Doch den Vorzüglichsten der Bewohner Cincinnati's war es sehr unangenehm, diese Anstalt erlöschen zu sehen; sie brachten bedeutende Opfer, um sie wieder in's Dasein zu rufen, und so wurde dieselbe als eine Lehranstalt der Medicin und Chirurgie, mit einer zweiten Abtheilung, für Gesetz und Rechtskunde, im Jahre 1835 auf's neue eröffnet. Das für diese Anstalt errichtete Gebäude ist eins der größten und geräumigsten der Stadt, und seine innere Einrichtung völlig dem Zweck entsprechend. Die Hörsäle können bequem 300 Zuhörer fassen. Der anatomische Saal ist 45 Fuß lang und 30 Fuß weit, und ebenfalls auf's Zweckmäßigste eingerichtet. Jetzt ist noch, mit vielen Kosten, dem Gebäude ein botanischer Garten angefügt worden; auch wird beabsichtigt, noch ein Schullehrerseminar mit der Anstalt zu verbinden. Das medicinische Departement zählt 8 Professoren mit 70 Schülern; das Juristische 3 Professoren mit etwa 30 Schülern.

Das medicinische Collegium von Ohio (medical college of Ohio) wurde im Jahre 1819 gestiftet und etwas später von der Gesetzgebung des Staats sehr reichlich ausgestattet. Das große und ansehnliche Gebäude des Instituts steht in der sechsten Straße; es ist 100 Fuß

lang, 44 Fuß weit, und zwei Geschosse hoch. Die Anstalt hat 8 Professoren mit ungefähr 140 Studenten *). Zweimal in jeder Woche werden Vorlesungen in dem unter die Aufsicht des Collegiums gestellten großen Hospitale gehalten, wobei zugleich die Behandlung der Krankheiten praktisch nachgewiesen und erläutert wird. Bei vorkommenden außerordentlichen Fällen wird dann bei der Section der todten Körper auf die vorher über ihre Krankheit ausgesprochenen Meinungen Bezug genommen. Der Werth der vorhandenen anatomischen Instrumente und der chemischen Apparate wird auf 6000 Dollars geschätzt. Die Bibliothek enthält über 1700 Bände und soll die werthvollsten in dieses Fach gehörenden Werke umfassen.

Das Laneseminar (Lane-Seminary) ist eine Anstalt zur Bildung von Predigern für die presbyterianischen Kirchen in den Westländern der Union. Es wurde im Jahre 1829 durch freiwillige Beiträge von in den östlichen Staaten lebenden edlen Freunden religiöser Bildung gestiftet, und mit einem Fond von 70,000 Dollars ausgestattet. Es liegt 2 Meilen von der Stadt auf einer anmuthigen Höhe, die Wallnußhügel (Wallnut-hills) genannt. Die zu demselben gehörigen Gebäude sind zuvörderst: das eigentliche Seminargebäude, 100 Fuß lang und 4 Stockwerke hoch, enthaltend die Wohnzimmer der Seminaristen, und die in Form eines griechischen Tempels erbaute Kapelle von 75 Fuß Länge und 55 Fuß Weite. Ferner zwei Wohngebäude für die Professoren; ein Haus für den Oberaufseher und eine große Speisehalle für die Studenten. An der Facultät sind 4 Professoren; die Zahl der Studenten mag sich auf achtzig belaufen. Der volle Lehrcurs ist auf 3 Jahre bestimmt, und als Bedingung zur Aufnahme wird erfordert, daß der Schüler bereits eine vorbereitende classische Bildung genossen hat. Die Bibliothek der Anstalt enthält über 6000 Bände der werthvollsten und kostbarsten Werke. Mit dem Institute ist eine Farm von 110 Ackern verbunden, und jeder Student ist verpflichtet, täglich 3 Stunden Zeit auf Acker-, Garten- oder andere erforderliche Handarbeit zum Besten der Anstalt zu verwenden. Vor Kurzem ist auch auf dem Lande des Seminars ein 6 Acker umfassender, sehr schön gelegener Begräbnißplatz eingerichtet worden, auf welchem viele Bewohner der Stadt und Umgegend ihre abgeschiedenen Angehörigen beerdigen lassen.

Das Athenäum ist eine katholische Lehranstalt; sie wurde 1830 gegründet. Ihr Gebäude steht in der Sycamorestraße und ist der Kathe-

---

*) Im Jahre 1837 waren überhaupt in Cincinnati 50 Aerzte und darunter 10 deutsche.

dralkirche angefügt. Es ist zweistöckig, 130 Fuß lang und 50 Fuß weit. Alle Lehrgegenstände, die auf den amerikanischen Collegien gewöhnlich getrieben werden, kommen auch hier vor, und eine besondere sogenannte grammatische Schule steht damit in Verbindung. Das Ganze steht unter der Oberaufsicht des Bischofs von Cincinnati und der hiesigen katholischen Geistlichkeit.

Auch bestehen in Cincinnati noch 18 Privatlehranstalten, die man Akademieen nennt; acht für männliche und zehn für weibliche Zöglinge. Sie vertreten gewissermaaßen die Stelle unserer höheren Bürgerschulen, und werden von ungefähr 1400 Schülern besucht. Auch 4 Lehranstalten der Musik führen den Namen: musikalische Akademieen.

Die „barmherzigen Schwestern" (Sisters of Charity), Angehörige eines weiblichen katholischen Ordens, unterhalten ebenfalls eine Schulanstalt, in der sie gegen 50 Waisenkinder kostenfrei unterrichten, und die außer diesen auch noch von ungefähr 250 andern Schülern besucht wird.

Die achtzehn öffentlichen (Volks-) Schulen (Common Schools) Cincinnatis werden durch eine von den Bürgern zu diesem Zwecke erhobene Abgabe unterhalten, und stehen unter der Verwaltung und Aufsicht eines Schulraths, dessen zwölf Mitglieder von der Bürgerschaft erwählt werden. Die fünf Trustees (spr. Troßtihs — Vorsteher) versammeln sich jeden Montag, und die sieben Inspectoren am ersten Montage jeden Monats in dem dazu bestimmten Locale zu einer Berathung. Alle Kinder der Einwohner, die in dem Alter von sechs bis sechzehn Jahren stehen, sind zum Eintritt in diese Schulen berechtigt: ihre Zahl belief sich im Jahre 1837, bei der damals 37,000 Seelen betragenden Bevölkerung der Stadt, auf ungefähr 7500. Davon waren etwa 3000 als Besuchende der öffentlichen Schulen in den Registern derselben eingetragen, die Zahl der wirklich Erscheinenden konnte man indessen im Durchschnitt täglich nur zu 2000 annehmen. Gegen 2000 besuchten Privatschulen, oder empfingen eigentlichen Privatunterricht zu Hause, und ungefähr 2500 nahmen an gar keinem Schulunterrichte Theil. In den achtzehn Schulhäusern waren damals 36 Gemächer eingerichtet, und es wurden in denselben Knaben und Mädchen zusammen, von einem Lehrer und einer Lehrerin, zu gleicher Zeit im Lesen, Schreiben, Rechnen und der Erdkunde unterrichtet. 46 Lehrer waren dabei angestellt, nämlich: 16 Oberlehrer, jeder mit einem Gehalte von 500 Dollars, 10 Hilfslehrer mit 300 D., 6 Oberlehrerinnen mit 250 D. und 14 Gehilfinnen mit 200 D. Gehalt. Die Zöglinge erhalten sowohl den Unterricht, wie die nöthigen Schulbücher und

Schreibmaterialien völlig unentgeltlich: die Kosten für jeden derselben werden jährlich im Durchschnitt ungefähr zu acht Dollars berechnet.

Noch möchten folgende Anstalten erwähnens= und bemerkenswerth sein. Im Jahre 1828 verbanden sich mehrere edle Männer zur Gründung einer Heilanstalt für Augenkranke. Sie wurde von der Gesetzgebung unter dem Namen: Cincinnati Eye-Infirmary incorporirt, aber es wurden ihr keine Mittel angewiesen, wodurch sie in den Stand gesetzt worden wäre, arme Leidende ohne Bezahlung aufzunehmen. Großmüthige Privatpersonen haben jedoch diesen Fehler freigebig verbessert, und bereits eine bedeutende Zahl von dürftigen Augenkranken haben diesem Institute ihre Herstellung zu verdanken.

Das „Institut der Mechaniker" (Ohio Mechanics Institution) wurde 1828 gestiftet. Sein Hauptzweck ist, nützliche wissenschaftliche Kenntnisse unter den arbeitenden Classen der Stadt zu verbreiten, ohne dafür Belohnung zu fordern. Die Belehrungen werden durch Vorlesungen, Unterredungen rc. ertheilt. Der physikalische Apparat, welcher über 2000 Dollars kostete, ist ein Geschenk des ehemaligen Dr. Jephtha Garrard in Cincinnati.

Die „westliche Akademie der Naturwissenschaften" (Western Academy of natural science) wurde 1835 gestiftet. Die Halle derselben ist jetzt in dem Gebäude des Cincinnaticollegiums. Sie besteht aus 50 wirklichen Mitgliedern und einer beträchtlichen Zahl Correspondenten.

Außer diesen Anstalten bestehen in Cincinnati auch mehrere wissenschaftliche und andere Vereine für Literatur, Volkserziehung, mercantilische Wissenschaften, Landwirthschaft rc., und auch eine Gemäldegallerie und zwei Leihbibliotheken sind hier. Auch wurde hier im Jahre 1836 eine „Agentur der amerikanischen Sonntagsschulunion für die Westländer" eingesetzt. Sie hält in ihrem Local eine bedeutende Niederlage nebst Buchladen für alle die Werke, welche durch den Verein erscheinen. Und auch zwei Missionsvereine und eine Temperanzgesellschaft bestehen in Cincinnati, sowie zwei allgemeine Wohlthätigkeitsvereine, vier Freimaurerlogen und auch eine Loge der sonderbaren Brüder (odd fellows).

Cincinnati besitzt auch noch zwei Institute, welche den Namen „Museum" führen. Sie haben dieselbe Einrichtung wie alle Museen in Amerika: sie enthalten in der Regel eine Sammlung von ausgestopften Thieren und Vögeln, einige in Spiritus aufbewahrte Schlangen, einige Versteinerungen, riesenhafte Knochen von Thieren einer unbekannten Vorwelt, welche in Amerika häufig gefunden wer=

den, vielleicht eine Mumie, eine Statue von Bonaparte, noch einige Standbilder in Wachs, merkwürdige Männer Amerikas oder auch vormalige berühmte Indianerhäuptlinge darstellend, eine Partie Gemälde von amerikanischen Berühmtheiten überhaupt, insbesondere aber von hohen Personen, d. h. den Reichsten der Stadt u. s. w. Das Eine dieser Museen bewahrt auch ein Wunder, welches nicht leicht wieder zu sehen ist: es ist dieß nämlich eine getreue Darstellung der Hölle. Man läßt hier die Zuschauer für gute Bezahlung die scheußlichen Verzuckungen der „Verdammten" sehen, und ihr herz- und ohrzerreißendes Geschrei, ihr Heulen und Zähneklappern hören; man zeigt ihnen eine ungeheure, von Papier gefertigte Schlange, welche sich bald langsam dahin windet, bald auch wieder ihr Vordertheil ungestüm erhebt und zischend und drohend um sich fährt. Dieß Schauspiel wird von künstlich hervorgebrachten Donnerschlägen, die den Fußboden erschüttern, unter abwechselndem Licht und Schatten begleitet, und durch eine hinter den Coulissen verborgene Elektrisirmaschine wird bewirkt, daß die Zuschauer zu gleicher Zeit eine Nervenerschütterung an sich selbst verspüren. Das Wunderstück findet vielen Beifall und ist für das Museum die Hauptquelle der guten Einnahme.

Im Jahre 1837 gab es unter den Kirchen Cincinnatis zwei für die Episcopalen, sieben für die Presbyterianer, fünf für die Baptisten und darunter eine für die Farbigen; sechs für die bischöflichen und drei für die protestantischen Methodisten, eine davon für die Farbigen; zwei für die Katholiken, nämlich eine für die englischen und eine für die deutschen; drei für die deutschen Protestanten, eine für die Universalisten, eine für die Unitarier, eine für die Swedenborgianer, ein Versammlungshaus der Quäker u. a. m., wie auch eine jüdische Synagoge.

Die Bankanstalten in Cincinnati waren 1837 folgende: Die Bank der Ohio-Lebensversicherungscompagnie mit 2 Millionen Dollars Capital. Die Commercial-Bank, Capital 1 Mill. D. Die Franklin-Bank, Capital 1 Mill. D. Die Lafayette-Bank, Capital 1 Mill. D. Die Bank der Miami-Ausfuhrcompagnie, Capital 600,000 D. Die Wechselbank mit Sparkasse. Die Cincinnati-Sparkasse. Die Ohio-Versicherungscompagnie. Die Cincinnati-Versicherungscompagnie mit 250,000 D. Capital. Die Versicherungscompagnie der Feuermänner mit 100,000 D. Capital.

Die Wasserwerke (water-works), welche dazu da sind, alle Theile Cincinnatis mit Wasser zu versorgen, sind nicht das Eigenthum der Stadt, sondern einer concessionirten Compagnie. Der Ent-

wurf hierzu wurde im Jahre 1817 von Samuel Davies gemacht. Der Stadtrath ertheilte ihm durch eine schriftliche Urkunde das ausschließliche Privilegium zur Verrichtung aller für diese Werke nöthig werdenden Arbeiten auf neunundneunzig Jahre. 1819 wurden die erforderlichen Gebäude am Ufer des Ohioflusses aufgeführt. Es wurde unter denselben ein Brunnen durch den Felsengrund gehauen, welcher durch einen unterirdischen Canal mit der tiefsten Stelle des Flußbettes, den Werken gegenüber, in Verbindung steht, und denselben auf diese Weise den nöthigen Zufluß auch beim niedrigsten Wasserstande sichert. Aus diesem Brunnen nun wird das Wasser vermittelst einer Dampfmaschine bis zu dem Punkte des höchsten Wasserstandes des Ohio gehoben, und dann weiter in die zwei auf einem nahen Hügel angelegten großen Wasserbehälter, eine Röhrenstrecke von 700 Fuß hindurch, hinaufgetrieben. Diese Behälter fassen 1 Mill. 600,000 Gallonen, sie liegen 150 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses und 30 Fuß höher als die obere Erdbank der Stadt. Von hier aus wird das Wasser durch eiserne Röhren nach allen Theilen der Stadt und Jedem, der es wünscht, in's Haus geleitet. In allen Hauptstraßen sind in gewissen Entfernungen hohle Säulen aufgestellt, welche mit den Röhrenzügen in Verbindung stehen. Einige Fuß über der Erde haben sie Oeffnungen, die mit aufgeschraubten Deckeln verschlossen sind. Bricht nun ein Feuer aus, so werden diese Deckel ab=, und die dazu eingerichteten Mundstücke der Schläuche daran geschraubt, und der natürliche Druck des Wasserzugs wirkt augenblicklich so stark, daß das Wasser mit erstaunlicher Gewalt durch die Schläuche hindurchtreibt und aus denselben hervorschießt. So wird es möglich, nicht nur ohne weitere Beihilfe die Spritzen fortwährend zu füllen, sondern auch die brennenden Gebäude durch diese Wasserstrahlen gleichsam niederzuschwemmen.

Die Ertheilung des ausschließlichen Privilegiums zur Versorgung der Stadt mit dem nöthigen Wasserbedarf an eine Privatgesellschaft war übrigens ein arger Mißgriff von Seiten des Stadtraths; ja fast unverzeihlich mußte er zu einer Zeit sein, wo sich schon so ziemlich voraussehen ließ, was aus Cincinnati in naher Zukunft werden sollte. Doch vielleicht ward er durch eine halsstarrige Weigerung der Bürger gegen eine deshalb zu machende Auflage unvermeidlich. In Folge dieses Mißgriffs müssen hier die Einwohner das Wasser theurer bezahlen, als in Pittsburg und Philadelphia. Jede Haushaltung hat jährlich acht bis zehn Dollars Wasserzins zu entrichten. Noch wäre der Fehler zu verbessern gewesen, wenn man sich zu rechter Zeit hätte

entschließen können, in einen nur mäßig sauren Apfel zu beißen. Die privilegirte Wassercompagnie erbot sich einst, ihre Rechte nebst den sämmtlichen Anlagen der Stadt abzutreten und forderte dafür 35,000 Dollars; — gewiß eine sehr billige Forderung — allein man nahm das Anerbieten nicht an. Etwas später forderte die Gesellschaft 80,000 Dollars; das Anerbieten wurde auf's neue abgelehnt. Noch später forderte sie 130,000 Dollars; jedoch auch dießmal schlug man es aus, wahrscheinlich um ihr endlich vielleicht eine halbe Million Dollars dafür zu geben. Hieraus sieht man, daß, wenn man, zu stolz oder zu unentschlossen, die erste gute Gelegenheit versäumt, einen einmal begangenen thörichten Streich wieder gut zu machen, man große Gefahr läuft, immer noch tollere zu begehen, weil gewöhnlich Einer den Andern nach sich zieht. Uebrigens kommen dergleichen Dinge, obgleich sie mit den republikanischen Grundsätzen schlecht harmoniren, in den Unionsstaaten hier und da vor, und wir werden noch mehrmals auf solche stoßen. Sie beweisen zur Gnüge, daß die klugen Republikaner manchmal unklug genug handelten, daß sie von ihren Leithammeln (bell-wethers) bisweilen schlecht genug geleitet wurden, oder auch, daß der Starrsinn und die Widerspenstigkeit des „souverainen Volks" nicht immer zu Heil und Segen führte, und daß sich auch in der „glorreichen Republik" schon oft das alte Sprüchwort bewährte: „Viele Hirten — übel gehütet!"

Auch als Fabrikstadt ist Cincinnati wichtig und wird es immer mehr. Im Jahre 1837 waren hier zehn große Eisenschmelzereien mit Gießereien im Gange, deren sämmtliche Werke mit Dampfmaschinen betrieben wurden und die mehr als 500 Arbeiter beschäftigten. Ein mit Dampf betriebenes Eisenwalzwerk beschäftigte über hundert Arbeiter und lieferte wöchentlich 40—50 Tonnen Stabeisen; auch waren dabei sechs Nagelmaschinen, die jede Woche gegen acht Tonnen Nägel fertigten. In sieben Fabriken wurden Dampfmaschinen zu allen Größen und zu jedem Gebrauch, sowie überhaupt alle andere Arten von Maschinen zu jeder denkbaren Anwendung hergestellt; ungefähr 300 Arbeiter wurden dabei beschäftigt. In drei Dampfkesselfabriken fanden 50 Arbeiter Beschäftigung; eine bedeutende Schlösserfabrik stand in weitverbreitetem Rufe. Außerdem gab es noch 2 Messing- und Glockengießereien, eine Schaufel- und Spatenfabrik, eine Sattelbaumfabrik, eine Mühlsteinfabrik, zwei Bleiweißfabriken und zehn ziemlich wohleingerichtete Bierbrauereien. Auch einige durch Dampfkraft betriebene Baumwollen- und Wollenkrämpelwerke waren im Gange, sowie eine ebenfalls mit Dampf betriebene Baumwollenspinnerei. Besonders er-

wähnt zu werden verdient noch die durch William Paddock dirigirte Feuerspritzenfabrik in der fünften Straße. Sie liefert wahrhaft prächtige Werke und ist eine der Berühmtesten in Amerika. Auch einige Tabaksfabriken sind hier.

Die Artikel des Gewerbfleißes, welche außer den schon genannten hier noch in großer Menge gefertigt werden, sind vorzüglich die verschiedenartigsten Ackergeräthschaften, allerlei Wagen, alle Sorten Meubles, hölzerne und metallene Wanduhren, Talglichter, Seife, Leder, Papier, halbwollene Weberwaaren, verschiedene kurze Waaren u. s. w. Alles das sind Sachen, die nicht für den Luxus berechnet, sondern für die Anbauer der neuen Westländer bestimmt sind, und ihren Verfertigern, wenn auch nicht einen übermäßig großen, doch sichern Gewinn gewähren. Dergleichen Artikel sind auch nicht den Launen der Mode unterworfen, und bieten daher eine tüchtige, nicht leicht wankende Grundlage des Wohlstandes und Gedeihens für Cincinnatis Bewohner dar.

Fast alle die großen Werkstätten, zu deren Betrieb starke Dampfmaschinen erfordert werden, und wo es also wegen des häufigen Steinkohlenverbrauchs viel Schmutz giebt, sowie die Werkstätten, wo viel Lärm und Getöse machende Verrichtungen vorkommen, oder von denen aus sich ein übler Geruch verbreitet, befinden sich in Cincinnati in dem äußersten östlichen Ende der Stadt, oder in der anstoßenden Vorstadt Fulton, oder auch hier und da in ziemlicher Entfernung im freien Felde, und dieß ist für die Stadt gewiß ein wichtiger Vortheil.

Es giebt in Cincinnati sieben Buchdruckereien, die jedoch meistens nur Werke für das allgemeine Leben, als Zeitungen, Erbauungsbücher und besonders eine überaus große Zahl von Schulbüchern zu Tage fördern. Es erscheinen hier 19 Zeitungen: 16 in englischer und 3 in deutscher Sprache. Vier der Ersteren erscheinen täglich, 2 erscheinen wöchentlich zweimal, die übrigen wöchentlich einmal. Vorzüglich merk- und sehenswürdig ist die große Letterngießerei von Guilfort und White (Cincinnati Type-Foundry). Alles wird hier soviel als möglich durch Maschinen verrichtet, die durch Dampfkraft bewegt werden. Sie hat funfzehn Patentmaschinen, nach einer neuen Erfindung, zum Gießen der Lettern, und eine ebenfalls neuerfundene, noch wenig bekannte Vorrichtung zum Beschneiden derselben, wenn sie aus der Form genommen sind. Zugleich werden alle Arten von Druckerpressen und überhaupt alle zur Druckerei erforderlichen Artikel in dieser Anstalt gefertigt; sie beschäftigt fortwährend gegen hundert Arbeiter.

Unter den Mühlwerken Cincinnatis sind vorzüglich Folgende be-

merkenswerth: die Dampfsägemühle von Brooks & Comp. in der Ulmenstraße. Sie beschäftigte funfzehn Arbeiter und sägte 2000 Fuß Breter, hobelte zu gleicher Zeit 2500 Fuß dergl. und machte 20,000 Latten in zwölf Stunden. Die von Scowden und Hughes beschäftigte sechs Arbeiter, sägte 3000 Fuß Breter und machte 20,000 Latten in zwölf Stunden. Auch muß erwähnt werden die durch Dampf betriebene Steinsägemühle von James Henderson in der Butlerstraße, durch welche Marmor und Sandstein zu Bauwerken gesägt wird. Sehenswerth aber ist besonders die hiesige große Dampfmahlmühle; sie steht auf einem Felsen am Ohioufer, ihr Maschinenwerk hat die Kraft von siebzig Pferden. Durch dasselbe wird das Getreide ohne weiteres Eingreifen von Menschenhänden hinauf in den Rumpf gebracht, dann das klare Schrot in den Siebkasten und endlich das reine Mehl an den Platz geschafft, wo es in die Fässer gefüllt wird. Dieses Werk mit sechs paar Steinen lieferte jede Woche 1200 Fässer Mehl, jedes 196 Pfund enthaltend. Wohl nicht leicht giebt es irgendwo schöneres Mehl, als man hier sieht. Uebrigens giebt es hier am Miamicanal auch 3 Mahlmühlen, die durch Wasserkraft getrieben werden.

Durch einen der Hauptgegenstände seiner Gewerbsthätigkeit und seines Handels hat Cincinnati eine eigenthümliche Berühmtheit erlangt; es ist dieß nämlich die wirklich in's Große gehende Metzelei der Schlachtschweine zur Winterszeit. Mehr als 200,000 dieser Thiere werden jährlich während dieser Zeit geschlachtet, um ihr Fleisch, eingesalzen oder geräuchert, nach New-Orleans hinab, und auch theilweise von da weiter auswärts zu versenden. Die Schlachthäuser stehen außerhalb der Stadt, und zwar Mehrere derselben in einem sich in nordöstlicher Richtung hinziehenden Grunde, an den Ufern eines kleinen Baches; Einige am Miamicanal. Wenige der zu diesem Geschäft Angestellten sind Fleischer von Profession; vielmehr kann Jeder, der sich hierzu eignet, dabei Beschäftigung finden. Menschen der verwildertsten Art, denen es jedoch nicht an der erforderlichen Gewandtheit fehlt, finden sich in diesen Schlachthäusern zusammen. An jedem derselben befindet sich ein tüchtig umzäunter Hof; in diesen werden die aus dem Lande hergebrachten Schweine eingesperrt. Ist die Metzelei erst ordentlich im Gange, so werden immer 500 Stück auf ein Tagewerk gerechnet. So viele werden also in einem wieder besonders eingezäunten kleineren Hof abgesperrt. Außer diesem ist dann ein noch kleinerer, besonders abgesperrter, sorgfältig verwahrter Platz dicht am Schlachthause, dessen eine Thür nach dem Hofe geht, in welchem die zum Schlachten bestimmten Schweine stehen, während die andere un-

ter den bedeckten Vorbau des Schlachthauses führt. Soll nun die Metzelei beginnen, so wird die in den Schweinehof führende Thür geöffnet; ungefähr ein Dutzend Stück werden in den kleinen Zwinger hineingetrieben und die Oeffnung wieder geschlossen. Dann tritt der verordnete Todtschläger hinein, bewaffnet mit einem, etwa sechs Pfund schweren, an beiden Seiten rundballigen, an einem vier Fuß langen Stiele befestigten Hammer. So wie er eintritt, drängen sich die erschrockenen Schweine in eine Ecke fest zusammen und schieben die Rüssel über einander empor. Er zielt nun nach Einem, und ist er, wie gewöhnlich, in seinem Fache geschickt, so ist mit einem Schlage der Hirnschädel zerschmettert, und das Thier stürzt ohne weiter zu zucken nieder. Hat er aber vielleicht schon zu viel Geist in den Magen gefüllt, sodaß er sein Ziel nicht gut mehr in's Auge zu fassen vermag, welches sich auch bisweilen zuträgt, so schlägt er auch wohl dem armen Thiere Stücken aus dem Kopfknochen heraus, ohne den rechten Fleck zu treffen, und es sieht sich dann eben nicht erfreulich zu. Liegt nun das getroffene Stück darnieder, so stehen zwei andere Schlächter bereit, die es schnell zur Thür hinaus vor das Schlachthaus ziehen; Einer derselben sticht es ab und das Blut läuft dem Bache zu. Einer packt nun das Schwein an den Vorder-, der Andere an den Hinterfüßen, und so wird es mit einem Schwunge in den nahe stehenden Brühbottich geworfen, in welchem immer drei Stück zu gleicher Zeit sich befinden, die von zwei an demselben stehenden Schlachtgehilfen immer mit Pfählen gewendet und gehoben werden. Sowie ein Frisches hinein geworfen wird, wird das zuerst hinein gekommene Stück auf der andern Seite herausgehoben und auf das vordere Ende einer starken Tafel geworfen, die mit dem Rande des Brühbottichs von gleicher Höhe ist. Die zwei Gehilfen, welche hier, nicht neben, sondern auf der Tafel, Jeder auf einem Rande derselben, einander gegenüber ihren Posten haben, sind mit Instrumenten versehen, die den Trogscharren der Bäcker gleichen, nur daß sie größer und schärfer sind und lange Griffe haben, damit sie mit beiden Händen zu fassen sind. Sie ziehen damit wechselsweise nach einem gewissen Takt Jeder einigemal über jede Seite des gebrühten Schweins hin, wodurch der größte Theil der Borsten hinweggenommen wird. Jetzt packen sie das Stück und werfen es um einige Fuß weiter, wo zwei Andere mit großen Messern bereit stehen, um an den Stellen zu operiren, die von den Ersten nicht getroffen werden konnten, während diese schon wieder ein anderes, aus dem Brühbottich heraus geworfenes Stück in der Arbeit haben. So wird das Stück von

Posten zu Posten geschleudert, bis es nach wenigen Minuten ziemlich rein am andern Ende der langen Tafel liegt. Ein Querholz wird nun durch die Hinterbeine gesteckt; zwei Mann packen das Stück — mit einer Hand das Querholz, mit der andern ein Vorderbein fassend, — und es so zwischen sich habend, stehen sie jetzt in gerader Richtung vor einem, etwas mehr vorwärts an der Decke angebrachten Haken. Diesen in's Auge fassend, fangen sie an, nach gewohntem Tempo zu schwingen, dabei eins, zwei, drei! zählend, und mit „drei" hängt das Stück am Haken. Ein Mann steht bereit, um es nochmals mit Wasser abzuspülen. Mit einem Ueberguß ist das geschehen; er wirft das Gefäß aus den Händen und ergreift das Messer, um auf dem Rücken des Schweins behufs der Reinlichkeit noch nachzuhelfen, wo es Noth thut, während der Aufschneider schon den Vorderleib mit einem Messerzuge aufgerissen hat und die Eingeweide heraus zieht, die wieder ein Anderer mit einem Kübel auffaßt, hinausträgt und in einiger Entfernung vom Schlachthause hinschüttet, wo sich bisweilen arme Menschen das Beste aussuchen, das Uebrige aber von den Hunden verzehrt wird. Und so geht es denn ohne Unterbrechung fort, bis das Tagewerk vollbracht ist. Zu einer vollständigen Schlächtercompagnie worden 25 Mann erfordert. Den folgenden Tag werden die am vorhergehenden geschlachteten Schweine auf Wagen nach der Stadt in die dazu errichteten Gebäude (pork-houses) gebracht, wo sie mit drei Fuß langen und neun Zoll breiten Messern, auch nach einem gewissen Takte, zerhauen werden. Das Fleisch wird theilweise in Fässer eingesalzen; das zum Räuchern Bestimmte wird, gleichsam wie Steine, mit Schichten dazwischen geworfenen Salzes, aufgemauert, bis es in besondere, zum Räuchern desselben eingerichtete Gebäude gebracht wird. Der Schmeer wird auf eigens dazu eingerichteten Tischen mit großen Haumessern zerhackt; das Schmalz wird in ungeheuern Pfannen zerlassen und dann in die reihenweise aufgestellten Fässer eingegossen. Alle diese Arbeiten gehen mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich, und man erstaunt wirklich über die Gewandtheit und Fertigkeit, mit der sie verrichtet werden.

Auch die sehr wohl eingerichteten Feuerlöschungsanstalten Cincinnati's sind einer Erwähnung werth. Es haben sich hier acht sogenannte Feuercompagnieen gebildet. Jede derselben besitzt zwei Spritzen und einen Schlauchkarren, und besteht aus 150 Mitgliedern. Die Spritzen sind in der That prächtig; alle dazu gehörigen Geräthschaften äußerst zweckmäßig. Außerdem besteht noch eine „Haken- und Leitercompagnie" (Hook-and Ladder C.) von 50 Mitgliedern, deren Be-

stimmung ist, diese Geräthschaften zu beaufsichtigen, sie bei einem entstehenden Brande zur Stelle zu schaffen und bei deren Anwendung mitzuwirken. Dann noch ein „Schutz- und Rettungsverein" (Protection Society) dessen Zweck ist, Leben und Eigenthum so viel als möglich zu retten und das Gerettete zu bewahren und vor Diebstahl zu sichern.

Auch als Handelsplatz ist Cincinnati nicht unwichtig. Zwar ist es kein Hauptstapelplatz des Großhandels zwischen dem obern Ohio- und dem untern Mississippilande, doch schon der Vertrieb der eignen Fabrikate giebt manchem der unermüdlich thätigen Handelsleute Cincinnati's zu thun, und außerdem ist es das große Aufbewahrungsmagazin und der Vertriebsplatz der mannichfaltigen Producte, welche die fruchtbaren, nördlich nach dem Eriesee hin liegenden Landschaften in erstaunlicher Menge liefern, und die theils zu Lande, vorzüglich aber auf dem Miamicanal hereingebracht werden. Kurz, Cincinnati ist der große Hauptmarkt für die Binnenländer des Westens.

Die Gegend um Cincinnati ist sehr fruchtbar und wohl angebaut. In seinen nächsten Umgebungen haben sich seit 20 Jahren viele Deutsche angesiedelt, die sich vorzugsweise mit Gemüsebau beschäftigen. Nirgends in Amerika habe ich so schöne und vollkommene Erzeugnisse der Gärtnerei gesehen, wie hier unsere Landsleute zu Markte bringen. Ueberhaupt giebt es unbestreitbar in der ganzen Union keinen Platz, wo der Markt mit allen Producten des Thier- und Pflanzenreichs von so vortrefflicher Beschaffenheit, in solchem Ueberflusse und für so billige Preise versorgt wird, wie Cincinnati, und gewiß giebt es auch in ganz Amerika keine Stadt weiter, wo sich's überhaupt mit gleichem Aufwande so gut leben läßt, wie in Cincinnati.

Cincinnati hat eine sehr schöne Lage. Aeußerst ansprechend stellt es sich dar, wenn man sich ihm auf dem Flusse nähert, aber herrlich ist auch die Aussicht über die Stadt und ihre Umgebungen, wenn man die Fläche von einem der südlich von derselben, ganz in der Nähe liegenden Berge überblickt. Demselben gegenüber, auf dem linken Ufer des Ohio, im Staate Kentucky liegen die Städte Newport und Corington; die Erste auf dem östlichen, die Letztere auf dem westlichen Ufer des Lickingflusses. Beides sind blühende Manufacturstädte; vorzüglich bemerkenswerth sind ihre Baumwollenspinnereien. Newport ist die Hauptstadt einer County, mit einem schönen Courthause; auch befindet sich da ein Zeughaus der Vereinigten Staaten. — Die Communication zwischen beiden Ufern wird an drei verschiedenen Stellen während des ganzen Tages durch Dampffähren unterhalten; der Verkehr ist ununterbrochen lebhaft.

Uebrigens hat Cincinnati keine Plätze mit Alleen und Springbrunnen, keine Spaziergänge, keine Zier- und Kunstgärten, mit einem Worte: keine Kunstanlagen. Die ruhelose Hastigkeit des, neue Ländereien cultivirenden Amerikaners ist hier noch stark vorherrschend. Der Sinn für Verschönerungen wird vielleicht späterhin erwachen; bisher hat man die Gedanken nur auf das nutzen- und gewinnverheißende gerichtet. So entbehren auch bis jetzt die Straßen Cincinnati's noch der nächtlichen Beleuchtung; allein jede Verbesserung oder Verschönerung macht eine Vermehrung der Auflagen nothwendig, und diese zu tragen, dazu ist das Volk der Vereinigten Staaten nirgends leicht und schnell zu bestimmen.

Das sittliche und gesellschaftliche Leben in Cincinnati kann nur dem gefallen, der der vorherrschenden religiösen Stimmung nicht abhold, dem die Schweigsamkeit der ächten Amerikaner nicht zuwider ist, und der Vergnügen an wohlgeordneter, beharrlicher Thätigkeit findet. Wem es Bedürfniß ist, sich unablässig im Strudel der Zerstreuungen und Lustbarbkeiten herumzutummeln, den wird diese schöne Stadt mit ihren herrlichen Umgebungen doch schwerlich befriedigen. Ebenso wenig würde der hier zufrieden leben können, der einen beträchtlichen Theil seiner Zeit den schönen Künsten und die übrige dem Vergnügen weihen möchte. Man würde einen Solchen mit Argwohn und Mißtrauen betrachten, denn er würde allgemein nur für einen stets bereitstehenden Candidaten, oder eine Creatur der Aristokratie gelten. Auch dem Bannfluche der Religion würde er hier nicht entgehen, denn die übrigens so sehr verschiedenen Secten stimmen darin überein, alles das, was man unter Zeitverkürzung, öffentlichen, gesellschaftlichen Vergnügen, ja sogar unter der Pflege der schönen Künste versteht, nachsichtslos zu verdammen, und die amerikanischen Bundesstaaten sind nicht das Land, wo der in Verbindungen stehende Mann den herrschenden Religionsbegriffen und dem Einflusse der Kanzel ungeahndet trotzen darf. Nirgends in den neuen Ländern der Vereinigten Staaten wird auf die strenge Feier des Sonntags fester gehalten als in Cincinnati. An diesem Tage verlassen die Einwohner englischen Stammes ihre Häuser nur, um dreimal den Gottesdienst zu besuchen. Außer den Stunden, wenn alle Straßen der Stadt mit Kirchengängern bedeckt sind, scheint Alles öde und erstorben. Alle Kaufmannsläden und Schenkstuben sind geschlossen; alle Fensterläden der Erdgeschosse werden zugehalten. Nur das Quartier südlich vom Miamicanal, das größtentheils von Deutschen bewohnt wird, macht hiervon eine Ausnahme, weil sich deren Viele rkühnen, der herrschen-

den öffentlichen Meinung zu trotzen. Ob mit Recht oder Unrecht, darüber will ich nicht geradezu absprechen, gewiß aber nicht zur Verherrlichung des deutschen Namens, denn kein strenggläubiger Amerikaner geht am Sabbath gern durch dieses, nach seiner Meinung, heidnische Quartier.

In Cincinnati fehlt die Classe von Leuten fast gänzlich, die bloß von Einkünften leben, die ihnen ohne Betreibung eines bestimmten Geschäfts zufließen, obgleich es keineswegs an Reichen fehlt und ein gewisser Wohlstand ziemlich verbreitet ist. — Außer den großen Handelsstädten an den Küsten, stehen in den Vereinigten Staaten durchgehends die müßigen Leute fortwährend unter einer strengen Aufsicht der öffentlichen Meinung, und diese wacht sorgfältig, um die Neigung zu sogenannten Erholungen oder Zerstreuungen niederzuhalten. Religiöse und andere Vereine streben unablässig, diese Meinung nur noch mehr zu schärfen.

Nicht zwecklos bin ich in der Beschreibung von Cincinnati so ausführlich geworden. Es ist in meinen Augen die merkwürdigste Stadt der Union. Die meisten schon etwas älteren Städte derselben sind nach europäischen Mustern, von europäischen Baumeistern, durch europäischen Einfluß und auch großentheils für europäisches Geld erbaut worden. Cincinnati aber wurde von im Lande Gebornen gegründet; ihre ersten Begründer haben auch die Gesittung und Denkweise der Söhne New-Englands dahin übertragen, und diese haben sich nicht verwischt, sondern haben durch Vermischung mit dem südlichen Ansiedlerzuge nur gewonnen; kurz, Cincinnati ist eine rein amerikanische Stadt. Die neueren Städte der Union sind meistens auf Actien erbaut worden; Cincinnati aber hat sich nach und nach, gleichsam durch sich selbst erhoben. Seine ersten Ursprünge verdankt es Menschen, die sämmtlich arm auf den Platz kamen; allein sie brachten beharrlichen, unermüdlichen Fleiß und religiösen Sinn, als Erbtheil ihrer wackern Väter und ihrer frommen Mütter, aus New-England mit sich, und diese haben Wunder gewirkt. Pittsburg liegt in so manchem Betracht vortheilhafter als Cincinnati, und ebenso ist es mit Louisville; aber Beide sind von ihm überflügelt. Dieser merkwürdige Erfolg beweist offenbar, daß, wenn beharrliche Menschen etwas ernstlich wollen und mit vereinten Kräften nach Erreichung des vorgesteckten Ziels streben, sie auch im Stande sind, alle entgegentretenden Hindernisse siegreich zu überwinden.

In Cincinnati nahm ich mein Logis in einem Kosthause in der Sycamorestraße, das von einem deutschen Bäcker, Namens Schäfer, gehalten wurde. Er war ein geborner Württemberger, ein sehr artiger, gefälliger Mann, und ich fand bei ihm ein gutes, für meinen Zustand passendes Quartier. Noch an dem Tage meiner Ankunft besuchte ich meinen Schwager Kröber, der im obern Theile der Stadt wohnte. Er hatte mit einem andern Tischler Namens Kohl — wie ich glaube aus Dippoldiswalda gebürtig — gemeinschaftlich ein Haus gemiethet und darin eine Tischlerwerkstätte eingerichtet. Sie übernahmen auf Accord allerlei Arbeiten für große Fabrikanten. Der Verdienst war auch in diesem Fache im Vergleich gegen die nächstvorhergehenden Zeiten bedeutend gesunken, doch bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel war es für sie gerade noch zum Auskommen.

Noch immer wurde ich vom Wechselfieber geplagt. Es rieth mir hier Jemand, immer zu der Zeit, wenn sich der Fieberanfall einzustellen pflege, ein paar Tassen etwas starken Kaffee bereit zu halten, einige Tropfen Citronensaft hinein zu tröpfeln und denselben gleich nach dem Eintreten des Anfalls so warm als möglich zu trinken. Ich that dieß einige Zeit und das Fieber verlor sich endlich nach und nach von selbst.

Auch in Cincinnati gingen jetzt alle Geschäfte sehr flau und beinahe alle Fabriken standen still. Mit Anfange Decembers begann das große Schweineschlachten, allein es ging dieses Jahr auch nicht so schwunghaft wie sonst gewöhnlich. Theils fehlte es den Unternehmern bei den allerdings kritischen Aussichten an Muth, theils war auch die Witterung zur Zeit so außerordentlich gelinde, daß es nothwendig wurde, mit dem Schlachten von Zeit zu Zeit anzuhalten, um nicht das Verderben des Fleisches zu riskiren.

Sobald ich wieder insoweit bei Kräften war, daß ich mich zu jeder Arbeit fähig glaubte, sah ich mich überall nach Beschäftigung um, aber zu keiner nur einigermaaßen beständigen zeigte sich eine Aussicht. Mehrere hundert andere eingewanderte Deutsche befanden sich zur Zeit arbeitslos in Cincinnati. Mein Wirth, sowie mehrere andere Bekannte ließen sich keine Mühe verdrießen, um mir ein Unterkommen zu verschaffen, allein es wollte nicht glücken.

Als ich kurz nach meiner Ankunft in Cincinnati eines Tages in der Stadt umherging, begegnete mir Hr. Julius Weise, aus Schleiz gebürtig, welchen ich früher schon in Pittsburg kennen lernte. Das unverhoffte Zusammentreffen machte uns Beiden Vergnügen. Er nöthigte mich, mit ihm in seine Wohnung zu gehen. Hier traf ich auch Hrn.

Salomon aus Erfurt. Dieser war als erster Lehrer an der kurz zuvor gestifteten Emigrantenschule zu Cincinnati, und Hr. Weise als zweiter Lehrer an derselben angestellt. Während des folgenden Winters besuchte ich diese Herren sehr oft. Ich fand bei ihnen so manche angenehme Unterhaltung und manche frohe Stunde verlebte ich in ihrer Gesellschaft.

Wie ich bereits erwähnt habe, leben in Cincinnati eine sehr bedeutende Anzahl Deutsche. Die Meisten von ihnen, die schon längere Zeit hier ansässig sind, waren aus Südwestdeutschland eingewandert; in der neuesten Zeit waren aber vorzüglich viel Eingewanderte aus Nord- oder Niederdeutschland hier geblieben, und diese machten zur Zeit meines Hierseins die Mehrzahl aus. Eine gewisse gegenseitige Abneigung war um diese Zeit — ich weiß nicht, durch welches Zusammenwirken der Umstände — unter diesen Abkömmlingen Ober- und Niederdeutschlands entstanden; eine Abneigung, von der man in Deutschland selbst nie eine Spur wahrgenommen hatte, die sich aber hier immer mehr und mehr kund gab. Zwar sprach man in Deutschland wechselseitig auch bisweilen stichelnd von „Hochdeutschen" und „Plattdeutschen," jedoch ohne alle Gehässigkeit. Allein hier erschien die Sache ganz anders. Hier standen sie als Parteien schroff gegen einander und jene Benennungen wurden hier immer mit einer Art Bitterkeit ausgesprochen. Jetzt trat ein Ereigniß ein, auf dessen nächste Folge jener unselige Zwiespalt bedauerlich einwirkte und durch welches die schon vorhandene Kluft zwischen beiden Theilen immer mehr erweitert und das Uebel immer unheilbarer wurde.

Die Predigerstelle an der lutherischen Kirche in der sechsten Straße wurde vacant. Der Kirchenvorstand ließ deshalb eine Anzeige in die Zeitungen einrücken, begleitet mit einer Aufforderung, daß Männer, die sich um diese Stelle zu bewerben gedächten, sich bei ihm melden, und dann eine Probepredigt in dieser Kirche thun möchten. Gerade als es auf diesem Punkte stand, kam ich nach Cincinnati. Mein Schwager äußerte gegen mich, daß dieß eine passende Stelle für Hrn. Steinmeier sein möchte, der zu dieser Zeit als Prediger der deutschen Gemeinde zu Cleveland angestellt war, wo es doch nicht wohl möglich war, sich darauf zu erhalten, und forderte mich auf, deshalb an ihn zu schreiben, welches ich denn auch ohne Verzug that. Hr. Steinmeier war eben, als der Brief in Cleveland eintraf, als Abgeordneter der dasigen Deutschen zu der damals versammelten deutschen Convention nach Pittsburg abgegangen und der Brief wurde ihm dahin

nachgeschickt. Er antwortete sogleich: er wisse sehr wohl, welche unselige Spannungen unter den Deutschen Cincinnatis obwalteten, und dieß sei eben nicht anlockend. Doch werde er sogleich nach geschlossener Convention dahin kommen und auch eine Probepredigt daselbst halten, und wenn irgend noch Hoffnung zur Beseitigung des herrschenden Unfriedens in der Gemeinde vorhanden sei, so sei er nicht abgeneigt, als Candidat für diese Stelle aufzutreten. Hr. Steinmeier hatte in Pittsburg aus der Sache eben kein Geheimniß gemacht, und so war ein gewisser Hr. Möllmann, welcher bis dahin Prediger der deutsch-protestantischen Gemeinde zu Albany war und sich ebenfalls als Abgeordneter derselben bei der Convention befand, auf den Gedanken gekommen, sich auch zu dieser Stelle zu melden, und wo möglich Hrn. Steinmeier zuvorzukommen. Er hatte, ohne sich zu beurlauben, die Convention noch vor deren Schluß verlassen, und war in Cincinnati angekommen. Hier quartierte er sich bei zwei Bekannten und Landsleuten, die in Gemeinschaft ein Gasthaus hielten, ein. Durch diese seine Wirthe, ein paar sehr junge Männer, ließ er die jungen plattdeutschen Bursche einladen, jeden Abend in sein Logis zu kommen, indem er bereit sei, ihnen unentgeltlich Unterricht in der englischen Sprache zu geben. Dieses benutzten auch Viele derselben, und Hr. Möllmann suchte sich auf diese Weise eine Partei zu erwerben, bevor sein Mitbewerber ankam. Er erhielt bei seinen Wirthen Kost und Logis umsonst, weil sie dadurch, daß seine stammhaften Schüler des Abends wacker bei ihnen zechten, hinlänglich entschädigt wurden. Endlich, nachdem die Pittsburger Convention geschlossen war, kam Hr. Steinmeier gerade die letzten Tage vor dem Weihnachtsfeste an. Er logirte bei den Herren Salomon und Weise, den schon erwähnten Lehrern der Emigrantenschule. Am Christtage, der gerade auf einen Sonnabend fiel, hielt er seine Probepredigt. Die Kirche war mit Menschen angefüllt. Hr. Steinmeier war ein tüchtiger Redner und sein Vortrag war ein gediegener; wenige dergleichen habe ich in Amerika gehört. Er gewann vollkommen den Beifall aller Gebildeten, der sich auch nach geendigtem Gottesdienste sogleich und überall unverholen aussprach. Die Anhänger Möllmann's ermangelten nicht, auf diese Stimmung aufmerksam machend, Hrn. Steinmeier als Candidaten der „Hochdeutschen" zu bezeichnen, um schon im Voraus das Vorurtheil ihrer Landsleute gegen ihn aufzuregen und diese Sache zur Parteisache zu stempeln.

Hr. Möllmann predigte am darauf folgenden Sonntage, und die Versammlung war ebenfalls wieder sehr zahlreich. Auch er war ein

ziemlich guter Prediger, doch der gebildete Theil der Gemeinde gab Hrn. Steinmeier entschieden den Vorzug. Die Wahl durch Stimmenmehrheit wurde auf den nächsten Dinstag festgesetzt. Hr. Möllmann galt nun als Candidat der „Plattdeutschen," und seine Partei that alles Mögliche, um die Stimmenmehrheit für ihn zu erringen. Die Wohlhabenden derselben schossen eine Summe zusammen, um damit für Unbemittelte, die bereit waren, sich noch in aller Eile als Glieder der Kirchengemeinde einschreiben zu lassen, den Aufnahmepreis zu bezahlen. Agenten derselben liefen während des Montags in allen Schlachthäusern, sowie in allen deutschen Gast- und Schenkhäusern wie besessen herum, um fort und fort neue Stimmgeber für ihren Candidaten anzuwerben. Eine tüchtige Portion Branntwein, zur rechten Zeit gespendet, verfehlte bei dieser Gelegenheit wie gewöhnlich ihre gute Wirkung nicht. Kurz, es ging dabei gerade so her, wie es in diesem Lande vor den politischen Wahlen gemeiniglich herzugehen pflegt. Wegen der Landsmannschaft der beiden Bewerber war übrigens gar nichts zu erinnern, denn beide waren aus einem Lande, sogar aus einer Gegend, nämlich aus der Umgegend von Hannover gebürtig. Beide hatten in Deutschland Theologie studirt, nur daß Hr. Steinmeier gewiß um ein Bedeutendes tiefer in die Wissenschaft eingedrungen war, als sein Mitbewerber, aber darum bekümmert sich natürlich der Parteigeist nicht.

Der Wahltag kam an, und es gelang Hrn. Möllmann wirklich, durch die mühe- und ränkevollen Umtriebe seiner Partei eine Mehrheit von etwa 50 Stimmen zu erhalten. Ich finde mich hier veranlaßt, zu bemerken, daß in ähnlichen Fällen in Amerika die Niederdeutschen fast immer über die Oberdeutschen triumphiren, weil sie die Tugend besitzen, besser zusammenzuhalten als diese. „Unser Interesse, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht!" heißt es bei ihnen, und Jeder, der plattdeutsch sprechen kann, gehört zu den Ihrigen, ohne daß man sich darum bekümmert, aus welchem Lande er eigentlich ist. Die Oberdeutschen hingegen zersplittern sich in Schwaben, Baiern, Hessen, Sachsen rc. und eben dadurch schwächen sie ihre Kraft. Viel besser aber wäre es, man suchte jede Spur der unseligen Absonderung im alten Vaterlande in Amerika zu verwischen, anstatt sie auf's neue aufzufrischen, oder gar noch zu verstärken; dann würde es um die dortigen Deutschen in vielen Stücken besser stehen, denn als Deutsche zusammenhalten, das ist das Eine, was ihnen dort ganz vorzüglich noth thut. Doch endlich zum Schluß dieser Geschichte. Hr. Möllmann war nun zum Prediger erwählt und trat den folgen-

den Sonntag sein Amt an. Wie es schien, grämte sich Hr. Steinmeier eben nicht sehr darüber, daß es so gekommen war, denn er ahnete in Rücksicht auf diese Gemeinde für die Zukunft nicht viel Gutes. Mehrere Deutsche schossen großmüthig ein hübsches Sümmchen zusammen und übergaben es ihm, so daß er doch wenigstens für seine Reisekosten hinlänglich entschädigt war. Nach einem achttägigen Aufenthalt kehrte er nach Cleveland zurück und die Segenswünsche aller gutgesinnten Deutschen begleiteten ihn. Uebrigens sind seine Befürchtungen sehr bald eingetroffen. Jene Gemeinde hat sich später förmlich getrennt, und die Kirche wurde sogar, eines Tages, von ruchloser Hand angezündet, ein Raub der Flammen. Hr. Möllmann erfreute sich seiner neuen Stelle nicht lange; denn schon längst rief der Tod ihn von dieser Welt ab.

Immer hatte ich gehofft, oder vielmehr hatte man mir Hoffnung gemacht, daß es in Betreff des Fabrikwesens nach dem Eintritte des neuen Jahres besser werden sollte. Es waren aber leider vergebliche Hoffnungen; im Gegentheil wurde es von Tage zu Tage schlechter. Endlich war ich des Harrens müde, und gegen das Ende des Januars 1838 beschloß ich, da der Fluß frei von Eise und die Schifffahrt im vollen Gange war, zurück nach Pittsburg zu gehen. Doch eben als ich mich dazu gerüstet hatte und nur auf Gelegenheit zur Abfahrt wartete, änderte sich plötzlich die Witterung und der Nordwind strich eisig kalt über das Land. Am 1. Febr. begab ich mich auf ein zur Abfahrt sich anschickendes Dampfboot. Der Wind war schneidend kalt, noch zeigte sich aber keine Spur von Frost. Doch gerade als die Abfahrt stattfinden sollte, zerbrach etwas an der Maschine und die Wiederherstellung verursachte einen Aufenthalt von 24 Stunden. Die Nacht hindurch und während des folgenden Vormittags wurde es immer kälter, doch zeigte sich noch kein Eis auf dem Flusse. Endlich am 2. Febr. Nachmittags 4 Uhr fuhren wir ab. Das Boot war eines der besten Läufer auf den westlichen Gewässern. Gegen Mitternacht trieb der Fluß schon stark mit Eis, und als der Morgen anbrach, zeigte es sich, daß ein großer Theil der Schaufeln in unsern Wasserrädern hinweggerissen war. Der Wiederherstellung wegen mußte gegen zwei Stunden stillgehalten werden. Als die Fahrt wieder beginnen sollte, war der Fluß völlig mit Eis bedeckt und die Aussicht war eben nicht erfreulich. Doch der Capitain verstand seinen Dienst und war ein äußerst vorsichtiger Mann. Er stand fast immer auf der Spitze des obern Verdecks, um den Steuermann auf alles zu Beachtende immer

zeitig genug aufmerksam zu machen. Am 5. Februar Nachmittags kamen wir nach Wheeling. Der Capitain erklärte jetzt, und wir sahen auch selbst ein, daß es unmöglich sei, auf dem Flusse weiter zu kommen. Wir waren also genöthigt, hier an's Land zn gehen.

Gegen siebzig Kajütenpassagiere, die sich auf dem Boote befanden, mußten nun von hier aus mit der Post weiter befördert werden, deshalb war für mich, da ich schweres, Raum erforderndes Gepäck hatte, gar keine Aussicht, mit denselben nach Pittsburg zu kommen, und eine andere Gelegenheit gab es nicht. Nach zweitägigem Aufenthalte ließ ich endlich einen nach Baltimore gehenden Fuhrmann mein Gepäck aufladen, und ging mit ihm nach Washington in Pennsylvanien ab. Hier mußte ich nun wieder bleiben und auf Gelegenheit nach Pittsburg warten. Nach einem Aufenthalte von vier Tagen fand sich eine solche, und so traf ich denn am 13. Februar daselbst ein. Das war in der That eine lange, verdrießliche und äußerst kostspielige Reise.

Wir hatten sehr strenge Kälte, die auch in gleichem Grade bis zum 10. März anhielt. Es wurde dann etwas gelinder, aber erst zu Anfange des Aprils ging der Frost völlig auf, und die Schifffahrt auf dem Ohio nahm wieder ihren Anfang; doch erst gegen die Mitte desselben Monats konnte die Fahrt auf dem Pennsylvaniacanal wieder beginnen.

Ich hatte jetzt in Pittsburg eine Menge Bekannte, und diese gaben sich alle Mühe, um mir hier zu einer Beschäftigung zu verhelfen, allein es gelang nicht weiter, als daß ich einigemal auf kurze Zeit zur Aushilfe angenommen ward. Zu einer etwas beständigen Anstellung war nicht die geringste Aussicht. Alle klingende Münze war gänzlich aus dem Umlauf verschwunden; man bekam nichts mehr zu sehen, als unsicheres, werthloses Papiergeld, das oft heute galt und morgen von Niemandem mehr genommen ward. Ich war nunmehr des Lebens in dem hochgepriesenen Lande so herzlich überdrüssig, daß ich fest beschloß, sobald der Canal fahrbar sei, nach Philadelphia zu gehen, und mich dann ohne ferneres Zaudern wieder nach Deutschland einzuschiffen.

VIII.

Reise von Pittsburg nach Philadelphia. — Plan der Stadt Philadelphia, ihre Straßen und Plätze, ihre Sehens- und Merkwürdigkeiten. — Die großen Wasserwerke. — Stephan Girard's Vermächtnisse; das Girardscollegium. — Der Kirchenkrieg der ächten Deutschen in Philadelphia mit den deutschen Renegaten. — Oeftere Feuersbrünste; alltäglicher, ja oft stündlicher Feuerlärm; Feuerlöschanstalten; Feuercompagnieen. — Oeftere Kämpfe der Feuercompagnieen gegen einander. — Ursachen der häufigen Feuersbrünste. — Reise von Philadelphia nach Northampton-County; Aufenthalt daselbst. Die dortigen Niederlassungen der Herrnhuter: Bethlehem, Nazareth, Christiansbrunn u. a. m.

Nachdem der Frühling eingetreten und die Canalschifffahrt wieder eröffnet war, ging ich in der zweiten Hälfte des Monats April 1838, mit einem Passagierboote von Pittsburg ab. Nach zweitägiger Fahrt hatten wir die westliche Abtheilung des Pennsylvaniacanals zurückgelegt, und kamen in Johnstown an. Am folgenden Vormittage passirten wir die Eisenbahn über den westlichsten Zug des Alleghanygebirges (Portage railroad, spr. Portitsch-Rählrood) nach Holydaysburg. Hier beginnt die östliche Abtheilung des Canals *). Am vierten Tage gegen Abend war diese zurückgelegt und wir kamen in Columbia an, und am fünften Tage passirten wir die Columbiaeisenbahn und trafen gegen Abend in Philadelphia ein.

Dieser ganze Tag war ein trüber, düsterer Regentag, so daß wir vom Wagen aus nichts, als das uns ganz Naheliegende sehen konnten. Und nun begegnete uns noch obendrein an demselben ein unter solchen Umständen doppelt widriger Unfall. Etwa 30 Meilen von Philadelphia war eine Brücke, vermittelst welcher die Eisenbahn über eine tiefe breite Schlucht hinweggeführt war, während der vorhergehenden Nacht abgebrannt und ungefähr Nachmittags um 3 Uhr kamen wir vor ihren noch rauchenden Trümmern an. Eben hielt auf jeder Seite derselben ein Postwagenzug, und außerdem noch die Wagen von zwei andern Linien. Hier war nun kein anderer Rath, als daß die von Osten hergekommenen Züge, die von Westen hergekommenen Passagiere nebst Fracht aufnehmen und wieder zurückgehen mußten, und

---

*) Die beiden Endpunkte des Pennsylvaniacanals am Alleghanygebirge sind durch die über dieses Gebirge führende Portageeisenbahn in Verbindung gesetzt. Diese Bahn hat einen durch einen Bergrücken gebrochenen Tunnel, und an jeder Seite des Gebirgs fünf schiefe Flächen, die mit stehenden Maschinen versehen sind, deren jede allemal oben am Anfange der neigenden Fläche ihren Platz hat. Die Ansteigung und der Fall auf der ganzen Strecke betragen 2570 englische Fuß.

so umgekehrt. Zu dem Ende mußten nun Passagiere und Bagage von einer Seite zur andern durch die schlammige Schlucht hindurch transportirt werden, während ein dichter Regen vom Himmel herabströmte. Von Seiten der Postverwaltung war für das Transportiren ihrer Passagiere ziemlich gut gesorgt worden; desto schlechter stand es aber um uns. Es war zum Unglück gerade Sonntag. So leicht die Amerikaner sonst in dergleichen Fällen zur Hilfeleistung bereit sind, zumal wenn diese gut bezahlt werden muß, so schwer beweglich sind sie am Sonntage. Anders wäre es wahrscheinlich gewesen, wenn die Witterung nicht zu schlecht war. Das Ueberfahren sämmtlicher zu unserm Zug gehöriger Bagage mußte durch zwei Karren geschehen. Die Sachen wurden mit umsichtsloser Hast, als wenn es noch um uns herum brennte, aus den Packwagen herausgerissen, und auf die Karren geschleudert. Diese wurden so überladen, daß während des Fahrens immer ein Stück um das andere wieder herunterfiel, und aus dem Kothe aufgerafft, wieder hinauf geworfen ward. Manche kleine Stücke waren auch verloren gegangen, ohne daß sich die Eigenthümer danach umsehen konnten. Die Passagiere aber mußten sämmtlich zu Fuß durch die kothige Tiefe hinüber waden. Dieß war ein schönes Stück Arbeit, besonders für die Damen. Nur Wenigen derselben wurde die Wohlthat zu Theil, von galanten Gentlemen auf die Schultern genommen und hinübergetragen zu werden, weil nur Wenige der mitpatschenden Herren sich zum Tragen einer solchen sanften Last berufen fühlten, im Gegentheil die Meisten froh waren, wenn sie allein und unbelastet hindurch waren. Ich befand mich bereits auf der jenseitigen Höhe, als die Packkarren ankamen. Die Packstücke wurden nun eiligst wieder in die Wagen hineingeworfen. Alle mir gehörigen Stücke kamen in den ersten Bagagewagen, außer einer Jagdtasche, die ich gänzlich vermißte. Ich sagte dieß dem Conducteur. Er entgegnete mir, diese sei wahrscheinlich unter das Gepäck einer andern Linie gekommen, und hier könnte ich nun wohl weiter nichts thun, als nach der Ankunft in Philadelphia nach dem Depot jener Linie gehen und zusehen, ob sie sich vielleicht dort finde. Durch diesen Vorfall waren wir denn doch bei aller Hast eine Stunde aufgehalten worden. Endlich ging es wieder vorwärts. Kaum waren wir eine halbe Stunde gefahren, als der erste Bagagewagen hinter uns brannte, in welchem sich auch mein Gepäck befand. Dem Locomitivenführer wurde zugerufen, zu halten, und der Zug stand auch bald still. Die Thür des Wagens wurde aufgerissen. Von dem Gepäck brannte weiter noch nichts, als eine große Spanschachtel, die

einer mitreisenden Dame gehörte, und in welcher sich ein kostbarer, mit Sammt überzogener Pelz befand, der auch bereits völlig verdorben war. Einer der sprühenden Funken hatte wahrscheinlich seinen Weg durch eine Spalte des Wagenverschlags, und ebenso durch den Deckel der Schachtel gefunden, und den Sammtpelz angezündet. Ein Bret des Wagens, an welchem die Schachtel gestanden hatte, war im hellen Brande und auch die Decke brannte schon; kurz, es war höchste Zeit, daß das Feuer entdeckt wurde. Alles wurde nun herausgerissen, die brennenden Stellen wurden mit nassen Lappen gelöscht, und als man Alles für beseitigt hielt, ging es wieder vorwärts. Endlich gegen 5 Uhr Abends langten wir in Philadelphia an. Ich ließ meine Koffer und Kästen zusammen an einen Platz im Depot stellen und sagte dem Wärter, daß ich sie den folgenden Tag abholen würde. Jetzt ging ich nach dem Westchesterhotel, wo das Depot der andern Linie war. Man war eben am Ausladen der Packwagen, und gerade wurde meine Jagdtasche herausgeworfen. Ich nahm sie und ging damit meines Weges; indessen ein Anderer hätte sie eben so gut auch nehmen können, und man hätte ihn vielleicht ebenso wenig als mich gefragt. Ich erwähne dieß deswegen, damit man bemerke, wie sorglos und leichtsinnig mit allen diesen Dingen hier umgegangen wird, und wie nothwendig es ist, daß man stets selbst ein wachsames Auge auf sein Gepäck habe.

Das Wirthshaus eines Deutschen und zwar eines Würtembergers Namens Fees, in der Brownstraße, war mir in Pittsburg empfohlen worden, und ich suchte es auf. Ich hatte von dem Depot in der breiten Straße eine Stunde Weges dahin; es fing wieder an heftig zu regnen, und so kam ich denn gegen 7 Uhr, durchnäßt und ermüdet, in demselben an. Ich hatte aber keineswegs Ursache, die Mühe zu bereuen, die ich mir deshalb gegeben hatte, denn ich fand hier ein sehr gutes Quartier.

Philadelphia ist die größte Stadt im Staate Pennsylvanien, nach New-York die größte und merkwürdigste in der Union, und überhaupt in Ansehung ihrer Anlage und Bauart eine der schönsten und regelmäßigsten Städte. Es liegt auf einer weiten ebenen Fläche zwischen den beiden Flüssen Delaware und Schuylkill, etwa 5 Meilen vom Einflusse des Letzteren in den Ersteren, und ungefähr 100 Meilen von der Mündung des Delaware in das atlantische Meer. Dieser Fluß ist hier nahe an 2 Meilen breit, und hat Tiefe genug, um Schiffe von 1000 Tonnen zu tragen.

Die eigentliche Stadt (City), d. h. derjenige Theil, welcher östlich und westlich von den beiden genannten Flüssen, südlich von der Cedernstraße (cedar-street) und nördlich von der Weinstraße (vine-street) begrenzt wird, steht unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit der Hauptmunicipalität. Die angefügten Districte, welche auch noch besondere Namen führen, als: Kensington, Northern-Liberties, Spring-Garden, Southwark, Moyamensing, Passayunt ꝛc. haben ihre besondern Municipalverwaltungen und auch besondere Statuten für ihre örtlichen Angelegenheiten. In Rücksicht auf äußere Verhältnisse aber werden sie mit der innern Stadt als ein Ganzes betrachtet. Der zusammenhängende, dicht bebaute Theil der Stadt, hat ungefähr 9 Meilen im Umfange. Die ganze Stadt hat jetzt 36,000 Häuser und 301,000 Einwohner, worunter über 80,000 Deutsche sind.

Die Hauptstraßen der Stadt laufen von Osten gegen Westen, und sind von einem Flusse bis zum andern über 3 Meilen lang. Sie werden von 23 Querstraßen in rechten Winkeln durchkreuzt, und so wurde, nach dem ursprünglichen Plane ihres Gründers, des ehrwürdigen William Penn, dadurch die Stadt in lauter große Quadrate abgetheilt. Diese Querstraßen werden nach der Nummer benannt. Sie heißen also, von dem Delaware gegen Westen fortzählend, die erste oder Frontstraße, die zweite Straße, und sofort bis zur dreizehnten, denn so viele gehören zur östlichen Reihenfolge. Die westliche Folge zählt vom Schuylkill an ostwärts von der ersten bis zur achten. Zwischen der dreizehnten Delawarestraße und der achten Schuylkillstraße hindurch läuft nun die Breitestraße (broad-street), 110 Fuß breit, welche gleichsam eine Centraldurchschnittslinie durch die ganze Stadt, von Süden gegen Norden, bildet.

Die von Osten gegen Westen laufenden Hauptstraßen hingegen führen alle ihre besonderen Namen. Die Marktstraße ist 100 Fuß breit. In ihrer Mitte steht die schöne und geräumige Hauptmarkthalle in drei Abtheilungen, von der ersten bis zur vierten Straße reichend, unter welcher die Verkäufer von Fleisch, Gartenfrüchten, Obst und andern Victualien, ihre Waaren feil halten. Ihre Säulen sowie das Gesimswerk sind von Gußeisen. Die Marktstraße bildet einen Hauptdurchschnitt durch die ganze Stadt von Osten gegen Westen, und theilt sie überhaupt, sowie jede der Querstraßen insbesondere, in eine südliche und nördliche Hälfte. Die vornehmste Straße ist jedoch die Chesnutstraße, denn in dieser sieht man die schönsten öffentlichen und Privatgebäude der Stadt, und auch die prächtigsten Kaufmannsläden befinden sich in derselben. Alle übrigen Straßen der innern

Stadt sind 50 bis 80 Fuß breit, und alle, die einzige Dockstraße ausgenommen, sind schnurgerade und gut gepflastert. Sie sind mit erhöhten, 10—12 Fuß breiten, mit gebrannten Platten belegten Seitenpfaden versehen, und Einige derselben sind mit Baumreihen bepflanzt. Auch zeichnen sich die Straßen Philadelphia's durch ihre Reinlichkeit vor denen anderer amerikanischer Städte vortheilhaft aus, und bloß die Wasserstraße macht hiervon eine Ausnahme.

In etwas späterer Zeit wurden, dem ursprünglichen Plane des Gründers entgegen, um der Bequemlichkeit willen, durch verschiedene Quadrate der Stadt Zwischenstraßen hindurchgeführt; doch ist diese Abänderung des ersten Bauplans wohl keine Vortheilhafte zu nennen. So machte anfangs die an der obern Kante des Abhanges gegen den Delaware liegende westliche Häuserreihe der Frontstraße die Frontseite der Stadt gegen den Fluß. Später wurde, um den vorhandenen Platz auf der Böschung noch vortheilhaft zu benutzen, die östliche Häuserreihe an dieser Straße, und endlich unter derselben hin noch die Wasserstraße angelegt, die sich jetzt durch ihre Lebhaftigkeit, aber auch durch ihren Schmutz, vor allen übrigen Straßen der Stadt auszeichnet.

Die Privathäuser sind zwar von einfacher, doch geschmackvoller Bauart und haben ein nettes und gefälliges Aussehen. Sie sind meistens von gebrannten Steinen aufgeführt und die Meisten derselben sind drei Stockwerke hoch. Hölzerne Häuser dürfeu jetzt in der innern Stadt nicht mehr gebaut werden, doch sind deren, aus der alten Zeit her, hier und da noch Manche vorhanden.

Unter den öffentlichen Gebäuden und andern interessanten Gegenständen in der Stadt und ihren Umgebungen zeichnen sich die Folgenden vorzüglich aus. — Das Staatshaus in der Chesnutstraße, in welchem die verschiedenen Gerichtshöfe ihre Sitzungen halten. Es steht beinahe im Mittelpunkte der innern Stadt. Kein Fremder sollte versäumen, seinen schönen Thurm gleich in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Philadelphia zu besteigen. Am Besten, wenn dieß in Gesellschaft eines der Stadt und Umgegend kundigen Mannes, der im Stande ist, ihn auf alle bemerkenswerthen Gebäude und Anstalten aufmerksam zu machen, geschehen kann. Die Aussicht von demselben wird für ihn nicht nur entzückend, sondern auch belehrend und nützlich sein, denn sie verschafft ihm sogleich eine Art Bekanntschaft mit der herrlichen unter ihm ausgebreiteten Stadt und ihren reizenden Umgebungen. — Die Bank der Vereinigten Staaten in eben dieser Straße ist das prächtigste Gebäude von Philadelphia. Seine

Länge beträgt 96, bei einer Breite von 72 Fuß. Die Hauptfronte ist von weißem Marmor aufgeführt, mit einem Portikus, der von sechs corinthischen Säulen getragen wird. — Die Philadelphiabank ist auch ein herrliches Gebäude, im griechischen Style, nach dem Vorbilde des Parthenon zu Athen aufgeführt, und sich durch edle Einfachheit auszeichnend. Seine Frontlänge beträgt 54, seine ganze Breite mit den unter dem Portikus befindlichen Stufen 154 Fuß. Dieser Portikus ruht auf sechs dorischen Säulen und ein gleicher ziert die gegen die Dockstraße gekehrte Seite. Ferner: Die große Freimaurerloge; die Akademie der schönen Künste; die Münze der Vereinigten Staaten; sämmtlich in der Chesnutstraße. Das große Pennsylvaniahospital in der Pinestraße. Das Waisenhaus in der Cherrystraße. Die Blindenanstalt in der Racestraße. Die Taubstummenanstalt an der Broad= und Pinestraße. Die von der Quäkergemeinde gestiftete Irrenanstalt in der Nähe von Frankfort. Peales Museum. Die Universitätsgebäude in der neunten Straße. Die Stadtbibliothek. Die Philosophicalhalle und das Athenäum, in der fünften Straße. Die Börsenhalle nebst dem Hauptpostamte an der Dock= und Wallnutstraße. Sodann drei Theater: in der Chesnut,=Wallnut= und Archstraße. Ferner die neue Penitentiary (spr. Pennitennscheri — Strafanstalt), die Fairmount Wasserwerke, und das Girardsche Collegium im nordwestlichen Theile der Stadt. Das neue Armenhaus jenseits des Schuylkill; das Arsenal mit dem Marinehospital an dem Schuylkill; die Navy=Yard oder der Schiffsbauhof an dem Delaware; der botanische Garten südwestlich vor der Stadt ꝛc.

Das Pennsylvaniahospital soll 10,000 Kranke aufnehmen können. Es wurde durch freiwillige Beiträge der Quäkergemeinde gestiftet und wird auch unter der Oberaufsicht derselben verwaltet. Vor dem Hauptgebäude ist die Bildsäule William Penn's in Lebensgröße, im Quäkercostüm, aufgestellt. Diese Anstalt ist berühmt wegen der in derselben herrschenden Reinlichkeit und Ordnung, und wegen der vorzüglich guten Pflege und sorgfältigen Abwartung ihrer Kranken.

Unter die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Philadelphia's sind die sogenannten Wasserwerke an dem Schuylkill (water-works) zu rechnen. Sie wurden im Jahre 1818 angelegt, um die Stadt mit gutem Trinkwasser zu versorgen. Durch eine Abdämmung des Flusses ist ein Gefälle erzeugt worden, durch welches drei Wasserräder von 16 Fuß Höhe in Umtrieb gebracht werden, und durch diese werden nun drei wagerecht liegende Pumpen in Bewegung gesetzt, vermittelst welcher, durch eiserne Röhren von 16 Zoll innerer Weite und

290 Fuß Länge, in 24 Stunden 8 Millionen Gallonen Wasser aus dem Schuylkill, etwas über 100 Fuß hoch, auf den daran liegenden Hügel Fairmount gehoben werden, wo es sich in vier große Behälter ergießt, die zusammen 300,000 Quadratfuß Flächenraum einschließen und 20 Millionen Gallonen fassen. Da der Fairmount wieder mehr als 60 Fuß über dem höchsten Punkte der Stadt liegt, so kann das Wasser, vermöge seines natürlichen Drucks, aus den Becken durch Röhren in alle Theile der Stadt und namentlich in jedes Haus und in jedes Stockwerk desselben geleitet werden. Dem Gebäude, welches das Maschinenwerk umfaßt, hat man auch eine schöne äußere Form verliehen. Die Wasserbehälter sind stufenweise unter einander angelegt, sodaß das Wasser aus dem Pumpwerk zuerst in den obersten, aus diesem in den zweiten, dann in den dritten und zuletzt in den vierten gelangt, und nun aus diesem in die nach der Stadt leitenden Röhren eindringt. Die Verbindungszüge zwischen den vier Becken sind mit Durchseihungsvorrichtungen versehen; somit hat das Wasser, ehe es in die Stadt kommt, bereits eine vierfache Läuterung passirt, und ist nun völlig klar und rein. Die Röhrenzüge, welche es in alle Theile der Stadt bringen, sind in allen ihren Verzweigungen gegen 35 Meilen lang. — Früher wurde die Maschinerie dieser Werke durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt, allein der Zweck wurde, bei weit größeren Unterhaltungskosten, immer nur sehr unvollkommen erreicht. Die Anlegung derselben hat der Stadt über ½ Million Dollars gekostet; deshalb muß jeder Hausbesitzer, nach der Quantität des Wasserbedarfs für sein Haus, jährlich von 5 bis zu 20 Dollars Wasserzins entrichten.

Bei der Gründung dieser herrlichen Werke hat man jedoch auch nicht nur den Nutzen, sondern auch die Verschönerung in's Auge gefaßt. Der Fairmount ist in Terrassen abgetheilt und durchgehends gartenmäßig bepflanzt. Einige Punkte gewähren eine anziehende Aussicht. Man überblickt den am Fuße der Anhöhe hinströmenden Schuylkill, mit seinen beiden kühn gespannten Hängebrücken und der westlich an demselben liegenden, wohl angebauten Landschaft; sowie zur Seite Pratt's schön angelegten Park; vor sich gegen Südosten das herrliche Philadelphia, über eine fast unübersehbare Fläche ausgebreitet, über dasselbe hinweg den mit Schiffen bedeckten Delaware, und noch über diesen hin die Stadt Camden auf dem schönen zum Staate New-Jersey (spr. Niu-Dschersi) gehörigen jenseitigen Gestade. Daher ist auch der Fairmount ein Lieblingsspaziergang der Stadtbewohner geworden, zumal es unter ihnen Viele giebt, in denen sich Sinn

und Geschmack für Naturschönheiten und deren Genuß, und für zu Erholung und Vergnügen dienende Bewegung in der freien Schöpfung regt. Wenn man diesen Sinn in andern Städten Amerika's und besonders in den neuen Westländern fast gänzlich vermißt, wo bis jetzt noch nur nutzen- und gewinnverheißende Aussichten die Menschen in's Freie zu ziehen vermögen, so macht Philadelphia hiervon schon eine bezeichnende Ausnahme, welche die nähere geistige Verwandtschaft eines großen Theils seiner Bewohner mit Europa und namentlich mit Deutschland bekundet. In Folge seines Einflusses ist auch die ganze weite Umgegend mit schönen Landsitzen bedeckt und sehr wohl angebaut.

Das berühmte ehemals Peale'sche Museum gehört jetzt der Stadt. Die größte Sehenswürdigkeit desselben ist das vollständige Skelett eines Mammuths — einer Art Elephant der Urwelt. Es wurde im Staate New-York in einem Moraste gefunden. Seine volle Länge, von der Spitze des Kopfs, über die Biegungen des Rückens bis zum Schwanze, beträgt 31 Fuß, in gerader Linie macht die Entfernung nur 17½ Fuß. Seine Höhe zwischen den Schultern beträgt 11 Fuß. Die beiden großen, nach außen gekrümmten Zähne sind 6 Fuß 10 Zoll lang. Ein Backenzahn hat 1½ Fuß im Umfange. Das ganze Gerippe ist ungefähr 1000 Pfd. schwer.

Philadelphia hat gegen hundert Kirchen und Bethäuser, in welchen zwanzig verschiedene Religionsparteien und Secten ihren Gottesdienst halten. Mehrere dieser Kirchen sind schöne Gebäude, und Einige derselben sind ausschließlich dem deutschen Gottesdienste gewidmet. Früher war dieß mit noch mehreren Andern der Fall. Sie wurden durch Deutsche und für Deutsche und auch von deutschem Vermögen gegründet, und von frommen deutschen Vorvätern mit reichen Vermächtnissen ausgestattet, aber Viele der unwürdigen Enkel scheuten sich nicht, sich öffentlich als Renegaten darzustellen. Sie verläugneten die Sprache und Sitten der Väter, aber die frommen Stiftungen nahmen sie in Anspruch. Sie suchten der deutschen Gottesverehrung ein ihr geweihtes Haus nach dem andern zu entreißen, und wer weiß, wie weit ihr unedles Streben noch geführt hätte, wären nicht Männer voll Heldenmuth und Kraftgefühl als Schutzengel der deutschen Sache dazwischen getreten und hätten ihnen in Luthers Weise mit Donnerton zugerufen: bis hierher und nicht weiter! Unter diesen Männern zeichnete sich ein würdiger Sohn des Landes, in welchem Luther einst lebte und wirkte, ein Sachse, Namens Pommer, aus Neukirchen im Voigtlande gebürtig, in der neuesten Zeit vorzüglich

aus. Er lebte zur Zeit als Verfertiger musikalischer Instrumente in Philadelphia; seine Wittwe und Kinder wohnen jetzt in Hermann, im Staate Missouri. Als jene Verräther die Klauen auch nach der schönen Zionskirche ausstreckten, da war Er es vorzüglich, der alle diejenigen unter seinen Volksgenossen, in denen Sinn und Eifer für das Heilige und Ehrwürdige noch nicht völlig erschlafft oder erstorben war, aufmunterte, jedem derartigen unziemlichen Begehren vereinigt entgegenzutreten, und fest zu stehen und nicht zu wanken, und noch zwei andere wackere Deutsche, der Schwertfeger Friedrich Wilhelm Wittmann aus Breslau, und der Kaufmann Lieb aus Stuttgart standen ihm dabei treulich zur Seite. Und als die Abtrünnigen auftraten und keck erklärten: „Unsere Voreltern haben zur Gründung der Zionskirche beigetragen, folglich haben wir ein Recht an dieser Kirche. Wir verstehen aber nicht mehr recht deutsch, und unsere Kinder verstehen es gar nicht und sollen es auch nicht lernen. Ihr müßt also wenigstens gestatten, daß auch ein englischer Prediger an derselben angestellt, und während der Woche einigemal englischer Gottesdienst darin gehalten wird" — da war es Pommer, der ihnen begeistert erwiederte: „Ihr elenden Buben, schämt ihr Euch nicht, das zu sagen? — Euer Recht an der Kirche macht Euch ja Niemand streitig! Aber Eure Voreltern haben sie erbaut, damit in ihr, ihnen und ihren Kindern und Enkeln, des Herrn Wort in der ihnen so theuern Sprache des Vaterlandes verkündigt werde! Und könnten sie das vernehmen, was Ihr jetzt sagt, ihre Gebeine würden sich im Grabe umwenden! — Ei ja! Ihr verlangt sie nicht auf einmal — Ihr wißt wohl, daß man nicht zu hart auftreten muß, wenn man etwas haschen will! — Aber so habt Ihr es immer gemacht — und könnt Ihr wohl meinen, daß wir Euch jetzt Redlichkeit zutrauen sollen? — Nein, aus dem was Ihr wollt, wird nichts! So lange, als ich lebe, soll wo möglich kein Englisch in dieser Kirche gepredigt werden!"

Wie zermalmt standen die Schufte da; doch sie gaben deshalb die Sache noch nicht auf, und suchten ihre vermeintlichen Rechte durch gerichtliche Hilfe geltend zu machen. Aber die drei genannten wackern Kämpfer für die deutsche Sache ruhten nicht eher, bis endlich sogar, gegen die allgemeine Erwartung, durch die Gesetzgebung von Pennsylvanien entschieden wurde: „die Zionskirche in Philadelphia solle auf immer ausschließlich dem Gottesdienste in deutscher Sprache verbleiben." Und seit dieser Zeit hat auch jene Partei alle Versuche, die Deutschen aus den ausschließlich für den Gottesdienst in ihren Sprachen bestimmten Kirchen zu verdrängen, aufgegeben.

Besehenswerth sind in Philadelphia auch die großen, durch Dampfkraft betriebenen Mühlenwerke. — In einer der Mahlmühlen setzt eine Maschine von 80 Pferde Kraft acht Paar Steine in Umtrieb: sie liefert täglich über 50,000 Pfund feines Mehl. — In einer der Steinsägemühlen wird durch die Dampfmaschine eine Gittersäge mit 15 Blättern in Bewegung gesetzt, durch welche ein Marmorblock, wenn er hinreichend stark ist, auf einen Schnitt in 16 Platten zerschnitten werden kann. — Auf einer Holzsägemühle werden durch die Kraft derselben Maschine, welche die Säge in Thätigkeit setzt, auch zu gleicher Zeit die geschnittenen Breter gehobelt und gefugt und die Spunte angezogen, und zwar mit einer bewundernswerthen Schnelligkeit.

Auch die hiesigen Porterbrauereien sind sehenswerth. Alle nöthigen Verrichtungen werden durch Dampfkraft bewirkt. Durch die Maschine wird die Frucht vom Wagen auf die obersten Böden der Gebäude gehoben, dann von dort aus in die Quellbottiche befördert, zur rechten Zeit auf die Malzböden gebracht und gerührt, das gewachsene Malz auf die Darre gebracht und hier ebenfalls das Umwenden bewirkt. Das Malz kommt auf die Schrotmühle, dann das Schrot in den Meischbottich und wird darin gerührt; die Würze gelangt in die Pfanne, wird aus dieser in das Kühlschiff, und zuletzt von diesem in den Keller getrieben; Alles durch die Wirkung der Dampfmaschine, neben welcher die Mitwirkung von nur wenigen Menschenhänden erforderlich ist.

Keine Stadt in den Vereinigten Staaten besitzt so viele öffentliche Plätze wie Philadelphia, und sie dienen ihm allerdings zur großen Zierde. Auf dem Washingtonplatze ist die Reiterstatue dieses großen Mannes aufgestellt.

Einer der merkwürdigsten und zugleich der reichste Bewohner dieser Stadt war der im Jahre 1831 verstorbene Stephan Girard. Er war aus Bordeaux in Frankreich gebürtig. Als ein armer Seemann kam er nach Philadelphia und hielt anfangs eine kleine Branntweinschenke. Er erwarb sich einiges Vermögen, legte einen Kramladen an, ward nach nicht gar langer Zeit ein Großhändler, und endlich einer der reichsten Banquiers in Amerika. Seine Wechsel wurden auf allen Handelsplätzen der Erde gekannt und honorirt. Er hinterließ ein Vermögen von 15 Millionen Dollars, das er durch sein Testament der Stadt Philadelphia zu wohlthätigen Zwecken vermachte. Zwei Millionen Dollars davon bestimmte er ausdrücklich zur Begründung einer

großen literarischen Lehranstalt für 300 männliche Waisen zu Philadelphia. Diese ist auch wirklich unter dem Namen: Girard's College, errichtet worden, aber in einem sehr verjüngten Maaßstabe, und gewiß nicht der Meinung des Legators gemäß. Bis jetzt ist sie in einem sehr bescheidenen Gebäude untergebracht, aber neben diesem hat man einen großen Palast, und zwar im großartigsten, prunkvollsten Style, aufzuführen begonnen. Fast sollte man versucht werden, zu glauben, derselbe sei gleich von vorn herein zu etwas ganz Anderem bestimmt worden, als wozu er, dem Vorgeben nach, nach seiner Vollendung dienen soll, nämlich zur Aufnahme der Lehranstalt. Die legirten Millionen waren nun schändlicher Weise unter untreuer Hand nutzlos vergeudet, das begonnene Prachtbauwerk stand unvollendet da, und Gott allein mag wissen, wenn es, oder ob es jemals vollendet werden wird. Da die Kasse so ziemlich leer war, so ließ man der Schande wegen ein wenig daran herum hämmern, damit es nicht hieß, der Bau bleibe liegen. Die Municipalität von Philadelphia hat schon bei der Gesetzgebung von Pennsylvanien um Bewilligung einer Summe aus dem öffentlichen Schatze des Staats gebettelt, um denselben ausführen oder wenigstens fortsetzen zu können. Allein mit Wenigem ist hier nicht zu helfen, und Viel kann zu diesem Zweck vor der Hand wahrhaftig nicht bewilligt werden, weil sich der Schatz selbst in äußerst kümmerlichen und bedenklichen Umständen befindet. Den Staat Pennsylvanien drückt eine Schuldenlast von mehr als 40 Millionen Dollars, zwei Drittel der jährlichen Zinsen sind in's Ausland zu zahlen, und Niemand weiß genügend zu rathen, wie diese anders aufzubringen sind, als durch Contrahirung neuer Anleihen, vorausgesetzt daß ihm noch Jemand etwas borgen möchte. — Sehr begreiflich, daß man unter solchen Umständen nicht geneigt ist, Gelder zu dergleichen empörenden und dabei nutzlosen Verschwendungen zu bewilligen, oder vielmehr: man kann sie nicht bewilligen. So ist denn nun wohl der Zweck des großmüthigen Girard halb oder ganz verfehlt. Mit mehreren anderen Posten seines reichen Legats mag es nicht viel besser gehen. So war z. B. eine bedeutende Summe für das Stadtwaisenhaus bestimmt. Es wurde in der letzten Bank der Vereinigten Staaten hinterlegt. Als diese nun erklärt hatte: sie fände für gut, ihre Zahlungen einzustellen, fürchtete man mit Recht, daß es bald noch anders kommen möchte. Man ließ die Waisenkinder in Trauerkleidern, unter Begleitung ihrer Lehrer, in feierlicher Procession einen Umzug durch die Stadt halten. Doch welche Thorheit, zu glauben, daß dieß oder irgend etwas der Art einen Eindruck auf die

verknöcherten Herzen, oder die gußeisernen Gewissen der Bankcreaturen machen sollte. Endlich kam das Gefürchtete wirklich; die Anstalt erklärte sich für bankerott, und auch dieser Theil des Girard'schen Vermächtnisses war beinahe gänzlich verloren.

Philadelphia gehört auch zu den wichtigsten Handelsplätzen der Vereinigten Staaten. Obgleich sein directer Seehandel mit dem von New=York und Baltimore nicht zu vergleichen ist, so ist doch sein Speditions= und Zwischenhandel nicht unbeträchtlich. Es giebt hier auch nicht viele und keine zahlreich besetzten Fabrikanstalten; nur die Thätigkeit seiner Buchdruckereien ist außerordentlich, und sein Buchhandel ist der stärkste in der Union. Nicht so groß, wie in den genannten Städten, ist hier die Lebhaftigkeit in den Straßen und das Gewühl der geschäftigen Menge; nur in einigen der Straßen Philadelphia's sieht man etwas Aehnliches. Im Ganzen herrscht hier ein mehr ruhiger Verkehr. Manche Hauptstraßen halten sich ungemein still, denn sie enthalten die Wohnungen reicher Capitalisten, welche ihre Gelder nicht in den Waarenhandel stecken, sondern sich lieber mit Bank= und andern Arten Papierspeculationen, sowie mit dem Kauf und Verkauf von Ländereien in allen Theilen Nordamerika's abgeben, welcher in Amerika einen Handelsgegenstand bildet, mit dem sich auch die vorzüglichsten Capitalisten gern befassen.

Auch in Philadelphia herrschte damals eine allgemeine Lähmung der Gewerbe und überhaupt ein Stocken aller Geschäfte. Ich gab mir alle Mühe und machte jeden erdenklichen Versuch, um irgend eine angemessene Beschäftigung zu finden, und weil ich hier und da immer vertröstet wurde, so hielt ich mich 14 Tage hier auf; doch es war Alles vergeblich. Diese Zeit benutzte ich nebenbei, um die Merk= und Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgegend in Augenschein zu nehmen. Doch ich wurde des Aufenthalts in Philadelphia bald herzlich überdrüssig, und ich wünschte ebenso wenig in dieser wie in irgend einer andern der großen Städte in den Vereinigten Staaten zu leben, wenn ich auch wirklich mein gutes Auskommen dort haben sollte, vielmehr würde ich eine Mittelstadt weit vorziehen. Besonders ein Umstand war mir sehr zuwider, fast möchte ich sagen ekelhaft, und dieser trug viel dazu bei, mir den Aufenthalt in Philadelphia zu verleiden, da es mir nicht möglich war, mich so leicht, wie sich dessen mancher Andere rühmt, daran zu gewöhnen. Es waren dieß

die täglich, so zu sagen regelmäßig ausbrechenden Feuersbrünste, oder wenigstens der täglich mehrere Male vorkommende Feuerlärm.

Befindet man sich vielleicht gerade in angenehmer Gesellschaft, auf einem Spaziergange, oder auch in seinen Geschäften in einem Theile der Stadt, der leicht eine Stunde Weges von dem Quartiere entfernt sein kann, in welchem man wohnt oder sich eben aufhält, so ertönen auf einmal die Sturmglocken, und deren Takt und die Zahl der Schläge zeigt an, in welchem Quartiere der Stadt es brennt. Man sieht in der Ferne eine Rauchsäule aufsteigen und bemerkt mit Schrecken, oder hört, daß das Feuer in dem Quartiere oder in dessen Nähe, oder doch in der Richtung dahin ist, wo man wohnt, und dann ist es doch nicht für Jeden so gar leicht, dabei ganz kaltblütig zu bleiben. Man eilt nun vorwärts, dem Punkte zu, und der Weg führt vielleicht in der Nähe eines Spritzenhauses vorbei. Da sieht man, wie die Feuermänner der zur Spritze gehörigen Compagnie, in ihren Uniformen und Feuerhüten, von allen Seiten herbei gerennt kommen, und mit und zwischen ihnen ein Heer von muthwillig jubelnden und jauchzenden Straßenjungen. Die Spritze nebst dem Schlauchkarren, auf welchem sowohl die Spritzenschläuche als auch die Wasserbringer befindlich sind, wird aus den Remisen gezogen, die Zugleinen werden angehängt, die Feuermänner und Straßenjungen spannen sich bunt durch einander vor, und nun geht es im stärksten Trabe vorwärts. Kommt man in die Nähe eines solchen Zugs, so sei man ja vorsichtig, damit man nicht ohne die geringste Rücksicht und Schonung umgerennt, oder umgestoßen, oder gelegentlich gar überfahren werde. Mit jedem Schritte wächst der Haufe immer mehr und mehr. Die Spritze wird endlich von den Knaben allein gezogen und die Feuermänner laufen nebenher. An der Spitze des Zuges laufen die Anführer, mit Sprachröhren versehen, durch die sie unablässig rufen. Auf der Spritze und dem Schlauchkarren sind kleine Glocken angebracht, die unaufhörlich läuten. Das Gerassel der Räder, das Geschrei der Jungen, das Getön der Glocken, das Brüllen der Sprachröhre, dieß alles zusammen macht einen schrecklichen, betäubenden Lärm. In Philadelphia besteht eben die Einrichtung, deren ich schon bei der Beschreibung von Cincinnati erwähnt habe. An allen Ecken der Quadrate sind Brunnenstöcke, d. h. hohle Säulen von etwa 4 Fuß Höhe aufgestellt, die mit den unter der Erde hinlaufenden Wasserröhren in Verbindung stehen. Kommen nun die Spritzen- und Löschapparate an der Feuerstätte an, so werden die Mündungen der Schläuche an den Oeffnungen der Brunnenstöcke angeschraubt, das Wasser dringt

nun schnell durch sie hin und somit finden sich die Spritzen für den stärksten Verbrauch, ohne Mitwirkung von Menschenhänden, fortwährend hinreichend gefüllt, oder der Wasserstrahl aus den Schläuchen selbst wird unmittelbar auf die Dächer, oder auch in das Innere der Häuser geleitet. Bewunderns- und lobenswerth ist der Muth und Eifer der wackern Feuermänner. Mit Werkzeugen verschiedener Art versehen, klettern sie auf den Dächern der brennenden Gebäude mit unglaublicher Behendigkeit herum, um die Schindeln und das übrige Beschläge des Daches herunterzureißen, und somit dem Feuer das Nahrungsmaterial zu entziehen, oder mit dem Schlauch in der Hand, um den Alles niederschwemmenden Wasserstrahl überallhin sich ergießen zu lassen. Selten, und nur durch das Eintreten und Zusammentreffen außerordentlicher Umstände geschieht es, daß mehr als das Haus, in welchem das Feuer entstand, von demselben zerstört wird.

Die tägliche Wiederholung dieses gräulichen Schauspiels wurde mir aber doch bald unerträglich; am widerlichsten aber kam mir dessen Aufführung des Nachts vor. Ganz in der Nähe des Gasthauses, in welchem ich logirte, stand ein Spritzenhaus. Während der ganzen Zeit, die ich damals in Philadelphia verweilte, gab es, die Vorfälle am Tage abgerechnet, eine Nacht wie die andere Feuerlärm, und zwar gewöhnlich um die Mitternachtsstunde. Die Sturmglocke ertönte, die Feuermänner kamen herbeigerannt, das Gebrüll der Sprachröhre erscholl grausenhaft, und auch um diese Zeit fehlte es nie an Gassenbuben und Herumstreichern, die den Höllenlärm nach Kräften vermehren halfen. Mehrere Male war es nur blinder Lärm: einige Buben hatten sich den Spaß gemacht, Feuer! Feuer! zu schreien. Die Feuercompagnieen rücken dann aus, jagen mit den Spritzen eine Weile auf den Straßen herum, pochen dann den Wirth einer Spelunke heraus, thun sich nach ihrer Weise etwas zu Gute, und endlich wenn sie genug haben, bringen sie ihre Löschmaschinen unter Wolfsgeheul und Bärengebrüll wieder an ihre Plätze. Und ein Glück, wenn es so abgeht! Immer herrscht zwischen Einigen der Feuercompagnieen Zwist und Feindschaft. Oft gerathen sie bei solch' einer Gelegenheit an einander: das anfängliche Schimpfen und Toben artet dann manchmal in die gräulichsten Thätlichkeiten aus. Bisweilen fordert eine Compagnie die Andere förmlich heraus. Ein blinder Feuerlärm wird veranstaltet, die Compagnieen treffen sich auf dem bestimmten Platze, ein förmliches Treffen wird geliefert. Es beginnt eine Kanonade mit Bausteinen, und dann eine Attaque mit Knüppeln; auch Messer und Dolche kommen dann und wann in An-

wendung. Menschen blieben schon dabei auf dem Platze todt; Mehrere wurden oft schwer verletzt hinweggetragen. Die Diener der Polizei aber, die Wächter des Gesetzes, die Väter der Stadt, und die „guten Bürger" schlafen, oder lassen sich sonst nicht sehen. Die Eisenfresser dagegen balgen sich, so lange sie Lust haben und der in die Gurgel gefüllte Geist ihnen Muth verleiht, zur Belustigung der jauchzenden Gassenbuben und des hohen und niedern Pöbels. Schon ist es geschehen, daß außer dabei vorgekommenem Mord und Todtschlag auch die prächtigen und kostbaren Löschmaschinen mit teuflischem Muthwillen zerstört wurden, ohne daß die Thäter gebührend bestraft, oder auch nur deshalb genaue und gründliche Untersuchungen angestellt worden wären.

Die häufigen Feuersbrünste in Philadelphia und andern großen Städten Amerika's entstehen theils in Folge der fehlerhaften Bauart, des Leichtsinns und der Nachlässigkeit; theils aber möchte wohl auch in dem Speculationsgeiste der Amerikaner ihr Grund zu suchen sein. Ihre Häuser und Magazine sind oft in mehreren Anstalten hoch versichert. Mancher sonst fromme Amerikaner wird sich eben nicht lange bedenken, sie mit eigner Hand anzuzünden, wenn er nur weiß, daß er dabei gewinnen kann. Selten ist zu fürchten, daß das Feuer weiter greift als es soll; er thut also bloß der Versicherungsanstalt einigen Schaden: indessen er beruhigt sich damit, daß er ja auch schon manchen Dollar in ihre Kasse steuerte. Den Feuermännern und Gassenjungen macht er ein Jubelfest, und Niemanden versetzt er dadurch in sonderlichen Schrecken. Er macht sich also auch kein Gewissen daraus, sich dieses, wie er glaubt so unschuldigen Mittels zu bedienen, um sich aufzuhelfen und seine Wohlfahrt zu befördern. Vielleicht hat ein altes hölzernes Haus eine sehr vortheilhafte Lage; die leere Stelle wäre wahrscheinlich Tausende werth, während das Haus weder eine bequeme Wohnung gewährt, noch sonderliche Zinsen abwirft, und dennoch ist es hoch versichert. Der Besitzer macht sich also kein großes Bedenken darüber, es hinwegzufeuern; die Stelle wird dadurch auf einmal geräumt, er erspart die Kosten des Niederreißens und erhält noch obendrein die Summe des versicherten Werthes ausgezahlt.

Nachdem ich endlich wohl einsah, daß ein längeres Bleiben in Philadelphia mir doch nichts nützen konnte, schickte ich mich an, dasselbe, sowie überhaupt Amerika, zu verlassen. Erfordert der Entschluß zur Auswanderung nach Amerika reifliche Ueberlegung, so erheischt sie der Entschluß zur Rückkehr nicht minder. Ich kam jetzt auf den Ge-

danken, zuvörderst noch einige in Northampton=County, ungefähr 60 Meilen von Philadelphia lebende Landsleute und Bekannte zu besuchen. Zugleich aber regte sich in mir auch eine Art Hoffnung, vielleicht in Easton (spr. Ihstton) oder sonst irgendwo in dortiger Gegend noch ein Unterkommen zu finden. Anstatt daß ich zuvor beschlossen hatte, mein Gepäck einstweilen in Philadelphia zu lassen, kam ich jetzt auf den Gedanken, es mit mir zu nehmen, es komme nun wie es wolle. Ich schickte es also mit einem Canalboote nach Easton, mit der Weisung, dasselbe in einem dortigen Waarenmagazin einzustellen, bis ich es selbst abfordern würde.

Es war in der ersten Hälfte des Monats Mai 1838, als ich mit der Post nach Nazareth abging, einem netten Städtchen in Northampton=County, das vor ungefähr hundert Jahren von aus Sachsen ausgewanderten Zugehörigen der Herrnhuter Brüdergemeine gegründet wurde.

Am folgenden Tage begab ich mich nach dem nahegelegenen Christiansbrunn, ebenfalls einer vormaligen Niederlassung der Herrnhuter, wo einer meiner Landsleute, Hr. J. G. Herbst aus Meuselwitz, als Schullehrer lebte, der bereits im Jahre 1819 nach Amerika gegangen war. Ich ward sehr freundlich und gefällig von ihm aufgenommen. Gegen meine ausgesprochene Absicht, nach Deutschland zurückzukehren, machte er einige Einwendungen, die sich auch gewissermaaßen auf gute Gründe stützten. Wenigstens rieth er mir, mich damit ja nicht zu übereilen, sondern vor der Hand einige Zeit bei ihm zu bleiben; vielleicht werde sich dann irgend etwas finden, was mir meinen Unterhalt gewähren könne. Hierbei warf er zugleich den Gedanken hin, daß ich künftigen Herbst, wenn die Schullehrer für die verschiedenen Bezirke des Townships angenommen würden, mich ebenfalls dazu melden könne; er zweifle gar nicht, daß ich als solcher eine Anstellung für den nächsten Winter finden würde. Ich entgegnete ihm, daß ich an meiner Fähigkeit für einen solchen Posten mit Recht zweifle, indem in dortigen Gegenden ja überall gefordert werde, zugleich in englischer und deutscher Sprache Unterricht zu geben. Ich fühlte aber wohl, daß meine Kenntniß des Englischen dazu auf jeden Fall nicht ausreichend sei, und glaubte auch gar nicht, jemals so weit kommen zu können, daß ich geläufig Englisch sprechen lernte. Er erwiederte hierauf, wegen der Schule selbst sei dieß auch gar nicht nöthig, da in der dasigen Gegend die deutsche Sprache durchgehends die herrschende sei, und die Kinder, welche die Schulen besuchten, ausschließlich an das Deutsche gewöhnt wären; wohl aber sei es dessen=

ungeachtet sehr gut, wenn ich es lernen könnte. In der Schule beschränke sich jedoch Alles darauf, daß die Kinder in beiden Sprachen lesen und schreiben und außerdem etwas rechnen lernten.

Da der Gedanke, in Amerika noch als Schullehrer aufzutreten, mir eben nicht gerade ganz fremd geblieben war, so ging ich auf den Vorschlag ein, und beschloß also für's erste noch zu bleiben und den Versuch wirklich zu machen. Die Vorsteher der Herrnhuter Gemeine zu Nazareth hatten ein derselben zugehöriges Haus in Christiansbrunn, das eben nicht benutzt wurde, dem umliegenden Bezirke auf unbestimmte Zeit zum Schulhause überlassen. In diesem Hause hielt Hr. Herbst Schule und hatte zugleich freie Wohnung darin; ein Vortheil, dessen sich nicht viele Schullehrer in den Vereinigten Staaten zu erfreuen haben. Wenn auch mit dem Ende des Monats März die eigentliche öffentliche Winterschule aufhörte, so gab es doch in diesem Bezirke Leute, die ihre Kinder auch während des Sommers wenigstens einige Monate gegen Extrabezahlung in die Schule schickten. Diese Schule galt also gewissermaaßen als eine beständige, und ich hatte somit Gelegenheit, während meines Aufenthalts bei Hrn. Herbst, das amerikanische Volksschulwesen praktisch kennen und auch zugleich in etwas ausüben zu lernen. — Im October wurden die Schullehrer angenommen. Sieben Stellen waren zu besetzen und mehr als 20 Candidaten meldeten sich dazu. Die besten und einträglichsten Stellen kamen natürlich an Solche, die schon mit den Directoren in Bekanntschaft und Verbindung standen. Mir als einem Unbekannten wurde zuletzt eine solche zu Theil, bei welcher es gerade nur möglich war, das Leben hinzubringen *).

Als zu Anfange des Frühjahrs die öffentlichen Schulen wieder aufhörten, war ich zu der Einsicht gekommen — die mir auch alle meine Bekannten bestätigten — daß durchaus nicht mit einiger Sicherheit darauf zu rechnen sei, sich in dasiger Gegend mit Schulehalten ernähren zu können. Wäre ich länger dageblieben, so wäre mir für den nächsten Winter eine bessere Stelle gewiß genug gewesen, allein was sollte ich den Sommer hindurch anfangen? — Ich wünschte in dem nahen Easton in einer der dortigen Eisengießereien und Maschinenfabriken unterzukommen, aber es herrschte damals in denselben auch ein allgemeines Stocken und die Werke standen mehrentheils still. — Der Gedanke zur Rückkehr nach Deutschland tauchte auf's Neue in mir auf. Indessen ich wußte, daß mein Schwager Kröber sich nunmehr

*) Ueber das Schulwesen in den Vereinigten Staaten siehe die frühere Schrift des Verfs. S. 139 ff.

in der neuen Stadt Hermann in Missouri befand, ich hatte auch noch mehrere nahe Verwandte und Bekannte in jenem Staate, und so wünschte ich, ehe ich Amerika verließ, zuvor noch eine Reise dorthin zu machen, jedoch auch mit dem heimlichen Vorsatz, im Fall ich es einigermaaßen gerathen finden sollte, auch dort noch einen Versuch zu angemessener Erwerbung meines Unterhalts zu machen.

Northampton-County in Pennsylvanien ist eine schöne, fruchtbare, gut angebaute Landschaft. Die Hauptstadt Easton, am Einflusse der Lecha in den Delaware, ist eine schöne, blühende Stadt, mit einer Brücke über den Delaware und einer über die Lehigh oder Lecha. In das am Zusammenfluß sich bildende Becken münden auch drei Canäle, nämlich der aus der pennsylvanischen Kohlenregion kommende Lecha-, der nach Newark führende Morris-, und der nach Bristol führende Pennsylvaniacanal. Easton hat über 400 Häuser und gegen 5000 Einwohner, und enthält 6 Kirchen, darunter eine sehr schöne deutsch-protestantische, ein Courthaus, das berühmte Lafayette-Collegium, eine Akademie und zwei Banken. — Bethlehem in derselben County ist der Hauptort der evangelischen Brüdergemeine in den Vereinigten Staaten, und der Sitz ihres Bischofs, an der Lecha gelegen. Es hat eine vorzüglich schöne Kirche, ein großes Schwesternhaus der Gemeine und eine weibliche Erziehungsanstalt. — Nazareth liegt 10 Meilen von demselben; es hat ein aus allen Theilen der Vereinigten Staaten stark besuchtes Collegium. Diese beiden letzten Orte zeichnen sich durch den reinen deutschen Dialekt aus, der hier gesprochen wird, und der sehr wenig von dem ursprünglichen Obersächsischen verloren hat. Ueberhaupt wird auch in der ganzen Umgegend ein ziemlich gutes Deutsch gesprochen; es ist die herrschende Sprache und man findet hier Tausende, die kaum ein paar Worte Englisch verstehen oder sprechen können.

Fast die ganze zwischen Bethlehem und Nazareth liegende Fläche wurde von den Herrnhutern angebaut. Sie legten, besonders zu der Zeit, als der Graf von Zinzendorf sich selbst in Amerika befand, viele große Landgüter an, die den alten sächsischen Rittergütern sehr gleichen, und die sie anfangs eine lange Zeit selbst bebauten und bewirthschafteten; später aber wurden sie verpachtet. Zwei Solche stehen auch in Christiansbrunn, mit großen Scheunen, die sich durch ihre hohen, scharfen Dächer auszeichnen, die, was man sonst in den Unionsstaaten nicht sieht, mit platten Dachziegeln gedeckt und mit steinernen Giebeln versehen sind, ganz sowie man das in Sachsen zu sehen gewohnt ist. In neuester Zeit sind viele dieser Güter von der Ge-

meinde verkauft worden, wahrscheinlich weil das daraus zu lösende Geld mehr Zinsen trägt, als der Pachtzins und die theilweise statt dessen zu liefernden Producte ausmachen.

Mir gefiel es in dieser Gegend sehr wohl, und dazu mochten wohl die angenehmen Bekanntschaften, die ich hier zu machen Gelegenheit hatte, nicht wenig beitragen. Ungefähr 2 Meilen von Christiansbrunn wohnte Hr. Daniel Fallou, der in Berlin unter der französischen Gemeinde geboren und vor seiner Auswanderung als Kaufmann in Hamburg etablirt war, und jetzt hier eine eben nicht große, aber nette Farm besitzt. Er war ein alter redlicher, dabei gebildeter Deutscher, und sein Haus wurde von allen in der Umgegend lebenden, oder sich auch nur auf längere oder kürzere Zeit hier aufhaltenden eingewanderten Deutschen aus den gebildeten Classen viel und gern besucht. Ich verlebte einige ganze Monate meines Hierseins in diesem Hause, lernte hier Hrn. Dr. Wesselhöft, den Director der homöopathischen Akademie zu Allentown, Hrn. Dr. Flotho in Bath u. m. A. kennen, und erinnere mich noch dankbar mancher frohen Stunde, die ich in demselben verlebte.

IX.

Reise von Christiansbrunn über Reading nach Pittsburg, von da nach St. Louis und weiter nach Hermann. — Der Ohiofluß. — Louisville. — St. Louis, seine Merkwürdigkeiten und Umgebungen. Große Wüste um diese Stadt bei fruchtbarem Boden; Ursachen dieses auffallenden Factums. — Die amerikanische Pelzhandlungs-Compagnie. — Die Indianerhügel. — Fahrt auf dem Mississippi und Missouri nach Hermann. — Das Land der deutschen Ansiedelungsgesellschaft in Gasconade-County; die neue Stadt Hermann und besonders deren Lage und Umgebung. — Besuch bei mehreren speciellen Landsleuten (Altenburgern) in St. Charles-County, sowie im Staate Illinois. — Harter Stand der neuen Ansiedler. — Zustand einiger neueingewanderten deutschen Familien, namentlich bei Krankheits- und andern Unfällen. — Eigner Landankauf und Ansiedelung. — Blockhausbau. — Wiederverkauf des Platzes. — Aufenthalt in der Gegend von Mount-Pleasant. — Endlicher fester Beschluß zur Rückkehr nach Deutschland; Anstalten und Vorbereitungen zu dessen Ausführung.

Endlich war also mein Vorsatz, noch eine Reise nach den neuen Westländern der Vereinigten Staaten zu machen, zur Reife gediehen. Ich machte die nöthigen Zurüstungen und trat sie zu Anfange des Monats Mai 1839 wirklich an, und zwar in Gesellschaft einer deutsch-pennsylvanischen Familie, die bisher in dem 6 Meilen von Bethlehem gelegenen Städtchen Neuburg wohnte und nun nach dem nördlichen

Ohio zu ziehen im Begriff stand. Wir gingen mit Fuhrwerk nach Reading, von dort ab auf dem Unioncanal nach Middletown, wo derselbe sich mit der östlichen Abtheilung des großen Pennsylvaniacanals vereinigt und nun auf diesem bis Holydaysburg. Von hier fuhren wir auf der Portageeisenbahn über das Alleghanygebirge nach Johnstown, und dann auf dem West-Pennsylvaniacanal nach Pittsburg.

Die mit mir angekommene Familie ging nun von Pittsburg aus zu Lande nach dem Ziele ihrer Reise ab. Ich selbst begab mich, nach einem Aufenthalte von etlichen Tagen, auf das schöne zur Abfahrt nach St. Louis bereitliegende Dampfboot Delphin, um mit ihm die Reise dahin zu machen. Zwei brave deutsch-pennsylvanische, sowie auch zwei sehr ehrenwerthe englisch-amerikanische Familien fanden sich noch in dessen Zwischendeck ein, die ebenfalls nach den neuen Westländern der Union zu ziehen beabsichtigten. Unter ihrer Gesellschaft wurde mir diese Reise die angenehmste, die ich in Amerika machte, obgleich uns der Unfall begegnete, daß wir 18 Meilen unterhalb Pittsburg auf eine Sandbank geriethen und, trotz der größten Anstrengungen zum Abkommen von derselben, dennoch fünf Tage mitten im Flusse festsaßen, bis uns endlich ein schnelles und starkes Steigen des Wassers die wirksamste Hilfe gewährte.

Während unsrer ganzen Reise bis St. Louis hatten wir fast immer schöne Witterung, und bei solcher ist es doppelt angenehm, auf den sanften Fluthen des Ohio hinabzugleiten, den die Franzosen nicht mit Unrecht „den schönen Fluß" nannten. Seine Länge von Pittsburg an bis zu seinem Einflusse in den Mississippi beträgt 1200 Meilen; seine Breite wechselt von 1500 bis zu 5000 Fuß. Sein Wasserstand ist sehr verschieden; der Unterschied zwischen dem Niedrigsten und Höchsten beträgt bisweilen über 60 Fuß. Die Ufer bestehen streckenweis aus Felsenrändern und sind überhaupt durchgehends ziemlich fest. Sein Flußthal ist durch mäßig hohe, mit Holzwuchs bedeckte Bergreihen eingeschlossen, die zuweilen sein Bette einschließen, zuweilen etwas zurücktreten. Sein Wasser ist meistens hell und klar, sein Lauf mit wenigen Ausnahmen ruhig, und die Schifffahrt auf demselben, wenn der Wasserstand nicht zu niedrig ist, ziemlich sicher. An seiner rechten Seite liegen, nachdem er Pennsylvanien verlassen hat, die Staaten Ohio, Indiana und Illinois, an der Linken aber Virginien und Kentucky. Sein rechtes Ufer, obgleich erst vor einem halben Jahrhundert die Civilisation und Cultur dasselbe berührte, ist mit aufblühenden Städten und Ansiedelungen bedeckt, und üppige Felder und Wiesen und prangende Obstpflanzungen ergötzen das Auge

des auf dem Flusse hinab Fahrenden. Das Linke, von Natur nicht minder schön, wenn nicht hier und da noch schöner, und auch weit längere Zeit im Anbau, erscheint dagegen weit weniger ansprechend. Nur wenige Städte von einiger Bedeutung liegen an demselben und nur dann und wann erblickt man eine große Farm von einer Menge elender Hütten für die Negersklaven umgeben. Der auffallende Unterschied entgeht Niemandem; und was ist dessen Ursache? — Auf dem rechten Ufer herrscht bloß freie Betriebsamkeit, auf dem Linken hingegen lastet der Fluch der Sklaverei!

Es wurde auf der ganzen Fahrt wenig angehalten; nur bei Cincinnati, wo Waaren eingenommen wurden, verweilten wir einige Stunden, und bei Louisville blieben wir einen ganzen Tag liegen. — Louisville ist die größte Stadt im Staate Kentucky. Es liegt am linken Ufer des Ohio, gerade den berüchtigten Stromschnellen desselben gegenüber, 140 Meilen unterhalb Cincinnati. Der Fluß reißt sich nämlich hier, bei einer Breite von 5000 Fuß, zwischen Sandbänken und Felsenklippen, indem er zugleich bedeutend fällt, mit einem brausenden Getöse hindurch, wodurch sonst bei niedrigem Wasserstande die Schifffahrt sehr gefährdet wurde. Deshalb ward mit einem Aufwande von 500,000 Dollars auf dem linken Ufer ein Canal an den Fällen vorbeigeführt, der am untern Theile der Stadt in einer kleinen Bucht anfängt und ungefähr 2 Meilen lang und tief und breit genug ist, um von großen Dampfschiffen passirt zu werden. Durch 3 Schleusen wird ein Fall von 25 Fuß bewirkt und dadurch der gleiche Stand mit dem Wasserspiegel unterhalb der Fälle hergestellt. — Louisville ist jetzt eine wichtige und blühende Handelsstadt. Es ist sehr regelmäßig angelegt, mit breiten, gutgepflasterten Straßen und vielen großen und schönen Häusern, und wird von mehr als 20,000 Menschen bewohnt. Es enthält 10 Kirchen, 1 Courthaus, 3 Banken, viele große Waarenmagazine und mehrere prächtige Gasthäuser.

Louisville gegenüber, auf dem rechten Ufer des Ohio, im Staate Indiana, liegt die Stadt Jeffersonville, in welcher sich das Staatsgefängniß befindet, mit etwa 1000 Einwohnern. Ungefähr 5 Meilen weiter abwärts liegt New-Albany, eine der beträchtlichsten Städte im Staate Indiana, mit 7000 Einwohnern.

Unterhalb der Einmündung des Tenneseeflusses in den Ohio gewinnt dieser eine bedeutende Breite, die auch bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Mississippi immer mehr zunimmt. Die beiderseitigen Ufer liegen da ziemlich flach und werden bei hohem Wasser an manchen Stellen leicht überschwemmt. Auf der Landspitze in der Gabel der

beiden Flüsse hat man eine neue Stadt zu erbauen angefangen, die den Namen Cairo führen soll; allein sie scheint nicht so schnell zunehmen zu wollen, wie man das an manchem andern neuen Platze in Amerika erlebt hat. Für eine Handelsstadt könnte es wohl nicht leicht eine bessere Lage im Binnenlande geben, und käme sie wirklich empor, so möchte sie einst eine wichtige Nebenbuhlerin für St. Louis abgeben. Man hält aber die Lage für sehr ungesund, und der Platz soll auch Ueberschwemmungen ausgesetzt sein. Uebrigens bietet die Vereinigung dieser beiden Flüsse eben kein reizendes Schauspiel dar, denn eine große breite Wasserfläche, bei flachen Ufern, auf denen keine Umgebungen sonderlich bemerkbar hervortreten, kann nicht viel Anziehendes gewähren.

Ist endlich das Fahrzeug um die Landspitze herumgebogen, so erscheint Alles ganz anders. Anstatt des hellen, klaren Wassers des ruhig daherfließenden Ohio, sieht man sich jetzt von dem dicken, grau-gelben Lehmwasser des Mississippistroms umfluthet, dessen reißende Wogen mit einem eigenthümlichen rauschenden Getöse dem Boote entgegenrollen. Mit aller Anstrengung hat es gegen sie zu kämpfen, um die Stunde 5 Meilen zu machen, während es bisher, den Ohio herab, 15 Meilen in derselben Zeit zurücklegte. Die Uferlandschaften zeigen wohl hier und da schöne Punkte, doch das Auge ist durch den gewohnten Anblick der herrlichen Ohiogestade zu sehr verwöhnt, als daß es diese Punkte auch für schön finden sollte.

Endlich war auch die 180 Meilen lange Strecke des Mississippi, von der Einmündung des Ohio an bis St. Louis, zurückgelegt, und wir kamen nach einer siebentägigen Fahrt, von der Stelle unseres Festsitzens unterhalb Pittsburg, am dasigen Landungsplatze an.

Die Stadt St. Louis liegt auf dem rechten Ufer des Mississippi, 20 Meilen unterhalb des Zusammenflusses des Missouristroms mit dem erstgenannten Flusse, 1250 Meilen oberhalb New-Orleans, 550 Meilen zu Wasser und 265 Meilen zu Lande von Louisville. Der Fluß ist hier gegen 6000 Fuß breit. Die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer wird an zwei Stellen durch Dampffähren unterhalten, und zwar dergestalt, daß an jeder Ueberfahrtsstelle zwei Fähren im Gange sind, welche immer Beide, zu gleicher Zeit von den Landungsplätzen abstoßend und sich in der Mitte begegnend, von einem Ufer zum andern überfahren. — St. Louis ist die größte und wichtigste Stadt im Staate Missouri, und ist sehr regelmäßig angelegt. Die Hauptstraßen laufen mit dem Flusse parallel, und werden von den Querstraßen in richtigen Winkeln durchkreuzt; nur Schade, daß die

älteren Straßen etwas zu enge sind. Die Straßen sind in der Mitte chaussirt; die Seitenpfade sind gepflastert. Die Stadt enthält zehn Kirchen, ein County-Courthaus, ein Collegium, eine Akademie, ein Museum, ein Nonnenkloster, ein Hospital, ein Theater, vier Banken, ein Waisenhaus, und außerdem gegen 2000 Wohnhäuser, unter denen es viele schöne Gebäude giebt. Sie zählt jetzt (1844) über 37,000 Einwohner, wovon mehr als die Hälfte Deutsche sind und die Meisten sich vom Handel und der Schifffahrt nähren. Es ist eine der wichtigsten Handelsstädte im westlichen Binnenlande, und dazu hat es auch eine ungemein vortheilhafte Lage: es ist das große Waarenmagazin für die Staaten Illinois und Missouri und die noch über dieselben westlich hinaus liegenden Landschaften, sowie zu gleicher Zeit der große Stapel- und Versendungsplatz ihrer Landesproducte. Daher sind auch seine Hauptstraßen mit reichgefüllten Waarenlagern und wohlversehenen Kaufmannsläden durchgängig besetzt, und der Fluß ist fortwährend mit Dampfbooten und andern Fahrzeugen bedeckt, die von allen Seiten her ankommen oder abgehen, oder im Ein- und Ausladen begriffen sind.

Unter die Merkwürdigkeiten von St. Louis ist auch das große Depot der „amerikanischen Pelzhandlungs-Compagnie" zu rechnen, wo man viele Tausende von Thierhäuten, nämlich von Bison's oder amerikanischen Büffeln (buffalo's), Hirschen rc. aufgeschichtet sehen kann, die auf den großen Strömen aus den nordwestlichen Regionen herabgebracht werden. Die Compagnie hat gegenwärtig gegen 1000 Mann als Jäger, Gehilfen rc. in ihrem Dienste. Ihr Hauptposten ist an der Einmündung des Yellow-Stoneflusses (Gelbsteinflusses) in den Missouri, 1800 Meilen oberhalb St. Louis. — Vor einigen Jahren kehrte in der Mitte des Sommers das der Compagnie gehörende Dampfboot „Yellow-Stone" zurück. Es hatte wegen des zu niedrigen Wasserstandes den Hauptposten nicht erreichen können und war nur 1400 Meilen den Fluß hinauf gekommen. Dessenungeachtet brachte es eine große Menge Häute und ungefähr 9000 geräucherte und sehr gut erhaltene Büffelzungen mit sich, woraus sich abnehmen läßt, welch eine schreckliche Niederlage jährlich unter diesem herrlichen Thiergeschlecht, bloß ihrer Häute und Zungen wegen, angerichtet wird. — Im Jahr 1835 war der Wasserstand so gut, daß die kleinen Dampfboote der Compagnie noch 2000 Meilen über den Mündungspunkt des Yellow-Stone hinauf gehen konnten. — Der Chef des in St. Louis etablirten Departements der amerikanischen Pelzcompagnie ist Mr. Choteau, von französischer Abkunft. Das Hauptetablissement ist in New-York, und wurde durch

den berühmten Jacob Astor in New-York gegründet. Mackinaw ist der Centralpunkt für die Geschäfte des nördlichen, sowie St. Louis für die des westlichen Departements.

Das Flußthal ist in der Nähe von St. Louis auf beiden Ufern sehr breit und die Bluffs erscheinen erst in ziemlicher Entfernung. Auf der linken Seite ist es sehr flach, doch wird es nicht leicht überschwemmt. Das Westliche hingegen erhebt sich, sanft ansteigend, zu einer Höhe von 60 Fuß und breitet sich dann in eine wallende Fläche aus. Obgleich deren Oberfläche aus gutem Boden besteht, so sieht es doch um die ganze Westseite der Stadt herum äußerst öde aus. Ist man über die letzten Häuser hinaus, so erscheint die ganze Gegend wie eine Wildniß. Die Bäume der Waldungen wurden nämlich gleich in den ersten Jahren der Ansiedlung, wie das in Amerika gewöhnlich ist, rücksichtslos verwüstet, aber das niedrige Buschwerk blieb stehen. Dieses ward nun in jedem Winter von dem hungrigen Vieh abgefressen, und so erscheint jetzt die ganze baumlose Fläche mit elendem niedrigen Gestrüpp bedeckt, und gewährt einen widerlichen Anblick.

Alle diese in der unmittelbaren Nähe der Stadt liegenden Ländereien gehören meistens alten Familien von französischer und spanischer Abkunft, oder deren Erbnehmern an, und sind mehrentheils Geschenke und Verleihungen der vorigen Regierungen. Ihre Besitzer waren oder sind jetzt noch große Handelsleute und Speculanten. So lange die Stadt St. Louis nur allmälig aufglimmte, hatten diese Ländereien natürlich keinen Werth, und eben weil die wenigen Dollars, die die Besitzer dafür bekommen konnten, in ihren Augen keinen Werth hatten, waren sie nicht geneigt, dieselben für einen solchen Spottpreis hinzugeben. Erst seit 20 Jahren ist die Stadt mit bewundernswürdiger Schnelligkeit angewachsen. Kein Preis, der den Besitzern nun nach dem Eintreten dieser Periode geboten wurde, war ihnen hoch genug; ihre Forderungen wurden täglich überspannter. Nun trat aber die durchgängige Stockung aller Geschäfte, die furchtbare Erschütterung des Credit- und Bankwesens und die allgemeine Handelskrisis ein. Wollten sie es jetzt verkaufen, so ward ihnen wieder nicht der dritte Theil von dem geboten, was sie vor einigen Jahren dafür hätten haben können. Verpachten ließ es sich auch nicht, ja Niemand übernahm es umsonst, wenn er es einzäunen sollte, denn dieß ist in der Nähe von St. Louis, wo der Holzmangel schon so fühlbar ist, keine leichte Sache. Gewöhnlich werden in Amerika Ländereien nur auf ein Jahr an Pächter überlassen; allein selbst ein mehrjährigrr Gebrauch könnte den Uebernehmer solcher Grundstücke, von denen hier die Rede ist, nicht für die Einzäunung

entschädigen, geschweige denn daß er noch Pachtzins zahlen sollte. Der Eigenthümer mag auch nichts daran wenden, eben weil er nicht darauf rechnen kann, daß es genügende Zinsen trägt, und so bleibt denn diese Lüneburger Haide der neuen Welt liegen, wie sie liegt. Aber so etwas zu sehen, in der Nähe einer regungsvollen, für reich geltenden Handelsstadt, in welcher Häuser= und Einwohnerzahl in neuester Zeit in fast unglaublicher Schnelle stiegen, und in deren Umgegend der Acker eingezäuntes und cultivirtes Land schon zu 300—400 Dollars verkauft wurde — dieß setzt den Beobachter, vorzüglich aber den Neuling in Amerika, in der That in Erstaunen. — Kurz, es ist einer der großen Widersprüche, auf die man in Amerika immer und überall stößt: es sind eben amerikanische Zustände.

Auf dem Platze, wo jetzt St. Louis steht, wurde schon nach der Mitte des 17. Jahrhunderts von den Franzosen ein kleines Fort errichtet, das einem militärischen Posten zum Haltpunkte diente. Im Jahre 1764 ward die erste Anlage zur jetzigen Stadt von dem französischen Handelshause La Clade, Maxan und Comp. gemacht, doch blieb es lange Zeit ein bloßer Handelsposten. Erst seitdem Louisiana an die Vereinigten Staaten kam, wurde es nach und nach angebaut. Im Jahre 1810 hatte die Stadt etwa 1600 Einwohner; 1835 zählte sie deren 8000; 1840 betrug ihre Zahl gegen 17,000, und gegenwärtig über 37,000. — Die noch von der ersten Anlage herrührenden, von den Franzosen erbauten Häuser, unterscheiden sich in der Bauart sehr von den in neuerer Zeit aufgeführten Häusern der Amerikaner.

Ueberblickt man die jenseits des Mississippi, St. Louis gegenüber liegende Fläche, so nehmen eine Menge aufgethürmter kegelförmiger Hügel die Aufmerksamkeit in Anspruch, die man hier Erdkegel, oder auch Indianerhügel, in Englisch aber mounds (spr. Maunds) nennt, und die allgemein für Indianergräber gehalten werden. Sie gleichen denen, die in Europa, z. B. hie und da in den Rheinländern, sowie in Rußland in den Wolgalandschaften gefunden werden; denn hier wie dort werden in denselben Schwerter, Aexte, Töpfergeschirre und auch menschliche Gebeine gefunden. Die Meisten sind rund, doch sind auch einige derselben eckig oder pyramidenförmig; ihre Höhe beträgt von 50 bis 150 Fuß. Der Stadt St. Louis schräg gegenüber, am Cahokiaflusse, stehen deren mehr als hundert in zwei Gruppen; überhaupt finden sich hier überall, wo man in den Boden eindringt, menschliche Gebeine. Etwas weiter aufwärts, etwa 3000 Fuß vom Ufer, steht die obere Gruppe derselben, die in der Ferne wie unge=

heure Heuschober erscheinen. Es sind einige darunter, auf deren Gipfel mehr als hundert Personen stehen könnten. Die größte derselben, in Pyramidenform, steht ganz dicht am Cahokia. Sie ist nahe an 100 Fuß hoch und hat am Boden gegen 3000 Fuß im Umfange. In ihrer Nähe haben sich vor etwa 20 Jahren Trappisten angesiedelt, und diese haben sogar eine Seite derselben zu Gartenanlagen benutzt.

Auch auf dem rechten Ufer des Mississippi, ganz nahe an der Stadt, giebt es solche Grabhügel. Auch findet sich hier eine Anlage aus der Vorzeit, welche jetzt Fallen-garden, (auszuspr. Fahln Gahrden — gesunkener Garten) genannt wird, und wie man glaubt, zu indianischen Volksversammlungen gedient hat.

Ich hielt mich für jetzt in St. Louis nicht lange auf, denn ich war begierig, den auserwählten Platz der deutschen Ansiedlungsgesellschaft und die neugegründete Stadt Hermann zu sehen. Ich begab mich also auf ein für den Missourifluß bestimmtes Dampfboot und fuhr mit demselben ab. — Bis an den Punkt, wo der an Wasser weit stärkere Missouri mit dem Mississippi zusammenfließt, sind 20 Meilen. Jeder der beiden mächtigen Ströme ist oberhalb der Vereinigung über 4000 Fuß und gerade unterhalb derselben ist die ungeheure Wasserfläche gegen 8000 Fuß breit, doch nach einer nicht gar langen Strecke verengert sich das Flußbette wieder auf 5000 Fuß. Befindet man sich vor der Landspitze, welche die beiden Flüsse noch getrennt hält, so sieht man, wie das helle grüne Wasser des Mississippi ziemlich ruhig einherfließt, während die gelbgrauen Gewässer des Missouri sich mit Ungestüm daherwälzen. Sowie sie die grünliche Fluth des Ersteren berühren, sondern sich überall Partikeln von der dicken, lehmigen Masse des Letzteren ab, die zu Hunderten, soweit das Auge reicht, in der grünen Fluth herumwirbeln. Doch bald gewinnen die dicken, lehmigen Fluthen die Oberhand; der ganze Strom nimmt nun ihren Charakter an und behält ihn bis an's Meer. Gegen Norden, in einer Entfernung von 2 Meilen über die Wasserfläche hin, erblickt man auf dem östlichen Ufer des Mississippi, ziemlich hochliegend und sich sehr vortheilhaft darstellend, die Stadt Alton im Staate Illinois mit 300 Häusern, und eine Meile weiter zurück und noch bedeutend höher liegend, sodaß sie über die Erstere hervorragt, Upper-Alton mit 160 Häusern.

Weiter aufwärts zeigen sich an den Missouriufern wohl hier und da schöne Ansichten, doch sind diese Ufer mit den schönen Gestaden des Ohio gar nicht zu vergleichen. Von allen den Plätzen, welche

von dem Zusammenflusse an 100 Meilen aufwärts an beiden Ufern liegen und die man Städte zu nennen beliebt, ist Keiner einer Erwähnung werth, als St. Charles. Es liegt am linken Ufer, zu Wasser 40 und zu Lande 20 Meilen von St. Louis. Es hat ungefähr 250 Häuser und gewährt vom Flusse aus eine schöne Ansicht. Die Communication zwischen beiden Ufern wird hier durch eine Dampffähre unterhalten.

Endlich kamen wir am Landungsplatze von Hermann an. — Die Passage auf dem Missouri war damals noch sehr theuer; ich mußte für einen Platz im Zwischendeck für die 140 Meilen lange Strecke 3 Dollars bezahlen. Als ich das Land betreten hatte, ließ ich mir das Haus meines Schwagers Kröber zeigen und verfügte mich ohne Verzug dahin. Wir waren jetzt in den ersten Tagen des Monat Juli 1839. Kröber nebst meiner Schwester, sowie ihre Kinder, befanden sich zur Zeit gesund, obgleich Gallenfieber und Wechselfieber bereits auch in der neuen Stadt hier und da ihre Erscheinung machten.

Die Stadt Hermann liegt 38 Grad 40 Minuten N. Br. und 14 Gr. 25 M. westl. von Washington, am rechten Ufer des Missouri; dem Strome nach 110 Meilen, zu Lande aber 80 Meilen von St. Louis. Der dazu aufgenommene Platz umfaßt ungefähr 400 Acres Land. Nur etwa 10 Acres davon, die vom Landungsplatze gerade rückwärts gegen Süden liegen, sind eben; der ganze übrige Platz ist sehr durchschnittenes Terrain, mit bedeutenden Höhen, mitunter auch Felsenriffen und sich dazwischen hinziehenden Thälern bedeckt und wird auch ringsherum, bloß die Oeffnung gegen den Fluß ausgenommen, von Bergen umschlossen. Ein nicht unbedeutender Bach strömt durch den Platz hindurch, dem Flusse zu, der wie alle Gebirgsgewässer bei starken Gewitterregen, die im Sommer hier sehr häufig sind, oft schnell und dergestalt anschwillt, daß er aus seinen Ufern tritt und die niederen Stellen des Platzes unter Wasser setzt. Dem Platze gegenüber liegt in dem hier über eine Meile breiten Missouristrome eine ungefähr 2000 Fuß lange und 800 Fuß breite, mit Holz bewachsene Insel, welche den Ueberblick des Flusses und des jenseitigen Ufers hindert und die Ueberfahrt ungemein erschwert und verlängert. Ungefähr in der Mitte der sich an dem Flusse hinziehenden nördlichen Seite des Platzes, erhebt sich vom Flußbette aus sehr steil ein hoher Kalksteinfelsen. Auf der Mitte seines Rückens hat man eine bedeutende Fläche abgesprengt und geebnet, und nun auf diese Stelle das neue Courthaus für Gasconnade-County gegründet.

Als ich hier ankam, waren etwa 80 Häuser erbaut. Die Mehr-

zahl derselben waren Blockhäuser oder kleine Främhäuser, ziemlich flüchtig erbaut, mit einigen Wenigen von gebrannten oder Bruchsteinen dazwischen. Diese Häuser, oder vielmehr Hütten, standen auf einer großen Fläche zerstreut umher, in den künftigen Straßen der neuen Stadt, deren Richtung aber — wegen der vielen an manchen Stellen die Kreuz und Quere darüber hinwegliegenden, bisher noch unbenutzt gebliebenen Baumstämme, oder wegen des liegengebliebenen Abraums von Solchen, die bereits benutzt waren — jetzt nicht wohl zu erkennen, geschweige denn zu verfolgen war. Es gab gerade zu der Zeit fast täglich furchtbare Gewitter, von schrecklichen Stürmen und Regengüssen begleitet. Der durchlaufende Bach überschwemmte zu mehreren Malen die Niederungen des Platzes, und überall blieben große Pfützen stehen, deren Wasser, bei der brühenden Sonnengluth und der stets vorherrschenden Gewitterluft, sowie wegen des vielen darin liegenden faulenden Holzes und der todten darin zurückgebliebenen Wasserthiere, sehr bald selbst faulend wurde, und so auch faulige, Stickluft entwickelnde Ausdünstungen und einen abscheulichen Geruch verbreitete. Auch war in diesen Theilen der entstandene tiefe Koth kaum zu durchwaten.

Das Ganze gewährte durchaus keinen erfreulichen Anblick, und machte auf Keinen der Neuankommenden einen vortheilhaften Eindruck. Auch die ganze umliegende Gegend besteht nur aus Bergen und Thälern; an steilen Felsenrücken, sowie an engen Schluchten fehlt es nicht. Wohl enthalten hier und da die Thäler, sowie die Abdachungen der Höhen, fruchtbare Landflächen, aber ebensowohl giebt es auch bedeutende Stücke gar nicht culturfähigen Landes, und wenn man dieß alles in Erwägung zieht, so möchte man sich wohl wundern, wie die ausgesandten Commissäre der Ansiedlungsgesellschaft gerade diesen Punkt wählen konnten, da es sogar in der Nähe schon, wie allgemein erkannt wird, viel vortheilhafter gelegene Plätze giebt. Wahrscheinlich nahmen sie sich die Gründer des alten Roms zum Muster, die ihre Stadt auf sieben Hügeln erbauten; vermuthlich wollten sie aber jene noch übertreffen, denn ich glaube, daß der ganze für die Stadt Hermann erkorne Platz wenigstens ein Dutzend mitunter tüchtige Hügel umfaßt, obgleich er nicht gut zu übersehen ist. Auch scheint weder in Rücksicht auf die Zufuhr aus den anliegenden Landschaften, noch in Bezug auf zukünftigen Handelsverkehr oder Gewerbsbetrieb der Platz wohlgewählt zu sein. Wer mag jetzt alle die Bestimmungsgründe und Triebfedern errathen, die auf diese Wahl wirkten? genug, sie ist geschehen, und jetzt muß die Sache genommen werden, wie sie ist.

Zur Lohnarbeit war für jetzt nicht viel Aussicht. Noch Wenige

von den reichen Actionären waren auf dem Ansiedlungsplatze angelangt, denn diese zögerten, immer hoffend, daß durch die weniger Bemittelten zuvor die Bahn gebrochen und die größten Hindernisse beseitigt werden sollten. Wenige Tage nach meiner Ankunft hatte ich Gelegenheit, die Bekanntschaft eines der Vorzüglichsten unter den deutschen Ansiedlern der ganzen Umgegend zu machen. Es war dieß der 5 Meilen östlich von Hermann, an der Straße nach St. Louis wohnende Hr. Georg Hußmann. Dieser war früher Schullehrer in dem hannöverschen Dorfe Maienburg unweit Bremen gewesen, und erst im vorhergehenden Herbste mit seiner Familie in dasiger Gegend angekommen. Er hatte von der Ansiedlungsgesellschaft 200 Acres Land aufgenommen, das eine schöne Lage und auch größtentheils guten Boden hatte. Er hatte bereits auf seinem Platze ein geräumiges Wohnhaus erbaut, zwar ein Blockhaus, jedoch ein solches, wie es deren im Staate Missouri wohl nicht Viele giebt. Auch war seine Wirthschaft überhaupt unbestreitbar, obgleich erst so kurze Zeit bestehend, die am besten Eingerichtete in der ganzen Nachbarschaft geworden. Er erklärte mir: im Fall ich nicht wisse, was ich vor der Hand sogleich vornehmen solle, so möchte ich doch zu ihm kommen; er brauche jetzt auf einige Wochen nothwendig einen Gehilfen, und er werde mir für meine Arbeit geben, was recht sei. Ich ließ mich hierzu nicht lange nöthigen und arbeitete also zwei Monate bei ihm, und sehr lieb wäre es mir gewesen, wenn ich noch länger bei ihm hätte bleiben können. Doch die Einrichtung einer neuen Wirthschaft in Amerika, wenn sie bald in einige Ordnung kommen soll, erfordert bedeutende Auslagen, ohne daß sich Aussichten zu baldigen, einigermaaßen die Mühe lohnenden Einnahmen eröffneten, daher war Hrn. Hußmann, sowie jedem Anderen, nicht zu verdenken, daß er nicht mehr Lohnarbeit verrichten ließ, als gerade nothwendig war. Hr. Hußmann war in jeder Hinsicht ein wackerer Mann; seine Frau, die aber nicht viel über ein Jahr danach starb, war eine sorgsame, achtungswürdige Hausfrau. Außer ihnen waren damals vier ihrer Kinder im Hause anwesend. Der älteste Sohn, ein körperlich und geistig wohlgebildeter, feiner junger Mann, ging bald darauf nach Philadelphia, wo er die Heilkunde studirte. Er ist jetzt Doctor dieser Wissenschaft und lebt noch daselbst *). Auch der jüngste Sohn war ein artiger Knabe. Die beiden Töchter waren liebens- und achtungswürdige, sehr gebildete, dabei aber auch in jedem Betracht geschickte, jede Arbeit behend und herzhaft angrei-

*) Nach erhaltenen Nachrichten ist er im J. 1847 daselbst gestorben.

fende Mädchen. Auf jeden Fall hatte sich diese Familie in ihren Erwartungen von Amerika sehr getäuscht, was Hr. Hußmann auch gar nicht verhehlte, aber — ein Glück für sie — alle Glieder derselben suchten sich in Alles zu finden und fanden sich auch in Alles, was nun einmal war oder geschehen mußte, schneller und leichter als viele Andere, und so wich Ruhe und Zufriedenheit nie ganz aus ihrer Mitte. Auch später besuchte ich sie noch öfters und fand jedesmal eine recht herzliche Aufnahme. Manche frohe Stunde habe ich in ihrer Mitte verlebt und segnend und dankend denke ich noch oft an sie zurück.

In der Mitte des Monats August war ich also wieder ohne Beschäftigung. In Hermann sah es um diese Zeit traurig aus. In den meisten Häusern gab es Kranke und täglich wurden deren mehr. Fieber aller Gattungen herrschten allgemein; Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit zeigten sich in ihrem Gefolge und leichenähnlich zogen die nicht Daniederliegenden umher. Mir wollte Alles, was ich wahrnahm, durchaus nicht gefallen: Alles kam mir widerlich vor. Man suchte mir dieß und jenes vorzureden, allein mir fehlte der Muth, irgend etwas auf eigne Faust zu unternehmen. Ich beschloß jetzt, die in St. Charles-County lebenden Landsleute zu besuchen und machte mich zu dem Ende auf die Fersen. Als ich mich auf dem nördlichen Ufer des Missouri befand, führte mich der Weg zuerst zu den beiden Altenburgern Kasel und Kunze in Femme-Osage-Township, und bald hernach erreichte ich die Farm meines Verwandten Christoph Saupe aus Cribitsch. Ich verweilte gegen zwei Monate bei ihm, und während der Zeit besuchte ich auch alle übrigen, in der Nachbarschaft lebenden Landsleute und mehrere andere Deutsche, und lernte die obwaltenden Zustände und Verhältnisse und das dortige Thun und Treiben gut genug kennen. Unter ihnen waren namentlich: Porzig, Haupt, Merkel und Rauschenbach aus Altenburg.

Auch eine Reise über St. Louis nach Illinois unternahm ich zu der Zeit, um den in den ersten Abschnitten meiner Mittheilungen mehrerwähnten Gebrüdern Horn aus Mumsdorf einen Besuch zu machen. In St. Louis erfuhr ich, daß sie jetzt einige Meilen von Waterloo in Monroe-County wohnten. Sie hatten hier gemeinschaftlich ein Stück Land von ungefähr 500 Acres aufgenommen; später aber hatten sie es getheilt.

In dem vierten Abschnitte meiner Mittheilungen sagte ich in Betreff des dort mehrgedachten Jacob Horn, daß er, seine Eltern in Buffalo zurücklassend, die Reise über den Eriesee und Ohiocanal nach St. Louis antrat. Es waren ihm in der Heimath für einen in Missouri

lebenden Landsmann von dessen Eltern einige Geschenke und dabei auch eine kleine Summe Geldes anvertraut worden, und es war sein Glück, daß er dieses in Händen hatte und, weil es die Noth erforderte, davon Gebrauch machen konnte, sonst hätte er mit seiner Begleitung St. Louis gar nicht erreichen können. Jedoch als er dort ankam, war es auch damit wieder zur Neige, und kaum war er noch im Stande, die Ueberfahrt über den Mississippi zu bezahlen, um nur seinen Bruder vollends erreichen zu können. Seine Frau und Kinder ließ er vor der Hand in St. Louis bei Bekannten zurück, und machte sich zuerst allein auf den Weg.

Der Zimmermann Christoph Horn lebte damals in der Gegend von Belleville, in St. Clair County und befand sich in ziemlich guten Umständen, denn er hatte bis dahin immer sehr guten Verdienst gehabt. Er freute sich sehr über die Ankunft seines Bruders, und beeilte sich, ihm mit Allem, was ihm nothwendig war, beizustehen und zu helfen.

Einige Zeit vorher hatte sich, 8 Meilen von Belleville, unter vielen andern Deutschen auch ein Schweizer, Namens Ledergerber, niedergelassen. Er brachte ein bedeutendes Vermögen mit in's Land, und konnte also und wollte auch etwas auf den Anbau seiner Farm verwenden. Er hatte im vorhergehenden Sommer eine große Scheune, ganz nach deutscher Art, erbaut, und der Zimmermann Horn hatte lange bei ihm gearbeitet. Auf Ledergerbers Ländereien befand sich, etwas von den Farmgebäuden abgelegen, ein Haus, das jetzt eben leer stand. Christoph Horn setzte Ledergerbern von der Ankunft seines Bruders und allen Nebenumständen in Kenntniß, und fragte bei ihm an: ob wohl sein Bruder auf einige Zeit dieses leer stehende Haus beziehen könne? Ja wohl! antwortete Ledergerber, das könne und das möge er, und wenn er Lust habe, so könne er und seine Frau auch sogleich bei ihm in Arbeit kommen, und wenn sie sich sonst zusammen verstehen könnten, so könnten sie fortwährend bei ihm Beschäftigung finden.

So wurde also dem bisher unglücklichen Jacob Horn eine Aussicht eröffnet, wie sie sich nicht jedem Eingewanderten sogleich darbietet. Er ging nach St. Louis zurück, um seine Frau und Kinder abzuholen, und kam bald wieder auf Ledergerbers Platze an. Nun säumte er auch gar nicht, der an ihn ergangenen Einladung zu entsprechen, sondern ging sogleich jeden Tag auf Ledergerbers Farm zur Arbeit. Ledergerber hatte in Europa den höhern Ständen angehört. Er war vor seiner Auswanderung Officier bei der königlichen französischen Schweizergarde gewesen; was ihn zur Auswanderung bestimmt hatte,

kann ich nicht sagen. In der Landwirthschaft war er noch Neuling; doch er war ein offner Kopf und ein entschlossener, gewandter Mann. Er sah bald ein, daß auch Horn ein Mann war, der sich in Alles zu finden und Alles geschickt anzugreifen wußte, sodaß er es in aller Arbeit sogleich mit jedem Amerikaner aufnahm, was unter hundert Deutschen selten Einer kann. Kurz, Horn war sein Mann; er hörte gern auf dessen Rath, und überließ sich in vielen Stücken seiner Leitung. Horn erhielt für jeden Tag, bei guter Beköstigung, seinen Dollar; auch seine Frau fand bei Ledergerbers fortwährend Arbeit und gute Bezahlung, und so erwarben sie in kurzer Zeit ein hübsches Sümmchen Geld. Indessen das erste Geld, was er verdiente, legte er für den in Missouri lebenden Landsmann bei Seite, für welchen ihm ein Geschenk anvertraut worden war, das er nothgedrungen hatte angreifen müssen, und so erfüllte er auch diese Verbindlichkeit in möglichst kurzer Zeit auf die vollkommenste Weise. Seine nächste Sorge ließ er nun sein, seinen in Buffalo zurückgebliebenen Eltern das nöthige Reisegeld zu schicken, damit sie zu ihm kommen konnten. Dieß geschah schon im ersten Viertel des Jahres 1837, und sie kamen auch bald glücklich bei ihm an.

Gewiß sehr wohlgethan hätte Jacob Horn, wenn er diese vorzüglich gute Gelegenheit, etwas zu verdienen, so lange als möglich benutzt hätte. Allein sobald er ein Sümmchen Geld in Händen hatte, hielt er es für besser, für sich selbst etwas zu unternehmen. Die beiden Brüder Horn nahmen also in Monroe-County ein Stück Land auf. Insoweit war dieß ihnen auch gerade nicht zu verdenken, als sie es jetzt noch auf einem gelegenen Platze für den festgesetzten Preis von der Regierung kaufen konnten. Vermuthlich wäre es aber für Jacob Horn vortheilhafter gewesen, wenn er 100 Acres weniger genommen hätte, da er nicht im Stande war, es aus eigenen Mitteln zu bezahlen. Und was nützt Einem auch das viele Land, in Gegenden, wo sich auch das, was man anbauen kann, äußerst schlecht verzinst, und das Uebrige gar keinen Nutzen bringt! Speculationen auf theuern Wiederverkauf, oder auf dereinstigen Nutzen für die Kinder u. s. w., das sind auf Schrauben gestellte und in den meisten Fällen schädliche Speculationen für den, der nicht hinlänglich baares Geld in Händen hat.

Als das Land aufgenommen war, machten die beiden Brüder auch bald Anstalt zum Aufbau zweier Häuser. In Betreff des Landanbaues waren sie verschiedener Meinung. Der Aeltere, Christoph Horn, fing sogleich an, ein Stück einzuzäunen und in Cultur zu

setzen. Jacob Horn aber hielt es für vortheilhafter, ein Stück cultivirtes Land von einer nahen Farm zu pachten; denn er hoffte auf diese Weise geschwinder viel zu gewinnen. Er pachtete also für das Jahr 1838 sechzig Acker, und gedachte diese allein zu bearbeiten. Kein Mensch konnte ihm absprechen, daß er einer der rüstigsten Männer war, die man nur finden konnte, und daß er beinahe Unglaubliches leistete; das aber war eben sein Fehler, daß er seinen, doch auch nur menschlichen Kräften zuviel zumuthete. In Folge übermäßiger Anstrengung ward er, mitten in der Ernte, auf's Krankenlager geworfen, das er erst im folgenden Januar wieder verlassen konnte, und seiner Frau ging es nicht viel besser. Deutsche Nachbarn hatte Horn damals noch nicht; doch auch die amerikanischen Nachbarn nahmen sich seiner sogleich hilfreich an. Sie banden ihm sein Getreide und stellten es zusammen, und standen ihm überhaupt in allen Stücken bei, so viel sie nur konnten. Er hatte eine außerordentlich gute Erndte gemacht; wäre er im Stande gewesen, sie so zu benutzen, wie es hätte sein können und sollen, so hätte er freilich dadurch ziemlich vorwärts kommen können, weil damals alle Producte noch leidliche Preise hatten; aber auf diese Weise ging ihm die Hälfte, wo nicht mehr verloren.

Im Jahre 1839 hatte er nur 30 Acres in Pacht genommen und auch wieder eine ziemlich gute Ernte gemacht. Als ich ihn im Herbste desselben Jahres besuchte, lag seine Frau wieder sehr krank. Ungeachtet der so mancherlei Unfälle, die ihn seit dem Beginnen seiner dortigen Wirthschaft schon betroffen hatten, war doch diese, in Folge seines unermüdlichen Fleißes, besser eingerichtet, als so manche Andere unter weit günstigeren Umständen.

Erst im folgenden Winter entschloß sich Jacob Horn, einen Anfang mit dem Anbau seines eignen Landes zu machen. Er fing im Februar an, Bäume zu fällen; dann hatte er die Riegel zur Fence (Einzäunung) allein zu spalten und diese aufzusetzen, und doch bepflanzte er in der zweiten Hälfte des Monats Mai über 10 Acres mit Mais.

Es war gegen das Ende Octobers, als ich aus Illinois wieder nach St. Louis zurückkehrte. Ich blieb hier einige Tage und trat dann die weitere Rückreise nach St. Charles-County an.

Gleich nach meiner ersten Ankunft in Hermann hatte ich von meiner Schwester vernommen, daß wieder eine Gesellschaft aus unserer

heimathlichen Gegend die Auswanderung beschlossen habe, daß dieselbe wahrscheinlich schon unterwegs sei, und daß wieder ein Schwager von uns, der vormalige Schenkwirth Wilhelm Gäbler in Spora mit sämmtlicher Familie, sowie der Tuchmacher Georg Gerhardt aus Meuselwitz, zu derselben gehöre. Ich stand wie vom Blitz getroffen, denn anstatt mich auf ihre Ankunft zu freuen, empfand ich schon selbst halb die Augenblicke der bittern Reue, die für sie unausweichbar eintreten mußten. Sehr lieb war es mir, daß ich mir wenigstens sagen konnte, auch nicht auf die entfernteste Weise etwas dazu beigetragen zu haben, diesen Entschluß in ihnen anzufachen, oder zu nähren. Jetzt war nun das Ende des Octobers da, und noch hatte ich nicht gehört, daß Jemand angekommen sei, und mit heimlicher Freude gab ich mich schon der Hoffnung hin, daß sie sich vielleicht eines Bessern besonnen, oder daß irgend etwas ihr Vorhaben rückgängig gemacht hätte. Nachdem ich wieder bei Christoph Saupen eingetroffen war, saßen wir eines Abends am Camin, als sich fremde Stimmen vor dem Hause vernehmen ließen, und — der in Femme-Osage wohnende Gottfried Kasel aus Altenburg, und mit ihm der neu eingewanderte Georg Gerhardt aus Meuselwitz hereintrat.

Sie nahmen für diese Nacht ihr Quartier in Saupens Hause. Nach den ersten und gewöhnlichen Ex- und Declamationen vernahmen wir dann, daß Gottfried Kasel Geschäfte halber nach St. Louis gereist war, und dort zufällig den einige Tage zuvor angekommenen Landsmann Gerhardt getroffen hatte. Da dieser Willens war, Land anzukaufen, so hatte ihm Kasel einen Platz vorgeschlagen, der in seiner Nähe lag und feil war, und Gerhardt hatte sich sogleich mit ihm auf den Weg gemacht, um denselben in Augenschein zu nehmen. Von Gerhardten hörte ich zugleich, daß die Gäbler'sche Familie von Spora mit ihm zugleich in's Land gekommen war, und sich bereits in Hermann befand. Nach den Beweggründen zur Auswanderung fragte ich ihn nicht, weil ich wohl wußte, daß man die Wahren doch nicht leicht erfährt. Dessenungeachtet wurde so Manches darüber gesagt, sowie über die Zustände im Vaterlande u. s. w., was mir indessen Alles nichts Neues war, da dergleichen Erklärungen schon längst als stehende Litanei zu betrachten waren. Gerhardt ließ sich im Jahre 1828 in meinem Geburtsorte Meuselwitz häuslich nieder. Er begann sein Geschäft als Tuchmacher und Tuchhändler mit sehr geringen Mitteln, aber er war in demselben glücklich, ungemein glücklich, und erwarb sich in wenigen Jahren ein nicht unbedeutendes Vermögen. Und doch, auch er entschloß sich zur Auswanderung! Allein, was läßt

sich darüber sagen? Der Geist der Auswanderung ist, wenn auch kein heiliger, doch ein sehr mächtiger Geist!

Ich begnügte mich jetzt damit, ihm in Betreff des vorhabenden Handels Vorsicht zu empfehlen; ich warnte ihn, sich nicht zu übereilen, und theilte ihm in Kurzem meine Ansichten über die dortigen Verhältnisse, sowie über seine Pläne und Aussichten mit. Ich rechnete dabei nicht sonderlich auf Erfolg, denn die neuen Ankömmlinge in Amerika glauben gewöhnlich, viel klüger zu sein, als Andere, die dort den Winter schon mehrere Male kommen und gehen sahen; doch ich that, was zu thun ich für meine Schuldigkeit hielt.

Zwei Tage hernach traf Gerhardt, von Femme-Osage nach St. Louis zurück gehend, wieder bei uns ein, und wir erfuhren nun, daß er den gedachten Platz in aller Eile gekauft hatte. Hierüber war also nun weiter nichts mehr zu sagen, denn zu geschehenen Dingen muß man doch immer das Beste reden, oder — schweigen. — Da Gerhardt wußte, daß ich beabsichtigte, nach Hermann zu gehen, so bat er mich, ihn nach St. Louis zu begleiten, indem dort noch mehrere erst angekommene Landsleute gegenwärtig wären, und wahrscheinlich würde es Einer oder der Andere von ihnen sehr gern sehen, wenn er in meiner Gesellschaft die Reise dahin machen könnte. Ich war es zufrieden; wir legten mit einander am folgenden Tage den Weg von 40 Meilen zurück, und kamen Abends in St. Louis an.

Gerhardt's logirten bei dem Wagner Steudemann aus Borna. Noch denselben Abend kam der mit ihnen ausgewanderte Melchior Heinke aus Misselwitz, sie zu besuchen, und bei dieser Gelegenheit lernte ich auch ihn kennen. Auch er war Willens, eine Reise nach Hermann zu machen, und da er hörte, daß ich dasselbe vorhatte, ward beschlossen, daß wir mit Gerhardt's, die in den nächsten Tagen nach ihrer neuen Besitzung abzugehen gedachten, die Strecke bis an Saupens Platz in Gesellschaft machen wollten. Wir brachen auch an dem bestimmten Tage zusammen auf, und reisten mit einander bis St. Charles. Da das Fuhrwerk aber nur sehr langsam vorwärts kam, so ging ich mit Heinken voraus, und wir kamen bald bei Saupen an. Dieser freute sich sehr, wieder einmal einen Bekannten aus der Jugendzeit zu sehen. Er schlug ihm vor, ein Stück Land in seiner Nachbarschaft aufzunehmen. Heinke erklärte jedoch: er wolle zuvor erst Hermann sehen, ehe er sich zu etwas entschließe. Der Rest des Tages wurde verplaudert, wir übernachteten bei Saupen, und setzten dann unsere Reise nach Hermann fort.

Als wir dort ankamen, traf ich meine neuangekommenen Ver-

wandten, die sich bis jetzt noch Alle ziemlich gesund und wohl befanden, in Krõbers Hause, wo sie sich vor der Hand einquartirt hatten. Sie hatten bereits 80 Acres Land (5 Meilen von Hermann) von der Ansiedlungsgesellschaft aufgenommen, und waren eben daran, die Bäume zu einem Wohnhause auf demselben zu fällen. Mit ihnen zugleich waren noch angekommen: der Wollkämmer Michael Pöschel aus Zschweitschen und der Zimmermann Gottfried Gehler aus Tegwitz. Diese hatten kurz nach ihrer Ankunft an einer neu zu erbauenden Sägemühle Arbeit gefunden, und später fand auch Heinke, der auch in Hermann zu bleiben beschloß, dort noch für einige Zeit Beschäftigung.

Auch Pöschel hatte bereits 40 Acres Land aufgenommen, und Heinke that bald ein gleiches. Ich jedoch konnte mich keineswegs entschließen, an ein völliges Dableiben zu denken, denn mir gefiel es jetzt noch um kein Haar besser, als bei meiner ersten Ankunft. Der Gesundheitszustand des Orts hatte sich nicht gebessert, im Gegentheile nur noch verschlimmert. Auch meine Schwester, die Kröber, wurde schon über zwei Monate vom Wechselfieber schrecklich heimgesucht und erst im folgenden Januar davon befreit. So oder noch schlimmer ging es noch vielen Andern.

Zu Ende Novembers war das Blockhaus auf Gäblers Lande so weit fertig, daß sie es zur Noth beziehen konnten, und sie schickten sich bereits dazu an, als meine älteste Schwester, die Gäbler, in Folge einer starken Erkältung der Füße, plötzlich erkrankte. Sie ging eines Tages, gegen Abend, von ihrem Lande nach der Stadt herein und hatte auf dem Wege oft durch nasse Stellen waten müssen, so daß sie mit völlig nassen Füßen nach Hause kam. Sie klagte später, daß es ihr gar nicht möglich sei, diese wieder zu erwärmen, und weiterhin, daß sie eine unglaubliche Mattigkeit und Abspannung in allen Gliedern spüre. Am folgenden Morgen waren ihre Augen schrecklich erhitzt, und unter denselben hatten sich gelbe, mit Wasser gefüllte Blasen von der Größe eines Taubeneies angesetzt. Dabei klagte sie über reißenden Schmerz in den Beinen, und diese waren so gelähmt, daß sie kaum im Stande war, sich über die Stube zu schleppen; vom Gehen konnte eigentlich schon gar nicht mehr die Rede sein. Jetzt wurde nach dem Arzte geschickt. Das Augenübel ward nach einigen Tagen ziemlich beseitigt, doch mit der Lähmung der Füße ward es immer schlimmer, zumal sie jetzt stark zu schwellen anfingen.

Wir trafen unterdessen Anstalten, alles nothwendige Hausgeräthe hinaus auf's Land zu schaffen. Kein Fahrweg, auch nicht einmal ein gebahnter Fußweg führte zu der Zeit nach ihrem Platze, also war

dieß auf keine andere Weise zu bewerkstelligen, als daß die Kisten, und überhaupt alle zu transportirenden Gegenstände zwischen zwei Stangen befestigt, und so von zwei hinter einander gehenden Männern getragen wurden. Wir waren jetzt in den ersten Tagen des Decembers; des Nachts gefror es heftig, während es in den Mittagsstunden stark thaute, und dabei mußte der abenteuerliche Transport über steile Bergabhänge hinab, auf schmalen, am steilen Missouriufer sich hinziehenden Pfaden, über quer darüber liegende Baumstämme und Felsenblöcke und durchschneidende tiefe Graben hinweg und dazwischen hin, 5 Meilen weit, d. i. 1½ Stunde Wegs, stattfinden, und das auf eisigem oder schlüpfrigem Grunde, mit einem Worte: es war ein dreimal schlechtes Stück Arbeit!

Wohl möchte man hier mit Recht fragen: war es denn aber unumgänglich nothwendig, daß dieß gerade jetzt geschah? Nun, wenn es überhaupt nicht für den ganzen Winter verschoben werden sollte, so war damit kein Säumen. Und dann stelle man sich vor, welch' ein Zustand es ist, wenn eine neueingewanderte Familie in einem Hause leben soll, das nur einen einzigen heizbaren Raum enthält, der auch gerade nur für den Bedarf des Besitzers und seiner Familie mit genauer Noth ausreicht, wenn dann in beiden Familien Krankheiten eintreten, und wenn nun Mißmuth und eine mürrische Stimmung sich der Gemüther bemächtigt, und das noch obendrein in den kalten und unfreundlichen Tagen des Winters und vielleicht in einem Gemache, das schlechter verwahrt ist, als hier zu Lande die Buden auf den Schießplätzen, sodaß, während im Camin oder im Ofen das Feuer lodert, an der gegenüber stehenden Wand das hingestellte Wasser in wenigen Minuten gefriert — man stelle sich dieß lebhaft vor, sage ich, und man wird sich nicht wundern, wenn die noch Gesunden um jeden Preis eine Aenderung wünschen. Und noch weniger wird man sich wundern, wenn ein daliegender Kranker — dem, die körperlichen Schmerzen abgerechnet, das Andenken an gewohnte Zustände in der verlassenen Heimath und deren nunmehriges Vermissen, den Geist und das Gemüth trübt, kurz, den das Heimweh befällt, und den, in Folge davon, Alles, was er sieht und hört, anwidert — wenn dieser dahin gekommen ist, daß er von jeder Aenderung seiner Lage auch eine Besserung hofft, und also diese auch so geschwind als möglich zu Stande gebracht wünscht. Und dahin war es mit der Gäbler wirklich gekommen, daß sie eine Aenderung um jeden Preis wünschte. Sie verlangte also, wir möchten, wo nur irgend möglich, Anstalten treffen, sie hinaus in ihr neues Haus zu bringen, es möchte auch

daraus folgen, was da wolle. So mußten wir uns denn entschließen, ihren Wunsch auf die thunlichste Weise zu befriedigen, und das konnte keine andere sein, als ungefähr dieselbe, mittelst deren Anwendung wir andere Gegenstände hinausgebracht hatten.

Es wurde demnach ein Apparat zu diesem Zweck eingerichtet. Wilhelm Gäbler lag selbst krank; sein Vater hatte wohl den guten Willen, aber die Kräfte fehlten ihm zu solch' einem Werk. Indessen ein dienstfertiger Nachbar, unser Landsmann Pöschel, bot seine Hilfe an, und dieser und ich mit einander trugen meine Schwester, obgleich wir eines dichten Schneegestöbers wegen bisweilen kaum aus den Augen sehen konnten — es war am 8. December 1839 — hinaus in ihre neue Wohnung. Es war dieß aber in Wahrheit eine nicht etwa leichte Sache, weil wir mit ihr zugleich eine gute Partie Betten und sonstige Schutzmittel gegen Kälte und Nässe transportiren mußten. Doch mit Gott war unser hartes Werk bald und glücklich vollbracht, und die Umstände unserer Patientin hatten sich dadurch nicht verschlimmert. Vielmehr fühlte sie sich nun zufriedener und also auch besser, obgleich sie noch lange genug das Bett hüten mußte. Sie ertrug ihre Schmerzen mit Geduld und ruhiger Gelassenheit. Wohl mochte sie in diesen Leidensstunden oft mit stillem Seufzen an die verlassene Heimath denken. Zwar auch dort hatten sie und ihre Angehörige erfahren müssen, was es heiße, auf das Krankenlager gefesselt zu sein; aber dort waren sie des Beistandes eines sorgsamen, geprüften Arztes täglich und stündlich gewärtig, und alle wünschenswerthen Erquickungen waren leicht und schnell zu erlangen; hier konnte das Alles nicht sein. Sie selbst verbat sich die weitere Behandlung des Arztes, weil sie schon wußte, daß ein deutscher Arzt, für einen Weg von Hermann bis zu ihr, die nach seiner Meinung billige Forderung von ungefähr 5 Dollars machte, und für seine Medicamente eine Taxordnung in entsprechendem Maaßstabe anwendete; beides aber doch gerade hoch genug, um eine eingewanderte Familie mit mittelmäßigem Vermögen in kurzer Zeit auf Bettlersetat zu bringen. Denn, mit möglichem Respect sei es gesagt: die Forderungen auch der deutschen Aerzte in diesen Gegenden sind oft übermäßig, ja bisweilen schändlich!

Ueberhaupt hatten Gäblers, auch alle jene Unfälle abgerechnet — sowie zu der Zeit alle deutschen Ansiedler in und um Hermann — einen schweren Anfang. Alle unentbehrlichen Bedürfnisse hatten hier einen übermäßigen Preis, während sie in geringer Entfernung ziemlich billig waren. So kostete z. B. das Barrel Weizenmehl à 196 Pfd.

8 Dollars, das Bushel Weizen 1½ Dollar, Mais 60—75 Cents, Kartoffeln 50 Cents, 1 Pfd. geräuchertes Schweinefleisch 15—18 Cents, 1 Pfd. Butter 25 Cents, rc. während daß 30 Meilen weiter ostwärts im Lande Alles nicht die Hälfte, und selbst in St. Louis nicht viel über die Hälfte kostete.

Mancher Beschreiber faselt viel über die Leichtigkeit des Waarentransportes in Amerika. Allein dieß ist nur theilweise wahr, und auf die neuen Westländer und die dortigen Verbindungen der Städte mit den Landschaften läßt es sich gar nicht anwenden. Die Landstraßen und Verbindungswege zwischen Hermann und St. Louis waren zu jener Zeit in einem solchen Zustande, daß sie mit Fuhrwerk fast gar nicht zu passiren waren und sie sind auch jetzt bei Winterszeit noch nicht viel besser. Die Schifffahrt wurde lange durch das Eis gehindert, auch war damals die Fracht auf dem Missouri ziemlich hoch, doch hat sich dieß seit jener Zeit bedeutend geändert.

Ich blieb bei Gäblers bis zum Monat März 1840, und ging dann wieder nach St Louis. Hier lernte es aber in Folge der großen Papierkatastrophe immer schlimmer und schlimmer aussehen. Alle öffentlichen Bauten waren eingestellt; auch der Privatbauten wurden wenige unternommen, und viele hundert rüstige Menschen waren ohne Arbeit und folglich ohne Verdienst. Ich verrichtete in der Stadt- und Umgegend jede Arbeit, die sich mir darbot, allein eine einigermaaßen Bestand habende Beschäftigung konnte ich nicht finden; und auf diese Weise konnte es zu weiter nichts kommen, als daß ich das, was ich in einigen Tagen verdiente, in den Folgenden wieder verzehren mußte. So trieb ich es fort, bis zum Monat Mai. Jetzt kam ich auf den Einfall, Jacob Horn noch einmal zu besuchen, und machte mich auch sofort auf den Weg.

Dieser war, wie ich früher schon gesagt habe, beschäftigt, ein Stück auf seinem eignen Lande anzubauen. Ich blieb zwei Monate bei ihm. Er rieth mir, ich sollte doch auch ein Stück Land aufnehmen, da jetzt die Aussicht auf Lohnarbeit überall zu schlecht sei. Es läge, sagte er, in seiner Nachbarschaft noch ein schönes Stück Congreßland, (d. h. vom Generalgouvernement noch unverkauftes Land), wovon nur Wenige etwas wüßten. Er habe auch immer darauf gerechnet, es irgend einem Bekannten zuzuweisen, und mir wolle er es gern gönnen. Wenn ich geneigt sei, es aufzunehmen, so werde er mir beim Aufbau eines Hauses sowohl, wie beim Anbau des Landes, möglichst behilflich sein, und dieß habe ich auch überhaupt von der ganzen Nachbarschaft mit Sicherheit zu erwarten.

Ich beschloß, seinem Rathe zu folgen. Da einer der Nachbarn eine geometrische Karte von dem betreffenden Landbezirke besaß, so ließ ich mir dieselbe zeigen und bemerkte mir genau die Lage des Stücks, namentlich die Nummer des Townships und der Section, und welches Viertel der Section es sei. Um aber meiner Sache gewiß zu sein und jedem möglichen Irrthum zu begegnen, ging ich zum angestellten Landmesser des County, ließ mir hier die Hauptkarte vorlegen, verglich meine Angabe mit derselben und fand, daß Alles seine Richtigkeit hatte. Der Geometer schrieb mir selbst die Angabe in der gebräuchlichen kurzen Form auf, um sie im Landamte vorzuzeigen, und fragte mich nun: ob ich vielleicht Willens sei, bald nach demselben zu gehen? Als ich antwortete: daß ich dieß den folgenden Tag zu thun gedenke, entgegnete er, daß dieß jetzt nicht angehe, indem das Landamt, das sich in der 34 Meilen entfernten Stadt Kaskaskia befand, für zwei Monate geschlossen sei; ich müsse es also bis zum Monat Juli Anstand haben lassen. Hätte dieser Umstand nicht obgewaltet, so hätte ich in den nächstfolgenden Tagen das Land aufgenommen, und Alles konnte vielleicht anders kommen. Allein wohl eben gerade in solchen gering scheinenden Umständen laufen die unsichtbaren Fäden, durch welche die ewige Vorsehung die Schicksale ihrer Menschen lenkt! Ich hatte nun Zeit, die Sache hin und her zu überlegen, und kam bald auf den Gedanken, in der Zwischenzeit noch einmal nach Hermann zu gehen; ja aus gewissen Gründen war dieß sogar nothwendig. Ich schritt also ungesäumt zur Ausführung.

In Hermann angekommen, setzte ich meine Verwandten von meinem Vorhaben in Kenntniß. Diese aber waren der Meinung: wenn ich Willens sei, Land aufzunehmen, so möchte es doch aus so manchen Gründen besser sein, es in ihrer Nachbarschaft zu thun. Obgleich ich nicht so völlig von den Hoffnungen erfüllt war, die sie für das Emporkommen der jungen Stadt Hermann hegten, oder doch zu hegen vorgaben, so lag in ihren Vorstellungen doch manches Wahre, oder es schien wenigstens darin zu liegen. Ich antwortete also: daß ich allerdings geneigt sein würde, auf ihren Vorschlag einzugehen, wenn sich ein annehmbares Stück Land in der Umgegend noch vorfände. Wilhelm Gäbler sagte mir nun, daß gerade neben ihrem Platze noch ein Stück Congreßland von 80 Acres liege. Ich nahm es in Augenschein, und da es mir so ziemlich gefiel, erklärte ich, daß ich es aufnehmen wolle. Demnach verschaffte ich mir vom Countylandmesser die nöthigen Nachweisungen, ging ohne Verzug wieder nach St Louis und sofort in das dasige Landamt, bezahlte für die 80 Acres öffent-

liches Land 100 Dollars und erhielt den vorläufigen Kaufbrief (deed) eingehändigt. — Ich ging nun zu Jacob Horn zurück und unterrichtete ihn von dem, was geschehen war. Er billigte meinen Entschluß vollkommen. Ich traf nun bald Anstalten, um wieder nach Hermann abzugehen, und begab mich zu dem Ende nach Waterloo, um da in dem Hause unseres Landsmanns August Franke, aus Schmölln gebürtig, der hier eine bedeutende Material- und Schnittwaarenhandlung eröffnet hatte, zu warten, bis ich mit einer Fahrgelegenheit nach St. Louis kommen könnte, da ich meine Bagage hier hatte und mich überdieß etwas unwohl befand. Den folgenden Tag zeigte sich jedoch schon, daß sich aus meinem Unwohlsein das kalte Fieber entwickelte. Franke ermahnte mich freundlich, bei ihm zu verweilen, bis ich hergestellt sei oder wenigstens eine Verschlimmerung der Krankheit unterwegs nicht zu befürchten habe, und ich ermangelte begreiflicher Weise nicht, dieser wohlmeinenden Mahnung dankbar zu entsprechen. Als nun das Uebel so weit beseitigt war, daß ich keine Gefahr mehr fürchtete, fuhr ich mit einem Farmer nach St. Louis, begab mich sogleich auf ein zur Abfahrt nach dem Missouristrom bereit liegendes Dampfboot und fuhr mit demselben ab. Nach meiner Ankunft in Hermann wurden sogleich Anstalten getroffen, meine Effecten hinaus nach Gäbler's Platze zu bringen. Auch ich selbst traf demnach zu Ende des Monats August 1839 in ihrem Hause ein und nahm für jetzt mein Quartier bei ihnen.

Um diese Zeit herrschten in Hermann die Fieber ärger und bösartiger als je zuvor. Meine Schwester, die Kröber, wurde wieder hart davon heimgesucht. Ihre Krankheit wurde langwierig und nahm einen sehr schlimmen Charakter an. Gehlerten ging es nicht viel besser, Heinke wurde ebenfalls schrecklich mitgenommen, und so ging es damals noch Vielen in der Stadt und Umgegend. Bei manchen Personen äußern diese Uebel, wenn sie sehr heftig sind und lange anhalten, eine sehr böse Wirkung auf die edleren Sinne, auf das Gesicht und Gehör und endlich sogar auf die Seelenkräfte; das Gemüth trübt sich und wird reizbar, und bald giebt sich, ohne daß sie dabei gerade daniederliegen sollten, die eingetretene Schwäche des Verstandes und die Unklarheit ihres Bewußtseins durch öfteres Irrereden kund, sie träumen dann gleichsam wachend und schleichen gespensterartig wie Nachtwandler umher. Hält das Uebel in dieser Gestalt und diesem Grade lange an, so bleibt auch bei Manchen eine Spur davon für das ganze Leben zurück.

Ich fing nun an, auf meinem Lande Bäume zu einem Hause

zu fällen. Als deren genug waren, wußte ich nun wieder nicht, wie ich sie auf den Platz bekommen sollte. Gäbler hatte zu der Zeit noch kein Zugvieh; nur ein einziger Deutscher war in der Nachbarschaft, der ein paar Ochsen besaß. Diesen bat ich, mir die abgehauenen Klötzer auf den Bauplatz zu schleifen; er versprach es zu thun. Es hatte damit gar keine sonderliche Schwierigkeit, denn sie waren nur eine Anhöhe herab einige hundert Schritte weit zu schleifen. Doch der Mann war selbst im ersten Anbaue begriffen und hatte mit seiner eignen Arbeit viel zu thun; und wie in solchem Falle ein Anderer immer auf gelegene Zeit warten muß, so ging es auch mir. Hätte ich mich bei Zeiten an einen Englischamerikaner gewendet, so hätte ich viel klüger gethan; doch der Deutsche verläßt sich auch in Amerika gern auf Landsleute und kömmt dabei gewöhnlich sehr zu kurz. So wurde ich aufgehalten bis zu Ende Octobers, ehe dazu Rath wurde, und so konnte erst am 12. November das Blockhaus mit Hilfe der Nachbarn aufgerichtet werden.

Es möchte wohl hier am rechten Orte sein, zu beschreiben, wie man bei einem solchen Baue zu Werke geht. Das Verfahren ist ganz einfach. Soll z. B. das Gebäude im Innern 24 Fuß lang und 18 Fuß weit werden, so werden für die langen Seiten die Stämme 27 Fuß und für die Querseiten 21 Fuß lang abgehauen. Das Aufsetzen beginnt damit, daß zuerst zwei der langen Klötzer in der erforderlichen Entfernung von einander gelegt werden. Diese nun kann man gleich unmittelbar auf den Boden legen, welches auch oft geschieht. Doch zieht der Amerikaner es gewöhnlich vor, diese ersten Lagen oder Schwellen auf einen Untersatz von quer darunter gelegtem Holz, öfterer aber noch auf dicke, eingegrabene, aufrecht stehende Blöcke, oder auch auf Steine, etwa 2 — 3 Fuß vom Boden erhöht, zu legen. In diesem Falle werden dann auf diese Schwellen Querbalken gelegt und auf diese der Fußboden. Diese Schwellen werden nun an jeder Seite etwas vom Ende herein auf der obern Fläche in einer Länge, die der Dicke der nun aufzulegenden Klötzer gleichkommt, zu einem Rücken in stumpfem Winkel, gleichsam sattelähnlich, zugeschärft. Nun wird an jeder Querseite einer der kurzen Klötzer aufgelegt, nachdem er an der nach unten zu gekehrten Fläche, in gleicher Entfernung von den Enden herein, wie bei den Schwellen, dergestalt eingekerbt worden, daß diese Einkerbungen, dem Augenmaaße gemäß, auf die zugeschärften Flächen der schon liegenden Stämme passen müssen. Nun werden die beiden Stellen an den oben liegenden Flächen dieser

Klötzer gerade über den Einkerbungen wieder zugeschärft, dann wieder zwei lange Stämme aufgelegt und damit auf die vorbeschriebene Weise verfahren, und so geht es fort, bis der Bau die verlangte Höhe hat. Dann werden, um das Dach zu formiren, die langen Klötzer zu beiden Seiten etwas eingerückt; die nun an den Giebelseiten aufzulegenden Klötzer müssen etwas kürzer sein als zuvor und werden an den Enden von oben nach unten schief auslaufend abgehauen, und zwar dem Winkel gemäß, den das Dach erhalten soll. Die nun folgenden langen Stämme werden wieder erforderlichermaaßen eingerückt, bis endlich ein über dem letzten Paare und auf den letzten Querklötzern in der Mitte liegender einzelner Stamm das Dachgerippe schließt und dessen Forst bildet. Dieses wird nun mit einer Art großer Schindeln (clap-boards), welche man aus 3 Fuß langen eichenen Blöcken spaltet, belegt, die entweder mit Nägeln, oder auch durch darüber gelegte Baumstämme befestigt werden. Die Oeffnungen zu Thüren, Fenstern und dem Camin werden nun an den beliebigen Stellen der Wände ausgeschnitten und durch gespaltene Breter, die mit starken hölzernen Nägeln, deren in jeden durchgeschnittenen Klotz einer eingetrieben wird, an diese befestigt werden, werden die Gewände gebildet. Die Lücken zwischen den Klötzern werden mit Steinen oder Holzstücken ausgeschlagen und inwendig und auswendig mit Lehm verstrichen. Zu den Fußböden werden 5—6 Fuß lange Pfosten gespalten, die an einer Seite etwas behauen und dann auf die auf den Schwellen ruhenden Querbalken aufgelegt werden. So weit wird Alles bloß mit der Art verrichtet. Eine Thür wird nun ebenfalls von gespaltenen Bretchen zusammen genagelt: Bänder, Angeln, Klinke und Haken, Alles wird aus Holze gehauen oder geschnitzt. Das Camin wird unten herum von Steinen, der darauf stehende Schornstein aber gewöhnlich von mit Stroh umwundenen Holzscheiten aufgeführt. So sind die ersten Häuser der Ansiedler in den neuen Westländern gewöhnlich beschaffen. Will man etwas mehr Mühe und Kosten daran wenden, so werden die Stämme an der innern und äußern Seite behauen, der Fußboden wird mit geschnittenen Bretern belegt, und der Schornstein wird von Steinen aufgeführt.

Der Tag, an welchem ich mein Haus aufrichtete, war der letzte schöne Herbsttag des laufenden Jahres. Es trat nun sogleich strenger Frost ein, und ich ließ für jetzt den ganzen Fortbau liegen. Hatte ich doch meinen Zweck so weit erreicht, daß es aufgesetzt war und die gefällten Stämme nicht, auf der Erde liegend, wieder verfaulen mußten

Ich muß gestehen: der Muth war mir um diese Zeit schon ziemlich entfallen. In der Umgegend von Hermann lebten mehrere einzelne Männer, die Land aufgenommen und Häuser darauf erbaut hatten und nun allein wirthschafteten; doch bei Keinem derselben, und wenn sie auch noch so thätig und betriebsam waren, ging etwas Erfreuliches daraus hervor.

Ich machte nun einen Anfang mit dem Lichten meines Landes. Auf dem Platze, den ich dazu ausersehen hatte, stand gerade das Holz sehr dicht, und ich beging den Fehler, die sämmtlichen Bäume niederzuhauen, statt daß man sonst alle die, welche man nicht zu Zaunriegeln brauchen will, und die doch über 12 Zoll dick sind, stehen läßt und sie etwa 2 Fuß über der Erde mit der Axt ringsum einkerbt (girdled), d. i. Schaale und Splind ringförmig um den Stamm durchhaut, um so ihr baldiges Absterben herbeizuführen. Dieses Verfahren bezeichnet man mit dem Ausdruck: tödten (to kill). So hatte ich bald eine solche Menge Holz da liegen, daß ich nicht wußte, wo ich mit dem Aufräumen anfangen sollte. Ich begann nun, den Abraum von den gefällten Stämmen zu trennen, auf Haufen zu werfen und zu verbrennen. Dieses systematische Holzverwüsten erfordert aber auch erst eine gewisse Einübung, sonst geht es schlecht von statten, zumal wenn es noch nicht trocken ist. Die Haufen müssen dicht zusammen gelegt werden, und das Verbrennen muß von oben herab geschehen, sonst brennt bloß das dünne und trockene Gehölz heraus, und die starken Stücke bleiben liegen und verursachen neue Arbeit. Mit diesem trostlosen Geschäft war ich zu Ende Februars so weit vorgeschritten, daß ich anfangen konnte, Fensenriegel (fence-rails — Zaunriegel) zu spalten. Doch ich beschloß jetzt auf's Neue, eignen Anbau aufzugeben, und wo möglich wieder einige Lohnarbeit zu suchen, weil der Preis, der sich mir beim besten Gelingen in Aussicht stellte, nicht den fünften Theil der unsäglichen Mühen belohnen konnte. Allein meine Schwester munterte mich auf, das Begonnene fortzusetzen und wenigstens den angefangenen Platz zu bepflanzen. Und so fuhr ich denn auch damit fort. Ich spaltete eine Partie Riegel, mußte diese auf den Schultern an der Linie herumtragen und setzte nun die Fense auf, welche 3 Acres umschloß, wovon ich im Monat Mai etwas über 2 Acres mit Mais oder Welschkorn — wie es hier die Deutschen gewöhnlich nennen — bepflanzte.

Ich fühlte mich jedoch immer mehr überzeugt, daß aus meiner Wirthschaft, auch bei besseren Umständen, als jetzt eben in Aussicht standen, so wenig etwas werden konnte, als aus jeder andern, wo ein

einzelnstehender Mann aller und jeder Hilfe gänzlich entbehrt und nur auf sich und seine zwei Hände gewiesen ist. Demnach machte ich überall bekannt, daß ich gesonnen sei, meinen Platz zu verkaufen, und fand endlich im Monat August einen Liebhaber dazu. Es war der vormalige Baumeister Hr. Urban Capelle aus Heiligenstadt, der eben mit seiner Familie eingewandert war. Er bezahlte mir dafür 200 Dollars, wodurch mir die an das Landamt bezahlte Summe, meine Auslagen und das, was mich mein Unterhalt bei möglichster Sparsamkeit, während der Zeit, die ich auf dem Platze war, kostete, knapp und genau wieder ersetzt wurden.

Sobald wegen dieses Handels Alles in Richtigkeit war, nahm ich mir vor, meine Landsleute in St. Charles=County einmal zu besuchen, und machte mich zu dem Ende auf den Weg. Ich war schon davon unterrichtet, daß Georg Gerhardt seine erste Farm wieder verkauft und an der von Missouritown nach Marthasville führenden Straße eine andere Besitzung gekauft hatte. Ich ließ mich bei dem Städtchen Washington über den Fluß setzen, wurde vom Fährmann über den zu nehmenden Weg unterrichtet und hatte Gerhardt's Platz bald erreicht. Er lag sehr schön in einer weiten, offenen Fläche, auf welcher man sieben Farmen mit ihrem Zubehör zu gleicher Zeit übersehen konnte, welches in diesen noch neuen Landschaften nicht oft vorkommt. Gerhardt's hatten seit ihrer Ankunft in diesen Gegenden schon mit manchen widrigen Begegnissen zu kämpfen gehabt. Sie hatten, gleich nachdem sie im vorigen Frühjahre ihren neuen Platz bezogen, sämmtlich viel von langwierigen Krankheiten leiden müssen. In ihrem Hause war von den vorigen Besitzern ein Landkrämergeschäft betrieben worden, und ebenfalls ein solches zu eröffnen, war Gerhardt's Plan gewesen, als er diesen Platz in Rücksicht auf seine dazu vortheilhafte Lage, jedoch in der That etwas zu theuer, erkaufte. Indessen, durch die eingetretenen Krankheiten und deren Folgen war der Plan gestört und gänzlich rückgängig geworden. Uebrigens befanden sie sich jetzt gesund und wohl.

Gerhardt wußte, daß ich schon in Pennsylvanien eine Zeitlang Schule gehalten hatte. Er sagte mir jetzt, daß jeder Ort, wo bisher dann und wann Schule gehalten worden, von der dasigen Landschaft ziemlich entfernt sei, und daß viele seiner Nachbarn es sehr gern sehen würden, wenn ich mich entschließen könnte, hier eine Schule zu eröffnen. Er ging mit mir zu seinem Nachbar, Dietrich Nethorst, einem Westphäler von Geburt und einem der geachtetsten Landwirthe in der Umgegend, und setzte ihn von dem mir gethanen Vorschlage

in Kenntniß. Rethorst erklärte: er sei damit vollkommen einverstanden und wünsche sehr, daß er zur Ausführung kommen möge; er zweifle auch gar nicht, daß die anwohnenden Nachbarn es ebenso sehr wünschten, und er werde Alles thun, was er könne, um der Sache förderlich zu sein. Obschon mir die Gesinnungen der Meisten in Missouri lebenden Deutschen, in Bezug auf das Schulwesen, nur zu gut bekannt waren, als daß ich auf einen sonderlichen Erfolg hätte rechnen sollen, so beschloß ich doch einen Versuch zu machen. Ich ging also auf den Vorschlag ein und versprach, in möglichst kurzer Zeit mich wieder hier einzufinden. Ich ging nach Hermann zurück, ordnete, was ich zu ordnen hatte, brachte meine Effecten an den Fluß, bestieg das nächste abwärts gehende Dampfboot und ließ mich zu Mount-Pleasant an's Land setzen. Bald nach meiner Ankunft forderte mich Dietrich Rethorst auf, in seinem Hause mein Logis zu nehmen, welcher Einladung ich denn auch dankbar folgte.

Alle Eltern in der Nachbarschaft, welche schulfähige Kinder hatten, wurden nun, dem dasigen Gebrauche gemäß, eingeladen, diese in die zu eröffnende Schule zu schicken, und zugleich wurden sie von den festgestellten Bedingungen in Kenntniß gesetzt. Die meisten Aufgeforderten erklärten sich vollkommen damit einverstanden und sagten zu, daß sich ihre Kinder zur bestimmten Zeit im bezeichneten Locale einfinden sollten. Am 1. September 1841 wurde demnach diese angekündigte Schule eröffnet. Allein es kam so, wie es hier im gleichem Falle gewöhnlich und überall zu kommen pflegt: nicht die Hälfte der Kinder erschien, für welche der Besuch zugesagt worden. Diejenigen Bewohner der Nachbarschaft, die sich am meisten dafür interessirten, waren der Meinung, es werde sich nach und nach wohl bessern, und es besserte sich auch, nur aber nicht so, wie sie dachten. Ich wunderte mich darüber so sehr eben nicht; die Ursachen waren mir nicht unbekannt, und die Sache wurde dessenungeachtet fortgesetzt. Die Dauer dieser Schule war für jetzt auf 6 Monate bestimmt, und demnach hörte sie zu Ende des Februars 1842 wieder auf. Um diese Zeit wurde ich veranlaßt, dem zusammengetretenen Schulverein zu Dutzow in Warren-County den Antrag zu machen, dort Schule zu halten. Ich that es, und diese Schule bestand nun bis zum Monat September. Am 1. October d. J. begann ich wieder auf Rethorst's Farm Schule zu halten, die bis zu Ende des März 1843 fortgesetzt wurde, und zuletzt hielt ich von dieser Zeit an bis zu Ende des Monats Juli in dem Städtchen Mount-Pleasant in St. Charles-County Schule.

In der Mitte dieses Monats hatte ich von meiner in Hermann wohnenden Schwester einen Brief erhalten, worin sie mir meldete, daß sie aus der deutschen Heimath die Nachricht von dem erfolgten Tode unsrer Mutter erhalten hätte, und mich zugleich ersuchte, möglichst bald einmal nach Hermann zu kommen, da es nun doch nothwendig sei, wegen Beziehung der zu hoffenden Erbschaft das Nöthige zu verabreden und wieder in die Heimath zu schreiben. Ich traf die nöthigen Verfügungen und reiste, sobald es geschehen konnte, dahin. Meinen Geschwistern erklärte ich jetzt ganz bestimmt, ich sei nunmehr zu dem festen Entschlusse gekommen, im kommenden Frühjahre nach Deutschland zurückzukehren, und werde ihn auch ausführen. Was also meinen Antheil an unserer Erbschaft betreffe, so möge dieser nur vor der Hand in der Heimath zurückbehalten werden. Diese meine Erklärung und das sonst Erforderliche wurden demnach in die Heimath berichtet.

Mein ausgesprochener Vorsatz war indessen nicht unbekannt geblieben, und so besuchte mich denn sehr bald der in Hermann wohnende deutsche Arzt, Hr. Dr. Eduard Kramer, aus Langensalza gebürtig, und sagte mir, daß er selbst noch diesen Herbst eine Reise nach Deutschland anzutreten gedenke und es ihm sehr lieb sein würde, wenn wir diese Reise gemeinschaftlich machen könnten. Auch mir mußte es natürlich lieb sein, einen solchen Reisegesellschafter zu finden; ich überlegte mir also die Sache nicht lange, sondern erklärte mich bald bereit, seinem Wunsche zu entsprechen, und es ward nun bestimmt, daß wir zum 10. August Beide zur Abreise fertig sein wollten. Ich ging nun unverweilt nach Mount-Pleasant zurück, setzte die Eltern der Kinder, die zu mir in die Schule gingen, von meinem Vorhaben in Kenntniß, und nach getroffener Uebereinkunft mit ihnen ward die Schule mit dem Ende des laufenden Monats geschlossen. Ein specieller Landsmann von mir, Gustav Naumann aus Meuselwitz, befand sich eben um diese Zeit bei Gerhardts zu einem Besuche. Nachdem er meinen Entschluß vernommen, erklärte er, daß er ebenfalls mitreisen wolle, daß er zum 10. August bereit sein werde, und daß wir nur, nach unsrer Ankunft in St. Louis, in einem bestimmten Hause nach ihm fragen sollten.

Nachdem ich nun meine Bagage in Ordnung gebracht und in dem am Landungsplatze stehenden Hause des Hrn. August Nasse zur augenblicklichen Aufnahme bereitgestellt hatte, trat ich meinen letzten Weg nach Hermann an, und auf demselben machte ich noch meinen Abschiedsbesuch im Rethorst'schen Hause. Mit wehmüthigen Empfin-

bungen, aber auch mit wahrhaft herzlichen Wünschen für ihr Glück und Wohl, schied ich von dieser lieben Familie, und noch oft denke ich mit tiefgefühlter Dankbarkeit an das viele Gute zurück, das mir in ihrem Hause zu Theil wurde. Und überhaupt — tief bewegt ging ich aus dieser Gegend, die mir in Amerika vor allen andern theuer geworden war. Ich hatte hier den Umständen nach ziemlich glücklich gelebt; Achtung und Liebe war mir von allen Seiten zu Theil geworden. Noch jetzt denke ich oft mit dankbarer Erinnerung daran und lebe der Ueberzeugung, daß mein Name dort noch heute und immer einen guten Klang haben wird. Und da auch in dieser Gegend wahrscheinlich noch eine lange Zeit hingehen wird, ehe sich alle Kinder, und namentlich alle deutschen Kinder, eines geregelten Schulunterrichts zu erfreuen haben werden, so hege ich wieder die feste Ueberzeugung, daß die wenigen Kinder, denen ich dort Unterricht ertheilte, einst noch als Männer und Frauen sich mit dankbarer Achtung meiner erinnern werden, indem sie dann erst erkennen werden, daß ich in Liebe für sie that, was ich den beschränkten Mitteln und ungünstigen Verhältnissen nach thun konnte, und daß somit mein Andenken und die Früchte meines wenn schon beschränkten Wirkens in jenem transatlantischen Lande nicht so bald ganz spurlos verschwinden werden.

Als ich in Hermann wieder ankam, erfuhr ich sogleich, daß sich dem Vorhaben des Hrn. Dr. Kramer noch dieses und jenes Hinderniß entgegenstellte. So kam der 14. August heran, und noch waren sie nicht alle beseitigt. Es war mir gar nicht recht wohl dabei, da der Wasserstand der Flüsse täglich niedriger wurde und auch der in St. Louis auf uns wartende Gustav Naumann natürlich gar nicht wußte, woran er war. So wurde denn in Uebereinstimmung mit dem Hrn. Dr. Kramer beschlossen, daß ich mit dem ersten, den Missouri abwärtsgehenden Dampfer nach St. Louis abgehen sollte. Ich versprach jedoch, daß wir in St. Louis einige Tage warten wollten, für den Fall, daß Hr. Dr. Kramer im Stande sein möchte, in kurzer Zeit nachzukommen.

X.

Rückreise nach Deutschland. — Abreise von Hermann nach St. Louis, und von da über Pittsburg nach Philadelphia. — Contrahirung wegen der Ueberfahrt. — Einschiffung, Fahrt den Delawarefluß hinab und Auslauf aus dem Hafen von Cap Henlopen in die offene See. — Die Seefahrt. — Eintreffen im Canal. — Großer Sturm auf der Nordsee, fast am Ende der Fahrt. Ankunft des Lootsen. — Landung in Bremerhafen. — Reise über Bremen nach Hamburg. — Bemerkungen über die große Brandstätte und das neue Hamburg. — Reise mit dem Dampfboot von Hamburg nach Magdeburg. — Fahrt auf der Eisenbahn von Magdeburg nach Leipzig und von da nach Altenburg. — Endliche Ankunft im Vaterlande und in der Heimath.

So bestieg ich denn also, am 15. August 1843, ein den Missouri herabkommendes, am Landungsplatze zu Hermann anlegendes Dampfboot, um auf demselben nach St. Louis abzugehen und somit die Landschaft, in welcher noch jetzt zwei Schwestern von mir und eine große Zahl deutscher Landsleute wohnen, auf immer zu verlassen. — Auf mein Verlangen legte das Boot unterwegs bei Mount Pleasant an, um meine Bagage an Bord zu nehmen. In St. Louis angekommen, suchte ich sogleich meinen harrenden Landsmann Gustav Naumann auf, dem die Zeit des Wartens schon etwas lang geworden war. Am 16. kam auch Hr. Dr. Kramer an. Wir begaben uns nun mit unserm Gepäck ohne Verzug auf ein zur Abfahrt nach Cincinnati bereit liegendes Dampfboot, das auch am 17. August Nachmittags abging.

Mit eintretender Nacht thürmten sich schwarze Gewitterwolken auf, es fing auf eine schreckliche Weise an, zu donnern und blitzen, und dennoch setzte der Capitain die Fahrt fort, weil er gern einen sichern und bequemen Punkt zum Anlegen erreichen wollte. Da erhob sich auf einmal einer der furchtbarsten Gewitterstürme — die übrigens in diesen Gegenden nicht selten sind — und gerade befanden wir uns jetzt an einer der gefährlichsten Stellen des Mississippistroms; denn das Ufer, auf welches uns der Sturm zutrieb, war hier ganz mit angeschwemmten, hoch übereinander aufgeschichteten Baumstämmen belegt, die den Schiffen, zumal bei solchen Umständen, äußerst gefährlich sind. Der Steuermann mußte das Boot nur mit aller Gewalt abzulenken suchen, um wo möglich eine Stelle zu erreichen, wo er ohne offenbare Gefahr anlaufen konnte, und dieß war bei der starken Dunkelheit und den fort und fort herabschießenden blendenden Blitzen nichts Leichtes. Endlich gelang es ihm doch noch, eine solche

zu erspähen, und er ließ das Boot antreiben. Nach einer Stunde legte sich der Sturm. Wir befanden uns in der Nähe von Cap Girardeau. Die folgenden Tage hatten wir sehr schönes Wetter, und bei solchem kamen wir am 22. vor Cincinnati an. Das Boot hatte seine Ladung hierher, darum mußten wir uns hier um ein Anderes, nach Pittsburg gehendes bekümmern. An Passagegeld für einen Platz im Zwischendeck mußten wir bis Cincinnati 3 Dollars bezahlen.

Der Wasserstand war auf dem obern Ohio so niedrig, daß nur kleine, leichte Boote aufwärts nach Pittsburg gehen konnten. Die großen Boote, welche sonst zwischen diesen beiden Plätzen gingen, mußten jetzt sämmtlich stillliegen; die kleinen Boote, welche sonst den Muskingum und andere Nebenflüsse befahren, vertraten ihre Stelle und machten dabei gute Geschäfte. Zwei Solche lagen eben vor Cincinnati zur Abfahrt bereit. Der Capitain, mit welchem wir hierher gekommen waren, warnte uns vor dem Einen, das augenblicklich abgehen sollte, indem er sagte: der Capitain desselben sei als ein Schuft bekannt, der jede sich darbietende Gelegenheit benutze, seine Passagiere zu prellen. Wir folgten seinem Rathe und gingen auf das Andere, obgleich dieß erst am folgenden Tage abging, und hatten es nicht zu bereuen.

Wir fuhren also am 23. August von Cincinnati ab. Auf dem kleinen Boote war wenig Raum, und dabei war es mit Passagieren überfüllt; wir mußten uns daher äußerst unbequem behelfen. Unsere Reisegesellschaft im Zwischendeck war auch keine saubere, denn sie bestand meistens aus liederlichem irländischen Volk, von der schlechtesten Sorte. Als wir am 26. an Mariette vorbei fuhren, lag das einen Tag vor uns von Cincinnati abgegangene Boot am dasigen Landungsplatze, und eine Menge Passagiere standen an demselben und winkten unserm Boote zu, daß es anfahren und sie aufnehmen sollte. Allein dieß geschah nicht, wohl aber kamen zwei derselben in einem Nachen angefahren und wurden aufgenommen. Von ihnen erfuhren wir, daß die Ladung des Fahrzeugs nach Mariette bestimmt und der Capitain auch sicher schon vor der Abfahrt mit sich darüber einig gewesen war, nicht weiter als bis Mariette zu fahren. Dennoch aber hatte sich der Schurke die volle Passage nach Pittsburg bezahlen lassen, und als er erklärte: es sei unmöglich, dahinzufahren, verweigerte er doch, etwas wieder zurückzugeben, indem er behauptete, er habe sich das ausdrücklich vorbehalten, wovon aber kein Passagier etwas wußte. — Allerdings gab es mitunter Stellen, wo es keine 12 Zoll Wasser hatte, und so mußten einstmals die sämmtlichen

männlichen Passagiere unsers Boots dasselbe verlassen und gegen 2 Meilen zu Fuß gehen. Endlich am 27. August kamen wir vor Wheeling an. Wir vernahmen sogleich, daß schlechterdings kein Dampfboot mehr nach Pittsburg gehen konnte, und mußten demnach an's Land gehen. Passagegeld mußten wir Jeder $3\frac{1}{2}$ Dollars bezahlen.

Hr. Dr. Kramer hielt für's Beste, ohne Aufenthalt von Wheeling mit der Post nach Baltimore und von da nach Philadelphia zu gehen, und sich dort sogleich um Ueberfahrtsgelegenheit zu bekümmern. Gustav Naumann und ich konnten aber nicht dasselbe thun, da wir zusammen über 500 Pfd. Gepäck hatten, was die Post nicht annehmen konnte, da sie mit Passagieren vollständig besetzt war. Die Post für Pittsburg aber verstand sich zu dessen Annahme, und so gingen wir mit derselben am 28. August nach Pittsburg ab. Der Weg von 56 Meilen (12 deutschen) in 5 Stationsstrecken ward, einschließlich der Aufenthalte unterwegs, in 12 Stunden zurückgelegt, und wir Beide mußten zusammen, für uns und unsere Bagage, 8 Dollars bezahlen.

Der Canalaquaduct über den Alleghanyfluß hatte eben einen Bruch bekommen, wodurch die Canalfahrt gehemmt war. Wir mußten uns also einen sechstägigen Aufenthalt gefallen lassen und konnten erst am 4. September mit einem Canalboote wieder von Pittsburg abgehen. Es war dieß ein „portable" (tragbares) oder Sectionsboot, so genannt, weil ein solches aus vier Stücken oder einzelnen für sich völlig abgeschlossenen Abtheilungen besteht, die durch Ketteln und Krampen zusammen zu einem Ganzen verbunden sind. Am 6. September liefen wir in das Bassin zu Johnstown ein. Hier wird nun ein eigens dazu eingerichteter sogenannter Dockwagen auf einem Schienenwege in das Bassin hinabgelassen, die Verbindungen, welche das Boot steif zusammenhalten, werden gelöst, und die einzelnen Sectionen hängen bloß noch mit kurzen Ketten zusammen. Jetzt wird dasselbe auf den Schienenweg zugerudert. Befindet sich die erste Section über dem Vordertheil des Dockwagens, so wird sie auf diesem befestigt, und derselbe wird nun, vermittelst eines starken Seils, das über den ganzen Schienenweg hinauf bis auf die Ebene läuft und hier mit einer Maschine in Verbindung steht, die durch Pferdekraft in Bewegung gesetzt wird, angezogen. Eine Section nach der andern setzt sich auf, bis sie alle vier auf dem Wagen stehen. Steht dieser endlich auf der Ebene, so wird die Locomotive vorgehängt, und das Boot setzt seinen Lauf dergestalt auch auf der Eisenbahn fort. Auf solche Weise wird also auf der ganzen Reise von Pittsburg bis Philadelphia kein Umladen nöthig, und man bleibt, mitsammt seinem

Gepäck, fortwährend in demselben Raume, was so manche Vortheile gewährt.

Am 7. September gegen Abend hatten wir die Portageeisenbahn hinter uns und kamen in Holydaysburg an. Hier läßt man den Dockwagen auf einem Schienenwege in das Bassin hinabrollen, die Sectionen des Boots, vom Wasser gehoben, werden wieder zusammenbefestigt, und dasselbe setzt nun seine Fahrt wieder auf dem Canale fort. — Am 11. erreichten wir Columbia, wo der Canal endet. Hier wird das Boot wieder, wie vorhin beschrieben, auf einen Dockwagen genommen und vermittelst einer stehenden Dampfmaschine hinausgezogen und geht nun auf der Eisenbahn bis Philadelphia. Vor der Stadt wird die Locomotive hinweggenommen, und die Wagen werden durch Pferde in's Depot gebracht. Am 12. Sept. Abends kamen wir in Philadelphia an. Für die ganze Fahrt von Pittsburg bis hierher mußten wir 6 Dollars der Mann bezahlen. Jeder Passagier hat 50 Pfund Gepäck frei; für Uebergewicht ist noch für 100 Pfd. 1 Dollar zu vergüten. Wir nahmen unser Logis in einem Gasthause, nahe am Depot, Washington=Inn genannt, in der High= oder Marktstraße, Nordseite Nr. 323, zwischen der achten und neunten Querstraße, das von einem Deutsch=Pennsylvanier, Namens Henry Bachmann, gehalten wird. Wir hatten äußerst gefällige Wirthsleute und gegen sehr billige Bezahlung ein ausgezeichnet gutes Quartier und können dieses Haus mit Recht als eines der Vorzüglichsten empfehlen.

Am folgenden Tage erkundigten wir uns nach dem Hrn. Dr. Kramer und trafen ihn in dem Hause seiner hier lebenden Schwiegermutter. Er setzte uns sogleich davon in Kenntniß, daß das schöne, neue, dreimastige bremer Packetschiff „Philadelphia", geführt durch Capitain H. W. Greve, am Landungsplatze lag und in den nächsten Tagen nach Bremen abgehen solle, und daß er sich bereits zur Ueberfahrt auf demselben verdungen habe. Seine schnelle Reise von Wheeling nach Philadelphia hatte ihm also zu keinem früheren Fortkommen, doch aber dazu gedient, daß er sich in der Zwischenzeit alle Merkwürdigkeiten dieser schönen Stadt mit Muße hatte besehen und dabei im Hause seiner Verwandten ruhig, bequem und kostenfrei leben können. Beiderseits freuten wir uns, die Seereise nun doch noch zusammen machen zu können.

Wir gingen nun nach dem Hafendamm und begaben uns auf das genannte Schiff. Es war in der That ein herrliches, sehr wohlgebautes und ausgerüstetes Fahrzeug, ein mäßig großer Dreimaster, mit einer schönen, nach Art der Amerikaner auf dem Hinterdeck er=

bauten geräumigen Staatskajüte und einem sehr hohen Zwischendeck. Der Capitain Greve war eben gegenwärtig, und da wir schon gehört hatten, daß es hier ganz gleich sei, ob man wegen der Passage auf der Agentur der bremer Schiffseigenthümer oder auf dem Schiffe selbst contrahire, so machten wir sogleich den Handel auf die kürzeste Weise ab und bezahlten für die Ueberfahrt im Zwischendeck mit Beköstigung jeder 23 Dollars. Auch Hr. Dr. Kramer fuhr im Zwischendeck über. Wir erhielten die Weisung, daß wir uns den 16. Sept. unfehlbar am Bord einzufinden hätten. Wir machten nun die erforderlichen Vorbereitungen zur Seereise, versahen uns mit allen nöthigen Bedürfnissen für dieselbe, und die uns noch übrig bleibende Zeit benutzten wir, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen in Augenschein zu nehmen. Endlich am bestimmten Tage sorgte unser freundlicher Wirth selbst für ein gutes und billiges Fuhrwerk, um uns mit unserm Gepäck auf den Hafendamm zu bringen. Und so bestiegen wir nun das deutsche Schiff, das uns wieder hinübertragen sollte über den atlantischen Ocean in das deutsche Vaterland, um es erst in deutschem Gewässer schwebend wieder zu verlassen, und ich muß es gestehen, ein seltsames, dem wichtigen Augenblicke eigenthümliches, nicht wohl zu beschreibendes Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich meine Füße von Amerika's Boden hinwegzog, um ihn nie wieder zu betreten! — Es waren in Allem neun Zwischendeckpassagiere am Bord, von denen nur Zwei wieder nach Amerika zurückzugehen beabsichtigten. Unter denen, die es für immer verlassen wollten, befand sich auch der schon im ersten Abschnitte meiner Schrift einmal erwähnte Hr. Rochus Alexander Krämer aus Dresden. Auch er hatte in Amerika keine guten Geschäfte gemacht und befand sich jetzt in krankhaftem, sehr leidenden Zustande. Für drei dieser Passagiere hatte die deutsche Gesellschaft in Philadelphia das Ueberfahrtsgeld bezahlt. Kajütenpassagiere hatten wir gar nicht, wohl aber die Frau unseres Capitains am Bord, welche Amerika oder namentlich Philadelphia auch einmal hatte sehen wollen und sich deshalb zum Mitmachen einer Seereise entschlossen hatte.

Am 17. Sept. früh fuhren wir ab; weil uns aber der Wind ganz ungünstig war, gingen wir nur wenige Meilen den Delaware hinab und ließen noch im Angesicht von Philadelphia den Anker wieder fallen. Den folgenden Tag kreuzten wir in kurzen Winkeln bis Nachmittags um 3 Uhr, wo wir wieder Halt machten. Am 19. fuhren wir mit etwas besserem Winde bis um dieselbe Zeit. Am 20. liefen wir wegen sehr heftigen und widrigen Windes Nachmittags

um 4 Uhr im Hafen von Cap Henlopen ein, und noch zwölf andere Schiffe thaten ein Gleiches. Wir hatten also auf der 100 engl. Meilen langen Wasserstraße, die zuweilen in 8—10 Stunden zurückgelegt wird, vier Tage hingebracht. Nach Mitternacht änderte sich der Wind zu unserm Gunsten, und so gingen wir denn — am 21. September 1843, früh um 6 Uhr — hinaus in die offene See. Wir hatten mäßig starken Nordwind, der aber immer stärker und stärker wurde und auch in den folgenden Tagen so anhielt. Der Capitain äußerte, er sei sonst nicht dafür, den Golfstrom in gerader Richtung zu überfahren, bei dem starken Nordwinde aber werde es wohl der beste Weg sein. Wir verfolgten also fortwährend denselben Curs, und schon am 23. erreichten wir die Strömung. Wir waren gleich anfangs ziemlich südlich gekommen, und auch beim Durchschneiden des Golfstroms wurden wir wenig nördlich getrieben, so daß wir uns, als wir ihn bereits im Rücken hatten, immer noch unterhalb der 40. Breitenlinie befanden. Am 26. bekamen wir bei sehr schönem Wetter scharfen Südwestwind. Das Schiff flog wie ein Pfeil dahin, und wir legten einige Male an einem Tage gegen 80 deutsche Meilen zurück. Der Wind setzte nun nach Westen und nach einigen Tagen mehr nach Nordwesten über, und so behielten wir ihn bis in den Canal. Wir kamen nahe an den azorischen Inseln vorbei, doch aber nicht so nahe, daß wir sie sehen konnten.

Einige der Passagiere mußten von der Seekrankheit viel leiden, und selbst der Frau unseres Capitains ward von ihr gar lange und übel mitgespielt, wennschon sie sich eines reinlichen und luftigen Aufenthaltsortes erfreuen konnte und ihr auch sonst Alles zur Verfügung stand, was dazu dienen kann, diesem Uebel zu begegnen, oder es wenigstens zu mildern. Bei mir kam diese Krankheit noch weniger als bei meiner Hinüberreise zu völliger Wirksamkeit, doch das damals empfundene Uebel stellte sich auch jetzt wieder ein: ich empfand nämlich bald einen unüberwindbaren Ekel vor dem eingesalzenen Fleische, ganz besonders aber vor der Butter, so gut auch beides war, und drei Wochen lang habe ich von beiden nichts genossen. Im übrigen waren die Verhältnisse auf unserm Schiffe durchgehends so, daß wir wohl zufrieden sein konnten. Der Capitain war ein wackerer, erfahrner Seemann, dabei aber auch zugleich ein feiner, artiger Mann, der sich nicht in eisig-vornehmer Ferne hielt, sondern auch mit gesitteten Zwischendeckspassagieren gern freundlich verkehrte, und der mit seinen Untergebenen nicht immer nur im rauen Commandeurtone sprach. Auch seine Gattin, obgleich eine fein gebildete Frau, schien doch ge-

wohnt zu sein, Jedermann mit zuvorkommender Gefälligkeit zu behandeln. Auch die Steuermänner und Matrosen waren sämmtlich wohlgesittete, gefällige Leute, und Einige von ihnen besaßen einen nicht geringen Grad geistiger Bildung, Manche derselben viel Erfahrung und eine gute Mittheilungsgabe. Daß uns unter solchen Umständen während der Ueberfahrt die Zeit nicht sehr lang wurde, läßt sich wohl denken, obgleich wir manche trübe, äußerst unangenehme Regentage hatten.

Am 12. October Abends erblickten wir den ersten europäischen Leuchtthurm; es war der von Cap Lizard auf der englischen Küste. Am folgenden Morgen hatten wir dieses Vorgebirge in nicht gar weiter Ferne zur linken Seite. Wir kamen nun, ebenfalls nicht fern, an Strait Point, weiterhin an der Landspitze von Portland, an Cap St. Albans, der Insel Wight, Beachy=Head und Cap of Dungerneß vorbei, wo die starke Strömung uns sehr hinderte. Am 14. Vormittags fuhren wir ganz dicht an der Hafenstadt Dover vorüber. Die gegenüberliegende französische Küste ist sehr niedrig und erschien nur wie ein dunkler Saum am fernen Horizont. — Den 15. hatten wir bis gegen Abend gänzliche Windstille, die Nacht hindurch und den folgenden Tag schwachen Nordwind. Den 17. setzte der Wind nach Süden um und wurde mit Annäherung des Abends sehr heftig. Um 5 Uhr hatten wir die Insel Helgoland gegen Osten dicht vor uns; wir befanden uns mithin allerdings an einer gefährlichen Stelle. Der Capitain wünschte sehr, einen Lootsen am Bord zu haben; es wurde also die Signalflagge aufgezogen und das Schiff dieses Zwecks halber mit aller Gewalt gegen den widerstrebenden heftigen Wind gehalten. Bald sahen wir nun zwei Fahrzeuge auf uns zusteuern, die man für Lootsenschiffe hielt; nur schien es fast unmöglich, daß sie zu uns herankommen könnten. Doch bald kam uns Eins derselben ziemlich nahe, und das Andere war ebenfalls nicht mehr fern. Es war in der That grausenhaft anzusehen, wie die kleinen Schiffe mit Sturm und Wellen kämpften, wie sie bald über die Wasserberge emporschnellten und dann wieder in die Abgründe hinabschossen und in die schäumenden Fluthen versunken schienen, oder bald so auf die Seite gedrückt wurden, daß die Segelstangen das Wasser berührten. Sie schienen mit einander darum zu wetteifern, welches von ihnen wohl das Schiff zuerst erreichen möchte. Der Wind war jetzt schon so heftig, daß es gar nicht mehr möglich war, sich, ohne sich anzuhalten, auf dem Verdeck aufrecht zu erhalten. Jetzt war es dem einen Schiffe gelungen, uns auf der Südseite, woher der Wind kam, ganz nahe

zu kommen, und von ihm ward dem Capitain zugerufen: ob er einen Lootsen begehre? Allein es war ein hamburger Lootsenschiff. Zwar konnte der Capitain auch einen Lootsen von ihm nehmen, um das Schiff in die Weser führen zu lassen, allein bis in den Hafen durfte ein Solcher es nicht bringen, sondern dieß muß, den bremer Statuten gemäß, allemal durch einen angestellten bremer Lootsen geschehen. Von dem andern Fahrzeuge wurde in diesem Augenblicke die bremer Flagge emporgehalten, und der Capitain fand sich bewogen, die Hamburger abzuweisen, die sich denn auch augenblicklich zurückzogen; den Bremern aber winkte er zu, heranzukommen. Jetzt war es für sie natürlich ein Ehrenpunkt, ihr Ziel wo möglich noch vor den Augen der Hamburger zu erreichen. Sie arbeiteten sich immer näher heran. Es befanden sich sechs Mann in dem Fahrzeuge. Sie umkreisten das auf den Wogen auf und nieder schießende Schiff zweimal in einer Entfernung von vielleicht 40 bis 50 Ellen, ehe sie einen Punkt treffen konnten, wo sie sich mit einiger Zuversicht getrauen durften, das kleine Boot hinablassen und mit demselben unser Schiff erreichen zu können. Man mußte in der That erstaunen über die Gewandtheit und Umsicht, mit welcher diese Leute die Segel und das Steuerruder regierten. Endlich glaubten sie auf unserer Nordseite einen entsprechenden Punkt gefunden zu haben. Mit Blitzesschnelle ward jetzt das kleine Boot in die schäumenden Fluthen hinabgeworfen, drei Mann sprangen hinein und suchten an's Schiff heranzukommen, und von oben herab wurden ihnen Taue wechselsweise zugeworfen. Dreimal wurden sie wieder zurückgeschleudert, ehe es einem der Männer gelang, ein Tau zu erfassen, an welchem er in's Schiff heraufkletterte. Das kleine Boot fuhr nun schnell an's Lootsenschiff zurück, die zwei noch darin befindlichen Seemänner stiegen in Letzteres ein, das Boot ward hinaufgezogen, und das Schiff flog von dannen.

Der bisher heftige Wind ward nun bald zum vollen Sturme, mit starkem Regen begleitet; auch ward es in kurzer Zeit sehr finster, und kein Stern war am Himmel zu sehen. — Kaum hatte der aufgenommene Lootse sich einige Augenblicke erholt, als er auch schon das Commando des Schiffs übernahm. Das Segelwerk ward sogleich anders gerichtet; und der neue Führer ließ nun das Schiff fort und fort, jedoch so langsam als möglich, zurückkreuzend der offenen See zutreiben, um aus dem gefährlichen Bereich der Untiefen in der Nähe des Landes hinwegzukommen. Ich konnte während dieser Nacht kein Auge schließen, und in jeder Stunde begab ich mich wenigstens einmal auf's Verdeck. Das fürchterliche Heulen des Windes im Takelwerk,

das Anschlagen der tosenden Wellen an die Schiffswände, das außerordentliche Schwanken des Schiffs und das dadurch verursachte äußerst widerliche Knarren der in der Hälfte des Zwischendecks aufgeschränkten Tabacksfässer, alles dieß konnte eben nicht dazu dienen, Einen in Schlummer zu wiegen. Kurz, wir erlebten hier noch, so nahe vor dem Ende unserer Reise, eine schreckliche, grausenvolle Nacht! Obgleich der Capitain die Leitung des Schiffs einem andern tüchtigen Führer anvertraut hatte, so blieb er doch in Matrosenhut und Jacke die ganze Nacht auf dem Verdeck, der Lootse wich nicht vom Steuerruder, und die sämmtlichen Matrosen mußten fortwährend auf dem Platze sein.

Gegen Morgen wurde der Wind schwächer und endlich ganz schwach und ging nun nach Südwesten über. Wir mochten während der Nacht wohl ziemlich weit zurückgekommen sein, denn nachdem wir am folgenden Tage bis gegen Abend wieder der Wesermündung zu gekreuzt hatten, befanden wir uns abermals eine kleine Strecke westlich von Helgoland, gerade auf demselben Punkte, wo wir 24 Stunden zuvor waren. Mit einbrechender Nacht wehte der Wind noch sanft aus der angegebenen Richtung, es ging mit unserer Fahrt gar langsam voran, und wir konnten dießmal ganz ruhig schlafen. Es war gegen 4 Uhr des Morgens, als ich, nach der letzten auf dem Schiffe zugebrachten und zwar sanft durchschlafenen Nacht, erwachte. Das Schiff glitt, ein Wenig auf die rechte Seite geneigt, im festen Zuge dahin, und ich glaubte das eigenthümliche Geräusch zu hören, das ein Schiff macht, wenn es die Wasserfläche scharf durchschneidet. Ich eilte sogleich auf's Verdeck. Der Wind strich jetzt bei ziemlich heiterm Himmel scharf aus Norden, und das Schiff schoß wie ein Hecht durch die Fluthen. Die Matrosen machten gar muntere Gesichter, und einer der Freundlichsten von ihnen rief mir lächelnd zu: „Nun, sehen Sie wohl, während Sie geschlafen haben, hat es sich geändert! Nun kommen wir zum bremer Jahrmarkte noch Alle zeitig genug, und wenn Ihnen das Schiffsbrod nicht mehr schmeckt, so können Sie mit dem Frühstücke allenfalls warten, bis Sie nach Bremerhafen kommen!" — Als es Tag wurde, erblickten wir etwas rechts vor uns deutlich den Thurm auf Wangerooge und nach kurzer Zeit auch etwas links den dunkeln Küstenstreif der niederhannöver'schen Landschaft. Wir flogen also stracks auf die Mitte der Wesermündung zu; bald konnten wir zu beiden Seiten die Küsten des deutschen Vaterlandes deutlich erkennen und die ganze Wasserfläche um uns herum war mit einer Menge von Schiffen und Fahrzeugen aller Art und Größe bedeckt. Auch alle meine Reisegenossen, Gesunde und Kranke, erschienen jetzt auf dem Verdeck; Alle

wollten sich ergötzen an dem Anblick der zuerst hervortretenden Gaue des Vaterlandes! Immer enger wurde die Bucht, immer näher und näher rückten die beiden Ufer zusammen, und hin und wieder schimmerten auf denselben und über die weiten, rechts und links vor uns ausgebreiteten Flächen her, die etwas entwohnten rothen Ziegeldächer deutscher Städte und Dörfer und traten uns gleichsam als lange nicht gesehene alte Bekannte freundlich grüßend entgegen! Und nicht lange währte es, da zeigte man uns in der Ferne den Thurm von Bremerhafen, und endlich um 9 Uhr Vormittags — es war am 19. October 1843, am dreiunddreißigsten Tage nach unserem Abgange von Philadelphia und am neunundzwanzigsten nach der Abfahrt von Cap Hanlopen, oder unserer eigentlichen Seereise — kamen wir auf der Rhede vor diesem Hafen an und ließen den Anker in den Grund der Weser hinabrollen.

Ein aus einem fremden Welttheile angekommenes Schiff darf auch hier nicht eher in den Hafen selbst einlaufen, bis es die Erlaubniß dazu von der betreffenden Behörde erhalten hat. Uns Passagieren ward jedoch gestattet, wenn wir sonst wollten, sogleich an's Land zu gehen. Der Capitain erschien nach wenig Minuten im Feierkleide, er und seine Frau nahmen freundlich von uns Abschied, und ließen sich im Nachen nach dem am linken Weserufer uns gegenüber liegenden Orte übersetzen, um von da sogleich mit Extrafuhrwerk nach Bremen zu gehen. Fort und fort kamen jetzt kleine Boote an's Schiff, die ihre Dienste zur Beförderung von Passagieren oder Fracht nach Bremerhaven oder sonst wohin anboten. Wir erklärten anfangs, daß wir auf dem Schiffe bleiben wollten, bis es selbst in den Hafen einlaufe, da solches, wie man sagte, schon am folgenden Tage unfehlbar geschehen werde. Wir packten also alle unsere Sachen gemächlich und sorgfältig zusammen und waren nun zum Verlassen des Schiffes fertig, aber erkannten auch sehr wohl, daß nunmehr auf demselben durchaus kein Gutsein mehr war. Alles nicht gerade beim Einfahren in den Hafen nothwendige Tau- und Segelwerk ward jetzt abgenommen, accurat zusammengewunden und in die zu dessen Bewahrung bestimmten Räume gebracht. Man konnte also wegen des allgemeinen Herab- und Herumwerfens nur mit der größten Vorsicht einmal über das Verdeck gehen, die Treppen waren bald fast gar nicht passirbar. Als daher des Nachmittags nochmals ein Bootführer anfragte, ob vielleicht Passagiere nach Bremerhafen gebracht zu werden wünschten, entschlossen auch wir uns noch zum Verlassen des Schiffs. Unser Packwerk ward hinabgelassen, wir selbst nahmen von

dem freundlichen Schiffsvolk Abschied, stiegen hinab in das Boot, fuhren in den Hafen und kehrten in dem Gasthause ein, das uns unser Fährmann empfohlen hatte. — Mit einbrechender Nacht entstand stürmisches Regenwetter, und wir waren recht froh, daß wir uns nun auf fester deutscher Erde, in einem schönen Gemache und gutem Bette befanden.

In mir regte sich jetzt lebhaft der Wunsch, die Stadt Hamburg, die ich vor meiner Abfahrt nach Amerika so gut kennen gelernt hatte, nun auch nach dem im vorhergegangenen Jahre stattgefundenen gräßlichen Brandunglück noch einmal zu sehen, da es jetzt mit geringem Umwege und wenig vermehrten Kosten geschehen konnte, und ich hatte diesen Wunsch am Abende gegen einige Anwesende ausgesprochen und zugleich geäußert, daß ich ihn auch zu befriedigen gedenke. Ein Lohnkutscher aus Cuxhaven suchte mir vorzureden, wenn ich nebst meinen Reisegefährten das wollte, so sei es der beste Weg, wenn wir gegen einen billigen Lohn mit ihm nach Cuxhaven führen, von wo wir dann leicht jeden Tag auf der Elbe hinauf nach Hamburg kommen könnten. Hr. Garrets, Gastwirth im „deutschen Hause,“ ebenfalls in Bremerhafen, war eben gegenwärtig. Er gab mir einen Wink, und als ich mich ihm näherte, sagte er mir: er wolle uns nur warnen, uns nicht mit dem Manne einzulassen. Diesem sei es nur darum zu thun, Rückfracht nach Cuxhaven zu haben, was aber hernach aus uns werde, darum bekümmere er sich nicht. Wir möchten nur glauben, daß es sehr ungewiß sei, wann wir mit Schiffsgelegenheit von Cuxhaven nach Hamburg kommen könnten, und es könne sich leicht zutragen, daß wir einen Tag oder noch länger dort warten müßten. Die Unverschämtheit und zunftmäßige Prellerei der Packträger &c. sei übrigens in Cuxhaven, diesem Anhängsel von Hamburg, wo möglich noch ärger als in Hamburg selbst, die grenzenlose Habsucht der dasigen Gastwirthe suche damit gleichen Schritt zu halten, und somit könne uns das Vergnügen, Cuxhaven zu sehen, ziemlich theuer zu stehen kommen. Es mache ihm Freude, wenn er Fremde vor Schaden und namentlich vor schändlicher Prellerei bewahren könne, und wenn wir Hamburg zu sehen wünschten, so dürften wir nur mit dem Dampfboote nach Bremen gehen, dort gäbe es alle Tage zweifache billige Gelegenheit — die er uns auch namhaft machte — in zwölf Stunden nach Harburg zu kommen, und von da könne man jede Stunde nach Hamburg überfahren. Gustav Naumann und ich beschlossen, seinem Rathe zu folgen, und wir vernahmen später von wohlunterrichteten Personen, daß er uns nichts als die reine Wahrheit gesagt hatte.

Am folgenden Morgen hatten wir noch immer Wind und Regen, weshalb wir unsere Abreise noch um einen Tag aufzuschieben beschlossen. Alle unsere Seereisegefährten gingen jedoch an diesem Tage von hier ab. Am folgenden Tage, den 21. October, gingen wir früh um 7 Uhr mit dem Dampfboote ab und kamen Nachmittag um 3 Uhr in Bremen an. Am Landungspunkte gab es eine Menge Agenten der Gasthäuser, der Weiterbeförderungsanstalten u. s. w., fast wie an einem amerikanischen Landungsplatze. Einer der Letzteren redete auch uns an und fragte: wohin wir zu reisen gedächten? und als ich ihm sagte, daß wir nach Hamburg wollten, erklärte er, er wolle sogleich einen Karrenführer rufen, der unser Gepäck nach dem „hannöverschen Hause" bringe, und er selbst wolle uns dahin begleiten, da von dort um 4 Uhr die Schnellwagen von Köhler und Hesemeyer nach Harburg abgingen. Der Karrenführer war bald da, das Gepäck ward aufgeladen, und in kurzer Zeit waren wir in dem genannten Gasthofe. Wir aßen noch etwas, setzten uns ein und fuhren um 4 Uhr ab. Es war ein sehr schöner, geräumiger Wagen, und da er bis Rotenburg nur von vier Passagieren besetzt war, so konnten wir es uns sehr bequem machen. An der hannöverschen Grenze kamen wir dießmal ohne alle Hudelei weg, wir brauchten unsere Koffer gar nicht einmal zu öffnen, sondern man glaubte unserer Versicherung, daß wir nichts Zollbares bei uns hätten. Nach 10 Uhr kamen wir nach Rotenburg, und hier mußten wir ziemlich ein paar Stunden verweilen. Hier trafen nämlich auch die von Harburg kommenden Wagen fast zu gleicher Zeit ein. Die Pferde wurden gefüttert und die Packstücke umgeladen, und die von Bremen gekommenen Passagiere mußten ebenfalls jetzt in den von Harburg gekommenen Wagen Platz nehmen, die nun dahin zurückgingen, und so umgekehrt. Gegen 12 Uhr ging es wieder vorwärts, und früh etwas nach 6 Uhr trafen wir in Harburg ein. Wir hatten in Bremen für die ganze Fahrt — 12 Meilen — mit Einschluß von 500 Pfund Gepäck 3 Thlr. preuß. Cour. der Mann bezahlt. Wir ließen nun sogleich unser Gepäck nach dem Anlegepunkte der hamburger Dampffähre bringen, fuhren um 7 Uhr ab und kamen eine halbe Stunde später in Hamburg an.

Da ich schon wußte, daß Reisende, die nicht mit Equipage angesaust kommen, in Hamburg unter den zu ihrer Aufnahme bereitstehenden Wirthschaften keine sonderliche Auswahl haben, so kehrten wir in einem kleinen Wirthshause an den Vorsetzen ein, das von einem jungen, äußerst gefälligen und dienstfertigen Manne, Namens Wiese — der freilich kein geborener Hamburger ist — gehalten

wurde, und fanden bei ihm, gegen billige Bezahlung, ein recht gutes Quartier.

Keiner von uns Beiden hatte an diesem Tage Lust zum Ausgehen, denn wir waren zu ermüdet. Da, wie wir aus dem Tageblatte ersahen, erst den 24. October wieder ein Dampfboot nach Magdeburg abging, so benutzten wir den nächstfolgenden Tag — den 23. — dazu, die vorjährige große Brand- oder nunmehrige große Baustätte in Augenschein zu nehmen. Mehrere Tausende von Menschen waren darauf beschäftigt. Einige über 500 Häuser waren wieder aufgebaut, und darunter gab es, namentlich am Hopfenmarkte und am Jungfernstieg, mehrere wahrhaft prächtige Gebäude. Nur Schade, daß die neue Anlage nach „einem regelmäßigen und großartigen Plane" in Bezug auf die Richtung der Straßen entweder wegen zu großer Schwierigkeiten wirklich nicht genügend und vollständig durchgeführt werden konnte, oder daß auch vielleicht dieser Durchführung verschiedenartige Nebenrücksichten hindernd in den Weg traten. Ja ewig Schade, daß es entweder wirklich nicht möglich war, hinlänglichen Platz zu gewinnen, um den neuen Straßen die Breite zu geben, die sie im Verhältniß zur Höhe der Häuser nothwendig haben sollten, oder daß man aus verschiedenen Rücksichten nicht alles that, was man hätte thun können, um es möglich zu machen. Auch die schönsten Gebäude können keinen angenehmen Eindruck auf den Beobachter machen, wenn der zu beschränkte Raum ihm keinen Standpunkt verstattet, von welchem aus er, in angemessener Entfernung, eine vollkommene Ansicht derselben haben kann; und ganze Reihen schmaler fünfstöckiger Häuser in kaum 20 Fuß breiten Straßen können einen solchen Eindruck ebenso wenig machen.

Die eingeäscherten Kirchen zu St. Petri und St. Nikolai lagen zu der Zeit noch in ihren Ruinen, und ich hätte damals gar nicht geglaubt, daß man auch nur daran denken könnte, sie beide wieder an den alten Stellen, in den vorigen oder wohl gar noch erweiterten Dimensionen, wieder aufbauen zu wollen, wenn man nicht im Stande war, die Plätze, auf denen sie stehen sollten, beträchtlich zu erweitern. Denn ich bin der Meinung, daß, wenn man für ein zu errichtendes kolossales Prachtgebäude nicht auch einen entsprechenden Platz gewinnen kann, es Schade um die enormen Summen ist, die man daran wendet. Mögen auch solche Gebäude im herrlichsten und großartigsten Style aufgeführt werden, so wird doch der Eindruck, den ihr Anblick auf den Beschauer machen könnte und sollte, nothwendig halb oder ganz verloren gehen, wenn sie in dichte, hohe Häusermassen gleichsam eingewickelt dastehen. Solche Gebäude müssen sich dem Vorübergehenden

gleichsam darstellen, sie müssen ihn recht eigentlich ansprechen, wenn ihre Errichtung für ganz gelungen gelten soll. Soll man erst mit Mühe und Beschwerde einen Standpunkt aufsuchen, von dem aus ihr Anblick zu genießen ist, dann ist es schon nicht recht damit. Und ist das mit allen großen, ausgezeichneten und vorzüglich mit allen öffentlichen Gebäuden überhaupt der Fall, so namentlich und insbesondere mit den Kirchen. Denn diese wird man doch nicht etwa bloß der wenigen Kunstkenner und Kunstliebhaber wegen großartig herstellen wollen, die ihrer äußeren Beschauung halber allenfalls auch erst noch Mühe und Kosten anwenden können.

Am Nachmittage gingen wir auf die Expedition der Hamburg-Magdeburger Dampfschifffahrtscompagnie und lösten unsere Billets für die am folgenden Tage zu beginnende Fahrt nach Magdeburg. Jeder hatte für einem Platz in der II. Cajüte 6 Thlr. pr. Cour. zu bezahlen, wobei man 60 Pfd. Gepäck frei hat; das Uebergewicht muß nach dem Tarif bezahlt werden. Unser gefälliger Wirth besorgte uns nun einen Schiffer, der unser Gepäck für einen nach hamburger Taxe sehr billigen Lohn an das für die morgende Fahrt bestimmte Dampfboot hinausbrachte. Auf dem Boote zu übernachten ward uns aber sonderbarer Weise nicht gestattet, sondern wir mußten, nach der Uebergabe unseres Gepäcks, den weiten Weg von mehr als einer halben deutschen Meile nach unserem Logis wieder zurückgehen, um ihn am folgenden Morgen noch einmal zu machen.

Am 24. Oct. früh um 7 Uhr ging das Boot ab. Es war mit Passagieren nicht zu stark besetzt, sodaß wir es ziemlich bequem hatten; doch des widrigen Windes wegen ging die Fahrt nicht gut vorwärts. Und auch ein besonderer Unfall mußte uns noch betreffen, durch den wir volle 24 Stunden aufgehalten wurden. Als wir uns nämlich in der Gegend von Dömitz befanden, brach die Stange des Pumpenstempels der Maschine. Sie ward heraus genommen, in die Schmiede eines gerade am Ufer liegenden Dorfes geschafft und wiederhergestellt. Doch diese Wiederherstellung war nicht ganz so ausgefallen, wie sie sollte, daher beschloß man, ehe man sich zur Weiterfahrt anschicken wollte, erst die Ankunft des nächsten von Hamburg kommenden Dampfbootes abzuwarten und zu sehen, ob dieß vielleicht im Stande sei, die am Bord befindlichen Passagiere und Frachtstücke aufzunehmen. Dieses erwartete Boot kam am 25. gegen Abend bei uns an, und wir und überhaupt die ganze Ladung des stille liegenden, gebrechlichen Fahrzeugs ward von ihm aufgenommen.

Am 26. früh mußte bei Wittenberge Halt gemacht werden, denn

hier befindet sich das preußische Grenzzollamt. Die Zollberichtigung und die Revision der Ladung nahm fast zwei Stunden Zeit hinweg, und das bei Letzterer dießmal beliebte Verfahren konnte wohl kein ganz gewöhnliches sein, denn es erregte eine fast allgemeine Unzufriedenheit, und man sprach sich mitunter sehr bitter darüber aus. Ich für meinen Theil kam dabei noch so leidlich weg. Endlich Abends gegen 10 Uhr kamen wir in Magdeburg an und übernachteten in einem nahe am Landungspunkte liegenden Gasthofe.

Am 27. Oct. früh ließen wir unser Gepäck auf den Bahnhof der Magdeburg-Leipziger Eisenbahn bringen, und gingen um 7 Uhr mit dem ersten Zuge nach Leipzig ab. Es war ein sehr kühler, aber heiterer schöner Herstmorgen. Wohl wäre es wünschenswerth gewesen, an einem solchen Tage die herrlichen, zwischen diesen beiden Städten liegenden Flächen mit einem etwas langsamer gehenden Fuhrwerke durchreisen zu können, um sich desto länger und ruhiger zu ergötzen an dem lange nicht genossenen Ueberblick dieser gesegneten Gauen mit ihren unzählbaren schönen Städten und Dörfern und an dem erfreuenden Hinblick auf die, auf allen nach den Kirchdörfern oder Städten führenden Communicationswegen dahinwallenden, zahlreichen Schaaren jubelnder, wohlgekleideter und wohlgenährter, zur Schule gehender Kinder und auf das frohe muntere Treiben der vielen fleißigen Menschen und auf die stattlichen Gespanne wohlgenährter, muthiger Pferde in den wohlcultivirten Feldern, und bei Betrachtung der schönen und zahlreichen Rindvieh- und Schaafheerden, die überall in den herrlichen Auen und Wiesengründen weideten. Aber freilich, durch die mächtige Kraft des Dampfes fortbewegt, flogen wir mit Sturmeseile zwischen allen diesen Gegenständen hin oder an ihnen vorüber, während Alles im Nu an uns vorüberzufliegen schien. Wir fuhren in einem Wagen III. Klasse, welcher unbedeckt war, und das konnte uns an diesem schönen Tage nur erwünscht sein; allein bei Wind und Regen, und überhaupt bei Winterszeit, möchte ich diese Wagen freilich Niemandem empfehlen.

Kaum glaubten wir von Halle ab wieder in Bewegung zu sein, als sich auch schon in geringer Ferne vor uns die Stadt Leipzig mit ihren stattlichen Thürmen und Gebäuden imponirend darstellte, und gerade als ihre Thurmuhren Zehn schlugen, hielten wir auf dem betreffenden Bahnhofe. Als wir uns am gehörigen Orte nach unserm Gepäck erkundigten, und Alles in Richtigkeit fanden, fragte mich einer der angestellten Arbeiter, ein schon etwas bejahrter freundlicher Mann, sehr höflich: ob wir wohl unsere Sachen sofort irgend wohin

transportirt zu haben wünschten? Ich antwortete ihm, daß wir sie auf den sächsisch-bairischen Bahnhof gebracht haben möchten, und er erklärte, daß er sogleich Anstalt dazu machen werde. Er lud Alles zusammen auf einen kleinen vierräderigen Wagen, zog solchen die ziemlich weite Strecke dahin und verlangte dann für seine Bemühung nicht mehr als 10 Neugroschen, welche wir ihm mit Vergnügen bezahlten, indem das Betragen dieses Mannes und seine Forderung mit den harburger und hamburger Taxen und deren Erhebern zu auffallend und noch obendrein zu unserm Vortheil contrastirte, als daß wir dadurch uns nicht hätten angenehm überrascht finden sollen.

Der letzte Zug nach Altenburg sollte erst Nachmittags 4 Uhr abgehen; bis dahin hatten wir also noch mehrere Stunden Zeit. Wir benutzten sie dazu, zuvörderst die wahrhaft prächtigen Anlagen des Bahnhofs staunend zu beschauen und uns dann, beim herrlichsten Wetter, in dem schönen und lebensvollen, hier und da mannichfaltig, aber durchgehends vortheilhaft veränderten und vergrößerten Leipzig überall umzusehen. Zu rechter Zeit begaben wir uns wieder auf den Bahnhof, nahmen unsere Plätze ein, und mit dem bestimmten Glockenschlage setzte sich der Zug in Bewegung. Wir saßen jetzt in schönen, geschlossenen Wagen, doch wundern wird sich Niemand darüber, daß ich den Kopf gar oft durch's Fenster steckte, um die wohlbekannten Fluren wieder einmal zu überblicken. Nach kurzem Anhalten zu Kieritzsch ging es wieder vorwärts, und das Herz schlug mir höher, und immer mehr drängten sich nicht wohl zu beschreibende Gefühle verschiedener Art in meinem Innern, jemehr wir uns mit reißender Schnelle den vaterländischen Gefilden, im engsten Verstande, näherten. Endlich flogen wir an der östlichen Spitze des Forstes vorüber, und — hoch und hehr stand in geringer Ferne vor uns der classische Herrscherſitz von Altenburg — mit seinen auf hohem Felsen gegründeten Mauern und Zinnen und Thürmen, ein ehrwürdiges Denkmal verschwundener Jahrhunderte und Geschlechter, an das große historische Erinnerungen sich knüpfen, gar ernst und zugleich freundlich auf Stadt und Land herniederschauend, und wenige Minuten später — kurz nach 5 Uhr — kamen wir auf dem am Fuße dieser Höhe liegenden Bahnhofe an.

Wir begaben uns sogleich in die Stadt und übernachteten bei einem meiner Verwandten. Auch den folgenden Tag brachten wir noch in Altenburg zu, und benutzten ihn zu Besuchen bei Freunden und Bekannten. Da es gerade Sonnabend und also in Altenburg Markttag war, so waren viele Geschäftsleute und Andere aus unserem Ge-

burtsorte Meuselwitz da; fort und fort begegneten wir Solchen, und daran, daß wir unvermuthet dort eintreffen wollten, brauchten wir nun nicht mehr zu denken. Der Sohn eines dasigen Gutsbesitzers erbot sich, mit seinem Gespann unser Gepäck im Bahnhofe abzuholen und mit hinauszunehmen. Wir selbst traten gegen Abend den Weg dahin an; auch dieser hatte seit einigen Jahren eine ganz andere, jedoch sehr erfreuliche Gestalt gewonnen. Noch zur Zeit meines Abganges gehörte diese sogenannte Straße unbestreitbar zu den schlechtesten in den ganzen deutschen Bundesstaaten; jetzt aber war sie in eine schöne Chaussee verwandelt, die namentlich zwischen Rositz und Meuselwitz in schnurgerader Linie über eine halbe Meile lang die schöne Feldfläche durchschneidet, und so konnte es nicht fehlen, man mußte sich hier zu Vergleichungen zwischen dem Sonst und Jetzt gleichsam gezwungen fühlen, deren Resultat nur ein angenehmes sein konnte. Wir wurden von mehreren unserer speciellen Landsleute begleitet, und noch Einige waren uns eine Strecke entgegengekommen. Endlich — es war am 28. October 1843 — Abends gegen 8 Uhr trafen wir in unserer Heimath ein, nachdem ich 7 Jahre und beinahe 6 Monate von derselben abwesend gewesen war.

So war sie denn nun vollbracht, meine Fahrt nach dem modernen „gelobten Lande". Zwar mochte sie wohl mit Recht eine Irrfahrt zu nennen sein, denn den eigentlichen und hauptsächlichsten Zweck meiner Reise nach Amerika hatte ich nicht erreicht, und mein Unternehmen kann allerdings nur für ein Mißlungenes gelten; ärmer an materiellen Mitteln und schwächer an Kräften bin ich von dort zurückgekehrt. Die 7 Jahre, die ich in Amerika verlebte, gehören zu den Merkwürdigsten meines Lebens. Sie waren für mich reich an trüben und schwülen und stürmischen Tagen, ja selbst von bangen, schmerzensvollen Leidensstunden und Stunden des Drängens und Wogens empörter oder tief gekränkter Gefühle ließen sie mich nicht verschont. Dort in jenem fremden Lande, und auf der Reise dahin und zurück, schwebte ich oft in mannichfacher Gefahr, und dieser Zeitraum hatte für mich der vereitelten Wünsche, der getäuschten Hoffnungen, der unbelohnten Mühen, überhaupt der bittern Erfahrungen ach! so Manche und der nagenden Sorgen recht Viele in seinem Schooße. Doch dieser Zeitraum war für mich auch reich an tröstenden, erfreuenden und schätzenswerthen Erfahrungen, gewährte mir auch so manche glückliche und frohe Stunde und hat mir so manche schöne Erinnerung recht tief und unverdrängbar in's Herz gesenkt, was ich Alles mit dem freu-

digsten Danke gegen den höchsten Geber alles Guten anzuerkennen mich noch fort und fort gedrungen fühle. Ja sein Vaterauge wachte, seine schirmende Hand waltete über mir und leitete mich sicher über Land und Meer hin in das ferne Land und auch wieder zurück in die herrlichen Gefilde des Vaterlandes, und gesund und wohlbehalten betrat ich endlich, nach seinem Rath, die gesegneten Fluren der Heimath wieder!

Nun haben mir freilich wohl diese gemachten Erfahrungen bis heute noch keinen materiellen Nutzen gewährt, und mit wenig Sicherheit ist solcher in der Folgezeit davon zu erwarten. Dennoch aber freue ich mich ihrer, und sollte es mir vielleicht gelingen, durch deren Mittheilung manchem meiner Mitmenschen, sei es nun in einem oder dem andern Bezuge, zu nützen, so würde ich mich reichlich entschädigt, ja hochbelohnt finden.

Im Vorstehenden habe ich meine persönlichen Erlebnisse in Amerika berichtet und nur daran einzelne, zur Kenntniß des Landes und der Auswandererschicksale dienende Erfahrungen geknüpft. Meine Beobachtungen über die Zustände und Einrichtungen der Vereinigten Staaten habe ich zum großen Theile in dem im Jahre 1848, im Verlage des Vorliegenden, unter dem Titel: „Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen“ erschienenen Werke niedergelegt. Manches jedoch, was von besonderem Interesse für die erste Orientirung des Ansiedlers und für dessen Unterweisung und Warnung namentlich auch in Bezug auf seine Arbeiten und wirthschaftlichen Einrichtungen sein dürfte, ist für das gegenwärtige Werk vorbehalten und in den folgenden Abschnitten niedergelegt worden. In dem früheren Werke aber habe ich über das Volk der Vereinigten Staaten, über die Indianer, über das Sklaventhum, über das Religionswesen, über das Schulwesen, über die politischen Institutionen, über das Gerichtswesen, über die politischen Parteien, über die Lynchjustiz und über das Geld-, Credit- und Bankwesen gehandelt.

XI.

Das Gebiet der Vereinigten Staaten. Lage, Gestalt und Beschaffenheit des Landes. — Das Alleghanygebirge. — Das Felsengebirge. — Das Mississippithal. — Der Mississippistrom. — Die Prairien. — Boden, Klima, Gesundheitszustand. — Producte der rohen Natur. Bäume der Wälder. Riesenrohr. — Wildes Gefieder. Der Spottvogel. — Wilde Thiere. Der Bison. — Raubthiere. Der Cuguar. Der Alligator. — Eintheilung des Landes. Congreßland. Dessen Vermessung. — Die Squatters, d. i die unberechtigten Ansiedler auf solchem Lande. Das ihnen zugestandene Vorkaufsrecht. — Verhältniß der Städte, Flecken, Dörfer und einzelnen Gehöfte in den neuen Ländern. — Anlage und Bau der Städte; das Bauwesen in denselben. Maurer. Zimmerleute. — Das Bauwesen auf dem platten Lande. — Bodencultur: ihre Producte in den südlichen und die in den nördlichen Staaten. — Viehzucht. —

Um über das Handeln und Wandeln eines einzelnen Menschen möglichst richtig urtheilen zu können, muß man zuvörderst den Platz kennen, auf dem er sich zu bewegen hat; und um eine Privathaushaltung und ihre Erfolge beurtheilen zu können, muß man zuallererst mit dem Ort ihres Wirkens bekannt sein. Und wie im Leben der Einzelnen, so im Leben der Völker und Staaten. Wer mit einiger Sicherheit über die Angelegenheiten und das Thun und Treiben eines Volks urtheilen will, der muß zuvörderst das Land kennen, das dieses Volk bewohnt, und wer demnach im Stande sein will, amerikanische Verhältnisse und Institutionen und das Leben und Weben des amerikanischen Volks mit möglichster Sicherheit würdigen zu können, der muß vor allen Dingen über das Land der Vereinigten Staaten, im Betreff seiner Lage und Beschaffenheit, eine möglichst genaue und umfassende Kenntniß zu erlangen suchen.

Nun findet man zwar wohl in allen Schulgeographieen die Lage und Größe dieses Landes, die Namen der einzelnen Staaten, und vieler Städte und deren Einwohnerzahl — freilich manchmal auffallend widersprechend — angegeben. Viele Verfasser solcher Werke scheinen es recht mit Fleiß darauf angelegt zu haben, im Betreff Amerika's den Kopf des Lesers bloß mit ungeheuren fast unaussprechbaren Zahlen anzufüllen, ohne darum, ob deren Behalten möglich ist, oder ob solches auch zu einigem Nutz und Frommen dienen kann, oder auch um die wenigstens annähernde Zuverlässigkeit dieser Zahlen sich nur im geringsten zu bekümmern, hingegen vieles Andere, was gerade vorzüglich geeignet wäre, dem Leser über die Lage und die charakteristischen Eigenschaften des Gebiets der Union zu deutlichen Vorstellungen zu verhelfen, lassen sie unerwähnt. Was man also

in jenen Schulbüchern finden kann, das suche man hier nicht. Dagegen aber dem Leser ein möglichst treues, hoffentlich zu klarem Begriffe leitendes Bild von dem Lande der Vereinigten Staaten und dessen Natur und Beschaffenheit vor die Seele zu stellen, das soll mein Zweck beim Niederschreiben der folgenden Seiten sein.

Das Gebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika hatte sich schon zu jener Zeit über das nördliche und mittlere Amerika weit verbreitet, hat sich aber seitdem durch die Einverleibung von Texas und die den Mexikanern abgekämpften Abtretungen gegen Süden, sowie durch die Grenzarrangements im Oregongebiete gegen Nordwesten ganz beträchtlich erweitert. Im Norden grenzen sie überall an das englische Gebiet; allein nur von dem Obersee an östlich bis an die Provinz Neubraunschweig die Grenze durch die canadischen Seen, den St. Lorenzstrom und noch andere angenommene und durch Verträge festgestellte Punkte genau und definitiv bestimmt. Im Osten grenzen sie an das atlantische Meer, im Süden an den mexikanischen Meerbusen, im Südwesten an das mexikanische Gebiet, und im Nordwesten an den stillen Ocean. — Ihr Gebiet erstreckt sich von Süden nach Norden ungefähr auf 1600, und von Osten nach Westen etwas über 2000 Meilen und enthält jetzt über 150,000 deutsche Quadratmeilen.

Die Gestalt dieses Landes wird hauptsächlich durch zwei sich durch dasselbe hindurch ziehende Gebirgszüge bestimmt. Der Eine dieser Züge läuft nicht fern von der atlantischen Küste und mit derselben in ziemlich gleicher Richtung von Nordosten nach Südwesten und heißt das Alleghanygebirge. Der andere weit längere und höhere Zug läuft in gleicher Richtung mit den Küsten des stillen Meeres, aber in ziemlicher Entfernung von demselben von Nordwesten gegen Südosten und wird das Felsengebirge (rocky-mountains — rocki-mauntöns), genannt. Diese beiden Gebirgszüge nähern sich also einander, gegen den mexikanischen Meerbusen hin, immer mehr und mehr, sowie auch dahinwärts die Meeresküsten einander immer näher kommen. Die Flüsse, die an ihren Küstenseiten entspringen, laufen sofort dem Meere zu; Diejenigen aber an den einander zugewendeten Seiten haben das Eigenthümliche, daß die Meisten derselben sich, vor ihrem Ergusse in das Meer, in ein gemeinsames großes Flußbett vereinigen. Es scheint, als wenn sie in ihrer Neigung, nach dem Ocean zu strömen, allmälig zu einer gemeinsamen Mittellinie hingelenkt würden, denn als solche ist der fast gerade von Norden nach Süden fließende Mississippistrom anzusehen. Die Benennung „Mittellinie" paßt um

so mehr, da die ersten Gewässer des Mississippi weder an dem einen, noch an dem andern Gebirgszuge entspringen, sondern von einem ausgedehnten Hochlande herkommen, welches sich von den Zweigen der Alleghanys, südlich der canadischen Seen, in nordwestlicher Richtung nach dem Felsengebirge hinzieht. Durch dieses Hochland wird das Flußgebiet des Mississippi völlig geschieden von den Gewässern, welche nach dem Eismeere und der Hudsonsbai fließen, sowie von den Zuflüssen der canadischen Seen, welche den Lorenzstrom bilden; und nicht fern von dieser Wasserscheidung ist auch die nördliche Grenze der Vereinigten Staaten. Die von Osten her zum Mississippi fließenden Gewässer kommen nun theils von jenem Hochlande, südlich der großen Seen, theils von den Alleghanys selbst. Die Meisten sammeln sich in den Ohio und strömen so vereint dem Mississippi zu. Andere fließen unmittelbar in diesen, worunter auch der bedeutende Illinois ist. Die von Westen zum Mississippi fließenden Gewässer kommen ebenfalls zum Theil von dem nördlichen Hochlande, weit größere Massen aber vom Felsengebirge her, z. B. der Missouri, der Arkansas und der rothe Fluß. — Die Flüsse, welche nördlich des Hochlandes zu den canadischen Seen fließen, sind, mit jenen verglichen, zwar schwach, aber doch überaus wichtig für die Wasserverbindung zwischen dem Gebiete des Lorenzstroms und dem des Mississippi.

Das Alleghanygebirge besteht in zwei Hauptketten. Die östliche Kette beginnt an der nördlichen Grenze des Staats Maine, wo sie den Namen des Albanygebirgs führt, und läuft nun unter dem Namen der grünen Berge in südlicher Richtung mitten durch die Staaten Vermont, Massachusetts und Connecticut hin, wo sie das Flußgebiet des Connecticut von dem des Champlainsees und des Hudson scheidet. Hier treten die weißen Berge in New-Hampshire mit derselben in Verbindung, wo sich der Washingtonberg bis zu 6240 Fuß erhebt. Dieser gilt für den höchsten Punkt des ganzen Gebirges, sodaß es also immer noch weit unter der Linie des ewigen Schnees bleibt. Bei Westpoint wird diese Kette vom Hudson durchschnitten und zieht sich nun unter dem Namen der blauen Berge in südlicher Richtung durch New-Jersey und die östlichen Theile von Pennsylvanien, wo sie an dem Punkte, wo die Juniatta in die Susquehannah mündet, von dieser durchschnitten wird. Von diesem Punkte an verdient sie eigentlich erst den Namen einer zusammenhängenden Kette. Sie durchläuft nun unter verschiedenen Namen die Staaten Maryland, Virginien und Nord-Carolina nach Georgien hin, wo sie, in einem Bogen

sich mehr gegen Westen wendend, mit der anderen Hauptkette in Verbindung tritt.

Diese zweite oder westliche Kette des Alleghanygebirges beginnt an dem westlichen Ufer des Champlainsees. Sie zieht sich in südlicher Richtung über die Hochfläche bei Utica und den Mohawkfluß hinüber, wo sie den Namen der Cattskillberge führt, von denen der höchste Gipfel, der Round-Top (spr. Raund-Top), sich 3570 Fuß über den Hudson erhebt. Sie nimmt nun einen mehr südwestlichen Zug, nach den nördlichen Theilen von Pennsylvanien, und wird hier von dem westlichen Zweige der Susquehannah durchschnitten. Von diesem Punkte an bildet sie den hohen Bergrücken, welcher das Alleghanygebirge im engeren Sinne heißt, und über welchen die Portageeisenbahn, zwischen Holydaysburg und Johnstown, führt, durch welche die östliche und westliche Abtheilung des Pennsylvaniacanals in Verbindung gesetzt ist. In südwestlicher Richtung fortlaufend, berührt sie die westlichen Theile des Staats Maryland, nimmt nun im Staate Virginien den Namen der Laurel-Hills (Lorbeerhügel) an, zieht sich an der östlichen Grenze von Kentucky hin und durchschneidet Tennesee unter dem Namen des Cumberlandgebirges. Nach ihrem Eintritte in den Staat Alabama nimmt sie eine mehr westliche Richtung, setzt diese auch durch den nördlichen Theil des Staats Mississippi fort und endiget am Mississippistrome, unfern der Stadt Memphis.

Von diesen Hauptketten laufen nun aber viele und darunter sehr lange Zweige aus, wodurch die Gestalt aller zwischen dem atlantischen Meere, den canadischen Seen und dem Mississippi liegenden Länder vornehmlich bestimmt wird. Gegen Süden erstrecken sich solche durch Georgien, Alabama und Mississippi hinauf, gegen Norden durch Kentucky, Ohio und Indiana. In Illinois aber finden sich wenig bedeutende Höhenzuge mehr; vielmehr besteht fast dieser ganze Staat aus großen Ebenen.

Wer die Reise von Philadelphia oder Baltimore nach dem Ohio, unterhalb Pittsburg, macht, der stößt demnach auf fünf verschiedene, von Nordosten gegen Südwesten laufende Gebirgsreihen. Die dazwischenliegenden Thalgegenden sind zum Theil eben, zum Theil wellenförmig und enthalten hin und wieder ansehnliche Hügel. Sie sind wohlangebaut und mit Farmen gleichsam übersäet, und eine Menge blühender Städtchen, zwischen kleinen Waldungen und schönen Pflanzungen von Obstbäumen gelegen, finden sich in denselben. Auf den Gebirgshöhen sind die Pflanzungen seltener. Die Berge sind nicht eben sehr hoch, und alle sind vom Fuß bis zum Gipfel mit

Waldung bedeckt. Allein auch niedrige Bergreihen, deren Höhe keine 2000 Fuß erreicht, erscheinen hier unermeßlich hoch, da sie sich sehr steil erheben und hier und da, in schnurgeraden, unabsehbaren Rücken, Riesenmauern gleich, die Thäler von einander trennen.

Die von den Cumberlandsbergen, im Norden des Cumberlandflusses, auslaufenden Höhenzüge enthalten viele tief eindringende Höhlen, wie sie überhaupt den Kalkgebirgen eigen sind. Die Merkwürdigsten derselben sind: die krumme Höhle (crooked cave) und die Mammouthhöhle; beide im Staate Kentucky. Die erstere liefert Salpeter in ungeheuerer Menge. Jährlich werden gegen 70,000 Pfund zu Tage gefördert und zum Theil in den nahe gelegenen Pulvermühlen benutzt, zum Theil nach andern Gegenden verführt. Merkwürdiger aber ist allerdings noch die Mammouthhöhle. Ihre Oeffnung führt zuerst zu einem 50 Fuß hohen und 30 Fuß breiten Gange, der sich bald sehr verengt, nach und nach aber wieder erweitert. Ist man 1½ Meile in demselben vorgeschritten, so hat er wieder eine Weite von 40, bei einer Höhe von etwas über 60 Fuß, die nach und nach bis zu 100 Fuß steigt, und so bleibt er sich in einer Länge von 4 Meilen fast gleich. Jetzt gelangt man in eine ungeheuere Halle, die eine ebene Fläche von 8 Acres umschließt; ein Kalksteingewölbe von 100 Fuß Höhe ohne Pfeiler bildet deren Decke. Von dieser Halle laufen fünf Gänge nach verschiedenen Richtungen aus. Einer dieser Gänge bildet sich allmälig zu einem 200 Fuß hohen Gewölbe, und von diesem leitet wieder ein enger 900 Fuß langer Gang zu einer andern, ebenfalls sehr großen Halle, an deren Ende ein prächtiger Wasserfall über einen 80 Fuß hohen Felsen herabstürzt und in einem tiefausgehöhlten Becken verschwindet. Geht man nun in dem Gange, durch welchen man hierher kam, etwa 300 Fuß rückwärts, so kommt man wieder in einen andern Gang, der etwas über eine Meile lang ist. Hat man an dessen Ende eine steile Anhöhe von 180 Fuß überstiegen, so befindet man sich wieder in einem großen Gewölbe, das nicht weniger als 6 Acres umfaßt. Noch ein anderer der von der großen Haupthalle abgehenden Gänge führt, nach Zurücklegung einer Strecke von ½ Meile, in ein Gewölbe, das wieder 4 Acres umfaßt. Und noch ein anderer von der Haupthalle auslaufender, 1500 Fuß langer Gang verengert sich nach und nach so, daß ein Mensch kaum hindurchzukommen vermag. Er führt zu einer Halle, die 1800 Fuß im Umfange hat, und deren Decke 150 Fuß hoch ist. Man glaubt, daß der schiffbare Greenfluß über diese Höhle hinwegströmt, und daß sie auf diese Weise einen

natürlichen Tunnel bildet. In allen ihren Abtheilungen finden sich die verschiedenartigsten Versteinerungen, sowie auch Marienglas, Glaubersalz und Salpeter. Von Letzterem werden täglich ungefähr 500 Pfund zu Tage gefördert. Die Luft ist in dieser ungeheuer großen Höhle allenthalben rein und gesund.

Das zweite Hauptgebirge der Vereinigten Staaten, das Felsengebirge, übertrifft aber das Alleghanygebirge weit an Höhe und Ausdehnung. Es ist eigentlich eine Fortsetzung der mexikanischen Anden, und sein Hauptzug läuft von Südosten gegen Nordwesten bis zum Eismeere hin. Ueber den 55. Breitengrad hinauf hat es jedoch nicht mehr den Charakter einer Gebirgskette, sondern es theilt sich in abgesonderte Gruppen, deren höchste Berge 2000 Fuß nicht übersteigen. Dieses Gebirge ist bis jetzt, seinem Umfange und seiner Beschaffenheit nach, noch gar nicht vollkommen bekannt. Am Meisten bekannt ist derjenige Theil desselben, der zum Gebiet der Vereinigten Staaten gehört, denn dieser wurde in der neuesten Zeit von Handelsleuten und Jägern schaarenweis durchzogen, sodaß es in dieser Region kaum noch einen Platz geben kann, der von dergleichen Abenteurern unbesucht geblieben wäre.

Einer der höchsten Punkte des Felsengebirges ist der James-Pik. Er wurde im Jahre 1820 von einer Gesellschaft bestiegen, die auf Befehl des Generalgouvernements der Vereinigten Staaten eine Reise in dieses Gebirge unternahm. Sein Gipfel ist ganz platt und etwa 15 Acker groß. Dieser Pik erschien den Reisenden von der Fläche aus als der Höchste unter allen. Der angestellten Messung zufolge betrug seine Erhebung über die Ebene 8500 Fuß. Diese Ebene selbst erhebt sich 3000 Fuß über das Meer; demnach betrüge die ganze Höhe des Piks 11,500 englische, oder ungefähr 10,790 pariser Fuß über der Meeresfläche. Doch ist er noch nicht der höchste Punkt des ganzen Gebirges. Ein anderer, der Long-Pik oder Big-Horn, erhebt sich bis zu 12,700 Fuß, und nach Bonneville's Berichten erreichen die Gipfel der Windflußberge eine noch weit beträchtlichere Höhe, und stehen nur Wenigen auf der bekannten Erde nach. Ja der Professor Renwick am Columbiacollegium behauptet sogar, daß das Felsengebirge in seinen höchsten Punkten eine absolute Höhe von 25,000 Fuß erreiche. Obschon es hin und wieder auch weite Hochebenen enthält, so zeichnet es sich doch im Allgemeinen durch seine engen Felsenpässe, durch die Schroffheit seiner einzelnen Rücken, die sich dem Auge als unübersteigbare Wälle darstellen, welche von

der Fläche bis über die Wolken emporsteigen, durch seine tiefen Thäler und fürchterlichen Abgründe, mit einem Worte: durch seine ungeheure Wildheit aus. Seine Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt; in den minder hohen Theilen aber schmilzt derselbe in der Mitte des Monats Junius. Dadurch schwellen dann auch natürlich alle die von seiner Ostseite abfließenden Gewässer stark an, und da sich die Meisten derselben mittel= oder unmittelbar in den Mississippi ergießen, so erreicht auch dieser Strom um diese Zeit oft eine furchtbare Höhe, sodaß er hier und da aus seinen Ufern tritt und nicht selten ein großer Theil der niedriger liegenden Flächen, in seinem unteren Gebiet, von seinen schlammigen Fluthen überschwemmt wird.

Zwischen diesen beiden Hauptgebirgszügen nun bildet, wie schon gesagt wurde, der mächtige Mississippistrom gleichsam eine Mittellinie. Alle von beiden Gebirgsketten abfließenden Gewässer strömen demselben zu, und die ganzen einander zugekehrten Abdachungen der Gebirge gehören zu seinem ungeheuren Stromgebiet, dessen Flächengehalt zu ungefähr 1,300,000 Quadratmeilen (62,000 deutschen) angegeben wird. Er ist einer der mächtigsten Ströme der Erde, denn die Länge seines Laufes beträgt über 3000 Meilen (gegen 700 deutsche) und seine Breite in den letzten tausend Meilen desselben, zwischen 5000 und 8000 Fuß. Seine Quellen finden sich, wie ebenfalls schon erwähnt wurde, auf der mit Sümpfen und Seen bedeckten Hochlandschaft, die sich, zwischen 48 und 49 Gr. N. B., vom Felsengebirge nach dem Obersee erstreckt. Nach den neuesten im Jahre 1836 von dem französischen Astronomen Nicollet angestellten Untersuchungen sind fünf kleine Bäche, welche durch ihre Vereinigung den kleinen See La Biche oder, nach seinem indianischen Namen, Itasca bilden, als die eigentlichen Ursprünge des Mississippi anzusehen.

Aus diesem See tritt der Fluß zuerst in einer Breite von 8 Fuß bei einer Tiefe von 18 Zoll hervor, fließt Anfangs in einer nordöstlichen Richtung und erreicht so den 48. Breitengrad, wendet sich dann allmälig immer mehr gegen Süden herum und richtet später, im Allgemeinen, seinen Lauf ganz nach Süden. Er fließt über einen schweren Flötzboden hin bis nach Peckagama, wo er über eine kohlenhaltige Kalksteinbank hinabstürzt. Das bis hierher zu beiden Seiten liegende Land ist eine flache, mit Binsen und andern Sumpfgräsern bewachsene Steppe. Hier kommt die erste, mit Holz bewachsene Insel vor, und nun gewinnt der Fluß, wegen der vielen ihm zufließenden Bäche, bald eine Breite von 300 und etwas weiter abwärts

von 800 Fuß. Nunmehr zeigen sich zu beiden Seiten Ahorn-, Ulmen-, Eichen- und Pappelwälder. Oberhalb der Fälle von St. Anthony wird er gegen 1600 Fuß breit, verengt sich aber unmittelbar unterhalb derselben, wo er zwischen Felsen eingezwängt wird, wieder auf 600 Fuß. Diese Fälle haben nach den neuesten Angaben etwa 20 Fuß Höhe, in senkrechter Richtung. Zwanzig Meilen weiter abwärts bildet er den schönen 6 Meilen langen und ½ Meilen breiten Pepinsee. Von dem Punkte an, wo er diesen See verläßt, werden die ihren Platz von Zeit zu Zeit verändernden Sandbänke und Inseln immer zahlreicher und sind bisweilen der Schifffahrt sehr hinderlich.

Bis zu dem Punkte, wo der Missouri, welcher eine weit stärkere Wassermasse enthält, als der Mississippi selbst, sich mit diesem vereinigt, ist das Wasser des Letzteren hell und klar und fließt ruhig mit mäßiger Strömung seinen Weg. Die Ufer sind fest, und an denselben liegen zu beiden Seiten fruchtbare Niederungen. In seinem Bette liegen eine Menge kleiner, mit üppigem Holzwuchs bedeckter Inseln, die ihm ein überaus schönes Ansehen verleihen. Mit der Aufnahme des wilden, tosenden Missouri nimmt er aber nun auch dessen Charakter an; sein schönes klares Wasser trägt von nun an die gelbgraue Farbe des Letzteren, und er gewinnt nun erstaunlich an Tiefe und reißender Schnelligkeit. — Von hier an bis ungefähr 30 Meilen oberhalb der Einmündung des Ohio ist das Flußthal zu beiden Seiten mit Felsenketten eingefaßt. Diese hören dann auf und es beginnt ein aus aufgeschwemmtem Boden bestehendes flaches Uferland, welches erst in ziemlicher Entfernung mit Hügelreihen begrenzt ist. Bei der Ohiomündung läuft ein Felsenriff quer durch den Strom, welches für die Schifffahrt ein großes Hinderniß bildet. Eine Felsenmasse, die sich hier mitten im Strome an 150 Fuß erhebt, heißt der große Thurm.

Von hier an bis zur Einmündung des Arkansas, ungefähr 300 Meilen, zieht sich am rechten Ufer jener flache Landstrich hinab, welcher unter dem Namen des großen Sumpfes (great swamp) bekannt ist. Kaum erblickt man da, so weit das Auge reicht, einen Baum oder Strauch, die Trauercypresse ausgenommen, deren kegelförmige Auswüchse der ganzen Landschaft ein schauerliches, kirchhofähnliches Aussehen verleihen. Auch das östliche Ufer ist flach, und nur hier und da wird es durch Kalkhügel unterbrochen. Der Lauf des Stroms ist hier sehr gleichförmig, obwohl nicht ohne Felsenriffe und Strudel, die den Schiffen oft gefährlich werden.

Von dem Einflusse des Arkansas an bis zur Einmündung des

Mississippi in den Meerbusen von Mexico besteht das Flußthal aus großen Strecken aufgeschwemmten Landes; das Flußbett hat jedoch meistens über 100, ja stellenweis an 150 Fuß Tiefe. Die Ufer bestehen aus lockerem Lehm, hin und wieder mit Sand gemischt. Oft werden große Uferstrecken von den Fluthen unterwühlt und beträchtliche Theile der auf denselben liegenden Pflanzungen hinweggerissen. In der Nähe der Stadt Francisville fangen die Ufer an sehr niedrig zu werden, und noch etwas weiter hinab sind sie nur wenig mehr über den Wasserspiegel erhaben, und die anstoßenden Pflanzungen müssen durch aufgeführte Dämme, hier Levees genannt, vor Ueberschwemmungen geschützt werden. Zunächst jenseits der Dämme erblickt man eine ungeheure, sumpfige, völlig baumlose Fläche, von unzähligen Gräben durchbrochen, und bloß mit Binsen und andrem üppigen Unkraut bewachsen.

Gerade unterhalb der Einmündung des rothen Flusses scheint der Mississippi seine größte Wassermasse zu fassen, und noch dazu wird hier sein Bett sehr verengert, sodaß bei hoher Fluth Ausflüsse entstehen, die hier Bayous genannt werden, und die sich ihren eignen Weg nach dem Meerbusen bahnen. Etwa 30 Meilen unterhalb Batonrouge scheidet sich auf der rechten Seite der letzte und bedeutendste Ausfluß vom Hauptstrome, und von da an bis zur Mündung bleiben nun die Ufer ungebrochen.

Die Uferlandschaft des Mississippi zwischen New-Orleans und dem Meerbusen liegt sehr niedrig und wird leicht an vielen Stellen überschwemmt. Jedoch ist der Boden ungemein fruchtbar, und man sieht an beiden Seiten die schönsten Reis-, Zucker- und Baumwollenpflanzungen, die sich bis etwa 40 Meilen von der Mündung erstrecken. Noch weiter abwärts wird die Landspitze, über welche er dahinfließt, immer niedriger, und man bemerkt zu beiden Seiten nichts mehr als einen undurchsichtigen und fast undurchdringlichen Wald von mehr als 20 Fuß hohem Rohr. Zuletzt theilt sich der Strom in vier Mündungsarme, durch die sich seine Fluthen in den Golf ergießen. Diese Mündungen werden oft durch den vielen Schlamm und Sand, welchen sein Wasser mit sich führt, so versperrt, daß die Einfahrt in denselben für die größeren Seeschiffe sehr erschwert wird. Gegenwärtig wird die Ueberwindung dieser Schwierigkeit durch Dampfkraft bewirkt, denn durch Dampfschiffe, die eigens dazu bestimmt sind, läßt man die ankommenden Seeschiffe aus dem Meerbusen bis zu der 100 Meilen von der Mündung liegenden Stadt New-Orleans hinaufschaffen. Diese Fahrzeuge kreuzen wohl bis gegen 40 Meilen vor der

Mündung und bieten jedem ankommenden Schiffe ihre Dienste an. Nach geschlossenem Accord wird das Schiff an das Tau genommen und so den Strom hinaufgezogen, und selten sind dazu mehr als 36 Stunden erforderlich.

Ueberhaupt ist die Schifffahrt auf dem Mississippi sehr mühsam, und auch mit vielen und großen Gefahren verknüpft. Nur der Dampfkraft war es möglich, die großen und mannichfachen Hindernisse zu überwinden, und ihr vorzüglich haben die Länder des Mississippithals ihr schnelles Aufblühen zu verdanken. Vor Einführung der Dampfschifffahrt war der Strom wohl auch schon mit einer Menge Flußschiffe verschiedener Art bedeckt; aber wenn man bedenkt, daß ein solches Fahrzeug zu einer Reise von der Missourimündung bis New-Orleans oft länger als drei Monate bedurfte — eine Strecke, die jetzt auch vom schlechtesten Dampfboote in 9 bis 12 Tagen zurückgelegt wird, oft aber auch nur 5 bis 6 Tage erfordert — so kann man sich leicht von dem Zustande der innern Handelsverbindungen in damaliger Zeit, im Vergleich mit den jetzigen, einen Begriff machen. Die Hauptschwierigkeit der Schifffahrt auf diesem Strome liegt aber nicht sowohl in den vielen seichten Stellen seines Bettes, sondern sie hat ihren hauptsächlichsten Grund darin, daß bei dem lockeren Lehmboden großer Strecken der Uferlandschaften fortwährend viele oft riesenhafte Baustämme von den Fluthen unterspült werden und dann, mitsammt ihren Wurzeln und Kronen, in dieselben hinabstürzen. Sie werden manchmal von der Gewalt der Strömung noch weit mit fortgetrieben, und zwar in schräger Lage, nämlich der leichtere Theil, d. i. der Gipfel, vorwärts und obenher gehend und das starke Ende des Stammes mit dem Stocke und seinem bisweilen über 30 Fuß breiten Wurzelkranze in der Tiefe nachziehend, bis sie endlich irgendwo durch einen Gegenstand aufgehalten werden und sich fest in den Grund einarbeiten. Die schwachen Zweige des Wipfels brechen nun bald ab, und in Kurzem ist von demselben nichts mehr sichtbar als einige starke, der Strömung nach drohend vorwärts gestreckte Aeste. Solche im Strombett festliegende Stämme werden nun Snägs, oder von den Deutschen auch Senkhölzer genannt. Die Gefährlichsten sind solche, deren früher hervorragende Aeste sämmtlich abgebrochen sind, und deren Spitzen nun einige Fuß unter dem Wasser stehen. Bei ruhigem und heiterem Wetter kann der Steuermann von seinem Standpunkte herab, aus den Zügen des Wasserspiegels leicht erkennen, wo ein solcher Snäg liegt, und noch zu rechter Zeit seine Maaßregeln danach nehmen; aber wenn die Wasserfläche stark vom Winde bewegt

wird, oder ein dichter Nebel darüber schwebt, dann ist solches freilich nicht allemal möglich. Da diese Snágs zuweilen Stämme von 4—6 Fuß im Durchmesser sind, so läßt sich wohl begreifen, daß ein schnellsegelndes Fahrzeug, das mit voller Kraft auf einen solchen anrennt, leicht zerschellen, oder dessen Boden im Nu durchbohrt, und solches durch das eindringende Wasser augenblicklich zum Sinken gebracht werden kann. Und solche Fälle kommen auch auf dem Mississippi und Missouri, bei den Fahrten stromaufwärts, nicht selten vor; denn um der ungeheuren Gewalt dtr Strömung auszuweichen, ist man hier und da genöthigt, sich möglichst nahe am Ufer zu halten, und hier giebt es eben solche Snágs am häufigsten.

Um diesem großen Uebel soviel als möglich abzuhelfen, hat die Bundesregierung eigne Dampfboote mit einer für diesen Zweck besonders berechneten Maschinerie erbauen lassen, um die im Flußbette festsitzenden Baumstämme herauszuwinden und zu zersägen. Mehrere solcher Boote (snag-boats) sind auf der ganzen schiffbaren Stromlänge stationirt, und ihr Wirken ist allerdings nützlich, nur freilich aber noch sehr unzureichend. In neuester Zeit sucht man auch die Dampfboote vor der ihnen auf solche Weise drohenden Gefahr dadurch zu schützen, daß man am Vordertheile derselben eine vom übrigen Fahrzeuge gänzlich getrennte Kammer anbringt, deren Bekleidung außerordentlich dick und auf alle mögliche Weise verwahrt ist. Diese Kammer kann sich ganz mit Wasser füllen, ohne daß noch das Boot selbst Gefahr leidet; man nennt sie den snagroom (spr. Snágruhm).

Durch die alljährlich eintretenden hohen Fluthen werden nicht selten große Strecken der Uferlandschaften, oder ganze im Strombett liegende Inseln, oder Theile derselben mit Allem, was darauf steht, von dem reißenden Wasser weggespült, und anderwärts setzen sich neue Sandbänke und Inseln an; ja der ganze Strom sogar bricht sich bisweilen stellenweise eine ganz neue Bahn. Da werden dann oft hier oder da ungeheure Massen von auf dem Wasser schwimmendem Holzwerk zusammengetrieben und hoch übereinander aufgeschichtet, und es entstehen sogenannte Holzinseln, die besonders den stromabwärts gehenden Fahrzeugen gefährlich sind. An eine solche Holzinsel setzen sich dann manchmal durch die Fluthen fortgespülte Erdmassen an, die fernerhin fort und fort zunehmen, sodaß sie nicht selten als die erste Grundlage zur Bildung einer neuen wirklichen Insel dienen.

Außer den Gefahren, die den Dampfbooten und somit auch den Reisenden auf denselben bei der Fahrt auf dem Missouri und Mississippi

durch die Snags drohen, giebt es aber auch noch andere Gefahren, die noch weit furchtbarer sind, welche die Reisenden auf den jene Ströme und die westlichen Gewässer Nordamerika's überhaupt befahrenden Dampfbooten täglich und stündlich umschweben, und woran sie auch durch die an vielen Stellen aus dem Strombette hervorragenden, oder an den Ufern liegenden Trümmer verunglückter Dampfer oft genug erinnert werden. Schon in der Einleitung meiner Schrift habe ich angedeutet, daß man dort sehr geneigt ist, jene glänzenden schwimmenden Hotels schwimmende Särge zu nennen, und zwar mit vielem Rechte. Wer sich auf ein solches Fahrzeug begiebt, der sollte allemal „sein Haus beschickt" haben, indem er da jeden Augenblick gefaßt sein muß, auf eine mehr oder minder schaudervolle Weise dieser Welt entrückt zu werden; denn ein solcher Fall kommt hier nicht etwa in zehn Jahren einmal, sondern eher in einem Jahre funfzigmal vor. So betrug z. B. die Zahl der im Jahre 1838 auf den westlichen Gewässern der Union verunglückten Dampfboote nicht weniger als 83. Denn da kann man zu mancher Zeit fast täglich in den Zeitungen lesen, wie hier auf einem Dampfer Feuer ausbrach, und wie der größte oder ein großer Theil der Passagiere durch dieses oder beim Rettungsversuch im Wasser ein jämmerliches Ende gefunden, — oder wie auf einem Anderen die Kessel gesprungen, das Fahrzeug in Blitzesschnelle zerrissen und die Stücken mitsammt den Passagieren nach allen Richtungen hoch in die Luft geschleudert und viele von Letzteren grausenhaft zerquetscht und verstümmelt wurden, die Meisten aber einen jammer- und schreckensvollen Tod fanden, — oder wie auf einem Dritten im Nu der heiße Dampf aus den geborstenen Kesseln über das Zwischendeck und die in demselben befindlichen Passagiere dahinströmte und sie sämmtlich verbrühte u. s. w.

Welches sind nun aber wohl die Ursachen solcher so häufigen schaudervollen Ereignisse? Diese mögen verschiedener Natur sein. Da ist einmal, wohl mehr als wahrscheinlich, die grenzenlose Ehrsucht des Capitains schuld. Er will eine beispiellos schnelle Fahrt machen, damit sein Name und der seines Fahrzeugs ehestens in allen Zeitungen prange. Und hierzu gesellt sich meistens auch noch Habgier und Gewinnsucht; er will, daß sein Fahrzeug wegen schneller Beförderung der Reisenden berühmt werde und diese sich deshalb zu demselben drängen sollen; er will schnelle Fahrten machen, damit er für den bestimmten Preis seine Kajütenpassagiere nicht lange zu speisen braucht, — kurz er will auf alle Weise sparen, um viel zu gewinnen, — deshalb befiehlt er dem Maschinenmeister (Engineer), jedesmal während der Zeit,

daß unterweges Passagiere und Waaren ausgesetzt, oder eingenommen werden, den Dampf zu halten, damit es hernach desto schneller vorwärts gehe. Oder es wird zwischen den Führern zweier Dampfer eine Wettfahrt verabredet, oder auch zwischen Passagieren eines solchen Fahrzeugs, mit Vorwissen und Zustimmung des Capitains, eine Wette um hohen Preis auf die Schnelligkeit seines Laufs angestellt, oder bisweilen geschieht es auch, daß, wenn ein Fahrzeug einem vor ihm Abgegangenen plötzlich und unvermuthet naherückt, der Führer des Erstern auf die Grille kommt, sich schlechterdings nicht einholen oder gar ausstechen zu lassen und seinen Leuten diesen Beschluß mittheilt, die solchen meistens mit Freuden erfassen und mit allem Eifer zu vollstrecken trachten. Mag nun aber der Beweggrund dieser oder jener, oder mag er auch manchmal ganz ruchloser Natur sein, in allen solchen Fällen — wenn nur erst die Mannschaft den Willen ihres Chefs kennt — wird dann das Feuer nach Kräften geschürt; oft werden sogar allerhand außerordentliche und künstliche Mittel angewendet, wie z. B. das Hineinschütten von Fett, Theer, Pech 2c., um die Gluth zu möglichst hohem Grade zu steigern, so daß sich nun die Dämpfe in fast unverwendbarer Masse entwickeln. Da verbreitet sich denn bald eine ungeheure Hitze über das ganze Zwischendeck, da fängt in Kurzem der ganze Feuerungsapparat an zu glühen und vor Gluth zu heulen, zugleich läßt sich das unheildrohende Zischen, Wirbeln und Summen des kochenden Wassers vernehmen, und dabei sind die Sicherheitsventile sorgfältig geschlossen. So geht das oft Stunden lang fort, und die nicht gegen Alles Gleichgiltigen unter den Passagieren fangen an zu zittern, zu beben vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen können. Und in der That, sie alle können von großem Glück sagen, wenn ein solches Manöver ohne Unheil vorübergeht und sie nicht Zeugen oder Opfer einer schrecklichen Explosion werden; allein — am folgenden Tage haben vielleicht die Zeitungen über eine solche und ihre bejammernswürdigen Opfer zu berichten! — Und daß in Amerika so oft Dampfboote in Brand gerathen, daran ist wohl auch vornehmlich die durchgängig herrschende rücksichtslose Hast und der grenzenlose Leichtsinn, mitunter aber auch wohl — woran dort Niemand zweifelt — die abscheulichste Bosheit schuld.

Mögen demnach Einwanderer sich ja nicht dem Wahne hingeben, daß, nachdem sie glücklich über's Meer gekommen sind, alle Gefahr vorüber sei. Nein, die größten und verderblichsten Gefahren gehen für sie nun erst an, und ich halte es für unabweisbare Pflicht, sie sammt und sonders — namentlich aber Diejenigen unter ihnen, die

gezwungen sind, Reisen im Zwischendeck amerikanischer Flußdampfboote zu machen — in Hinsicht auf diese Gefahren zu unausgesetzter Wachsamkeit und zu genauer Beobachtung aller praktischen Vorsichtsregeln gegen solche auf's angelegentlichste zu ermahnen. Ich rathe ihnen in dieser Beziehung hauptsächlich Folgendes: Keiner der Erwachsenen entkleide sich zu irgend einer Zeit gänzlich, sondern halte sich bei Tag und Nacht so, daß er immer zum augenblicklichen Verlassen des Fahrzeugs möglichst geschickt ist. Diejenigen Kleidungsstücke, welche man ablegen muß, lege oder stelle man so, daß sie allemal mit einem Griff zu erfassen sind. Sein Geld trage man, wenn es irgend angeht, stets bei sich; daher sehe man zu, daß es soviel als möglich in Golde bestehe. Gehören mehrere Erwachsene zu einer Familie, so läßt es sich ja in dieser Beziehung so vertheilen, daß Keiner zu sehr damit beschwert wird. Hat man aber wirklich viel Silbergeld bei sich, so verpacke man es nicht tief in große, schwerbewegbare Kisten, sondern in eine solche, die allenfalls geschwind fortzubringen, oder aus der es doch schnell zu entnehmen ist. Mit einem guten Feuerzeug und einer Laterne sei man versehen, und beide Geräthschaften bewahre man so, daß sie ebenfalls schnell zu erlangen sind. Ein Jeder — vor Allen aber der Familienvater — halte sich stets möglichst wachsam, besonders aber des Nachts. Man setze sich nicht träge und gedankenlos in den Hinterraum, sondern habe immer sorgfältig Acht auf Alles, was auf dem Fahrzeuge vorgeht. Und merkt man, daß eines der oben angedeuteten Manöver, oder etwas Derartiges beginnen soll, oder wirklich beginnt, oder sagt Einem vielleicht bei irgend einer auffälligen Wahrnehmung eine warnende Ahnung, daß es damit nicht geheuer ist, oder wird man vielleicht durch einen achtsamen Freund aufmerksam gemacht, so achte man dies für die warnende Stimme eines Engels — für einen Ruf von oben, — man verstopfe da sein Ohr nicht, sondern sei auf der Hut! Man mache seine Begleitung aufmerksam, überblicke nun schnell noch einmal seine Sachen und denke daran, nach was wohl im Nothfalle zuerst gegriffen werden muß, und um dieses zu können, suche man sich soviel als möglich Gleichmuth und Gemüthsruhe zu bewahren — was freilich, nebenbei gesagt, den Amerikanern in der Regel weit besser gelingt, als den Deutschen. Ist es zu einer Zeit, wo sich's thun läßt, so begebe sich der Zwischendeckpassagier auf das Dach des Fahrzeugs: hier ist er doch wenigstens vor dem Allergräßlichsten, was ihm begegnen kann, vor dem Lebendigverbrühen, gesichert, und, wird nicht das Boot durch eine Explosion in Stücken zerrissen, so ist hier über-

haupt noch die wenigste Gefahr. Kann aber das nicht sein, hat der Passagier vielleicht mehrere unerwachsene Kinder bei sich, bei denen es gleich ist, ob sie schlafen oder wachen, da sich doch deren Keines selber helfen kann — von denen er sich aber eben deswegen nicht weit entfernen kann und will, — so suche er sich, wenn die Gefahr offenbar vor Augen steht, soviel als möglich hinter einem etwas deckenden Gegenstande zu halten, damit er bei einer Explosion doch wenigstens nicht sogleich durch den Luftdruck hinausgeschleudert werde. Und sollte auf dem Fahrzeuge Feuer ausbrechen, so hüte er sich am meisten vor allzugroßer Hast und verliere überhaupt bei keinem derartigen Vorkommniß den Kopf auf der Stelle, denn viele Beispiele beweisen, daß oft die Meisten bei übereilten und sinnlosen Rettungsversuchen zu Grunde gingen. In Summa: Wer sich in Amerika auf ein Dampfschiff begiebt, der bewahre sich Nüchternheit und Besonnenheit, und Allen, die man ein solches besteigen sieht, möchte und sollte man beim Abschiede neben dem „Fare well!“ noch zurufen: Wachet und betet!

Unter den vielen Nebenflüssen des Mississippi sind der Missouri und der Ohio vornehmlich bemerkenswerth. Der Missouri übertrifft noch den zuerst Genannten an Länge und an Wassermasse, sodaß er eher für den Hauptstrom und der Mississippi als Nebenstrom gelten könnte. Seine drei wichtigsten Quellenflüsse entspringen im Felsengebirge und fließen in nordöstlicher Richtung bis etwas über 45. Gr. N. Br. hinauf, wo sie sich vereinigen und den Missouri bilden. Er läuft nun in der angegebenen Richtung fort bis unter den 47. Gr., wo sich seine Gewässer durch Felsenklippen hindurchdrängen und über mehrere Wände hinabstürzen. Nachdem er über diese Fälle hinweg ist, dringt er durch eine Reihe von Basaltsäulen hindurch, welche sich 800 Fuß über die Wasserfläche erheben. Von hier an nimmt er eine östliche Richtung bis zum Fort Mandan, wo er sich gegen Süden wendet und diese Richtung bis zur Einmündung des weißen Flusses verfolgt. Von diesem Punkte an strömt er wieder gegen 200 Meilen ostwärts und dann in süd-östlicher Richtung bis zur Einmündung des Kansas, von wo er, sich wieder ostwärts wendend, mitten durch den Staat, der seinen Namen führt, hindurchströmt und sich 20 Meilen oberhalb St. Louis mit dem Mississippi vereinigt. Seine Breite ist sehr verschieden. Ueber den Basaltfelsen beträgt sie 500 bis 700 Fuß, bei Fort Mandan 1500, in weniger Entfernung von der Mündung des kleinen Missouri 5200, bei der Mündung desselben 6000 Fuß, bei dem Einflusse des Osage 2700 Fuß, unterhalb

der der Stadt Hermann gegenüberliegenden Insel 6000 Fuß und bei St. Charles 5000 Fuß. Er setzt große und zahlreiche Sandbänke an und verändert oft seine Strombahn. Bimstein und andere vulcanische Producte führt er häufig mit sich und setzt solche auf den Sandbänken ab. Die Schnelle seines Laufs wird auf 5 Meilen für die Stunde berechnet. Der Missouri ist von seiner Vereinigung mit dem Mississippi an bis zu den großen Fällen 2500 Meilen und oberhalb derselben noch gegen 500 Meilen schiffbar.

Der Ohiofluß, von dem der Staat Ohio seinen Namen erhielt, entsteht, wie früher bereits gesagt wurde, bei Pittsburg, durch die Vereinigung der beiden Flüsse Alleghany und Monongahela. Er ist der Größte der von der Ostseite in den Mississippi einmündenden Flüsse und bei Weiten schöner, als jener große Hauptstrom. Seine Ufer sind fester, und die auf denselben liegenden Berge sind schön bewaldet; sein Wasser ist klar und sein Lauf ruhig. Der größte Theil seines Flußgebietes besteht aus fruchtbarem, culturfähigen Lande, und seine anmuthigen Gestade sind mit blühenden Ansiedelungen dicht besetzt. — Durch den großen Ohiocanal, der bei Cleveland am Eriesee anfängt und bei Portsmouth in den Ohiofluß eintritt, ist eine Wasserverbindung zwischen dem Ohio und dem Eriesee hergestellt.

Das Gebiet der Vereinigten Staaten zerfällt demnach in drei natürliche Hauptabtheilungen. Diese sind nämlich 1) die östliche Abdachung der Alleghanys, oder der Landstrich zwischen diesem Gebirge und dem atlantischen Ocean; 2) das Flußgebiet des Mississippi, oder, wie man sich allgemein ausdrückt, das große Mississippithal, welches den ganzen unermeßlichen Landstrich zwischen dem Alleghany- und dem Felsengebirge in sich faßt; 3) das Oregongebiet, unter welchem Namen man den Theil der westlichen Abdachung des Felsengebirges, oder des zwischen diesem Gebirge und dem stillen Ocean liegenden Landes versteht, welchen die Vereinigten Staaten zu ihrem Gebiet rechnen.

Die östlich vom Alleghanygebirge liegenden Landschaften belegt man auch oft mit dem Namen der alten Länder, weil hier die ersten Ansiedelungen der Europäer stattfanden, und auch, weil alle Staaten, aus denen zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung die Union bestand, in diesem Landstriche liegen. Dagegen nennt man die im Westen jenes Gebirges Liegenden die neuen Länder, weil die weiße Bevölkerung erst später in dieselben vorrückte und sie auch erst in neuerer Zeit in den Staatenbund aufgenommen wurden. Und die erst in der neuesten Zeit von der Civilisation und Cultur erfaßten Länder, am Mississippi

und vorzüglich an dessen westlicher Seite, nennt man oft vorzugsweise den fernen Westen, oder auch die neuen Westländer.

Von der nordöstlichen Grenze herab sind die atlantischen Küstenlandschaften sehr durchbrochen und hügelig. An der Küste selbst finden sich eine Menge mehr oder minder großer Einschnitte und Buchten. Mehr landeinwärts liegen zwischen den Gebirgszügen oft sehr schöne und fruchtbare Thäler; große ebene Flächen giebt es aber da fast gar nicht. Vom 40. Grade südwärts, wird die hügelige Fläche, von der Küste bis an das Alleghanygebirge, immer breiter, doch ist sie auch hier noch überall durchschnitten. Noch weiter südlich, gegen Florida hin, ist das Land flach, an vielen Stellen sandig, mitunter auch sumpfig.

Die westliche Abdachung der Alleghanys, oder die Ostseite des Mississippithals, welche das ganze Flußgebiet des Ohio in sich schließt, hat, bis nahe an den Wabaschfluß hin, fast durchgängig durchschnittenes, hügeliges, jedoch meist ziemlich fruchtbares Land, das, wo es noch nicht unter Cultur steht, nur wenige Stellen ausgenommen, mit dichten Waldungen bedeckt ist. Erst im Staate Indiana, in der Nähe des Wabasch, fangen die natürlichen Wiesenflächen an, die hier Prairien genannt werden, und die sich über die ausgedehnten Ebenen von Illinois bis zum Mississippi erstrecken. Auch auf der Westseite dieses Stroms erstrecken sich solche hin und wieder in ausgedehnten Flächen bis an den Fuß des Felsengebirges, bald üppig und fruchtbar, bald mehr dürr und steppenartig. Am umfangreichsten sieht man sie in Illinois, denn die Hälfte dieses Staats besteht aus solchen Prairien.

Diese natürlichen Wiesen muß man, in Rücksicht auf Lage und Boden, in zwei Classen theilen, nämlich in niedrige und hohe. Die niedrigen Prairien sind meistens naß und ganz ohne Holzwuchs. Ihr Boden besteht aus schwarzer, milder Dammerde von außerordentlicher Fruchtbarkeit und eignet sich in den gemäßigten Klimaten vorzüglich zum Maisbau und, wenn sie nicht zu niedrig liegen, auch zum Weizenbau. Allein in der Nähe der großen Flüsse liegen sie hin und wieder sehr niedrig, und sind dann in der Regel während des Winters und Frühjahrs mit Wasser bedeckt; auch werden solche beim Austreten der Flüsse während des Sommers oft überschwemmt. Treten nun diese in ihre Ufer zurück, so verhalten sich eine Menge kleiner Fische in den Vertiefungen, die, sowie das Wasser verdunstet, absterben und einen fatalen Geruch über die ganze Gegend verbreiten, und ungeheuere Schwärme von Insecten zeigen sich dann bald als Folge. In diesen grasreichen Niederungen sammeln sich oft viele Hirsche, und im Frühlinge und Herbste nisten eine unzählige Menge Wasservögel

in und an den kleinen Seen. Die hohen Prairien liegen gegen 50 bis 100 Fuß höher als die Niedrigen. Viele derselben sind reich an guten Quellen und Bächen und ihr Boden ist, überhaupt genommen, sehr fruchtbar. Während des Sommers sind diese Prairien mit den verschiedenartigsten Gräsern und Blumen bewachsen, die an Schönheit den Farben oft selbst cultivirte Gartenblumen übertreffen und ihnen auch an Wohlgeruch nichts nachgeben, und einzelne Gruppen von Bäumen oder Sträuchern ragen hin und wieder mitten aus den Grasflächen wie Inseln hervor. Allein auch ein großer Theil dieser Wiesenstrecken ist fast ganz ohne Quellen und nur mit einem spärlichen Graswuchse bedeckt. Obschon ihre Oberfläche dem Auge als eben erscheint, so finden sich doch hier und da auf denselben sehr tiefe Risse und Einschnitte. Diese Art Prairien sind also holz- und wasserlose Flächen, wo der Wanderer bisweilen Tage lang nichts als Himmel und Rasengrund sieht, und wo das scheinbare Himmelsgewölbe ringsherum auf dem Grasmeere zu ruhen scheint.

Von diesen unermeßlichen Grasflächen sind bis jetzt meistens nur die an die Waldungen grenzenden Striche angebaut. In einiger Ferne von solchen findet man noch wenig Ansiedelungen, weil da die Einzäunung der anzubauenden Ländereien wo nicht unmöglich, doch wenigstens sehr schwierig ist.

Unter den wilden Thieren, von denen die Prairien bewohnt werden, ist eines der sonderbarsten der Gopher. Er ist etwas größer als ein Eichhörnchen, hellgrau von Farbe, mit weißem Bauche und gehört zum Geschlecht der Murmelthiere. Man nennt ihn auch den Prairiehund, weil sein Geschrei bei Annäherung eines Menschen dem Bellen eines jungen Hundes gleicht. Diese Thiere wohnen in Erdhöhlen, die sie in langen Reihen neben einander anlegen und mit einem aufgeworfenen Erdwalle von 15—18 Zoll Höhe decken, auf dessen Gipfel sich die Eingänge befinden. Oft sind bedeutende Wiesenstrecken mit solchen Wohnungen bedeckt, die man dann Wiesenhundsdörfer nennt. Auch eine Art kleiner Wölfe bewohnen diese Grasflächen, die man Prairiewölfe nennt. Sie sind die Jackals des Westen, und sehr bösartig. Eine kleine Art wilder Pferde giebt es ebenfalls noch hier und da in denselben. Sie sind von derselben Art, wie sie unter den zunächst wohnenden Indianern auch im zahmen Zustande vorhanden sind, und werden Ponies genannt. Wahrscheinlich stammen sie von den Pferden ab, welche die ersten spanischen oder französischen Ansiedler in das Land brachten.

Eines der merkwürdigsten Thiere Nordamerikas, das einer besondern Erwähnung verdient, ist der Bison, auch der amerikanische Büffel, im Englischen Buffalo (Boffálo) genannt. Diese Thiere bewohnten sonst in unzählbaren Heerden die großen Flächen des Mississippithals und besonders die dasigen Prairien. Sie haben sich aber, sowie die Civilisation gegen Westen vorrückte, immer weiter vom Mississippi zurückgezogen, und finden sich jetzt vorzüglich in dem unermeßlichen Landstriche, der zwischen den Grenzen der organisirten Staaten und der Gebiete der Union und dem Felsengebirge liegt und bloß von Indianerstämmen bewohnt wird. Auch westlich vom Felsengebirge haben sie sich verbreitet. Sie leben in Heerden zu mehreren Tausenden beisammen. James, der im Jahre 1820 diese Gegenden bereiste, versichert, es ließen sich da bisweilen so zahllose Heerden von Büffeln sehen, daß die ganze Oberfläche als schwarz davon erschiene, und er könne mit Sicherheit behaupten, eines Tages mehr als 10,000 Stück beisammen gesehen zu haben. Ein anderer Reisender, welcher 1833 diese Gegenden besuchte, versichert, daß bisweilen diese Thiere in solcher Menge zu sehen wären, daß gar keine Zahl denkbar sei, sondern man dann nur zu sagen pflege: „ich habe eine oder zwei Meilen Büffel gesehen." Mit diesen Berichten stimmt Bonneville völlig überein. Er erzählt, daß, als er einen Hügel am Ufer des Platteflusses bestiegen, er, so weit sein Auge reichte, den Boden dicht bedeckt von der zahllosen Menge der Bisons gesehen habe. Nicht bloß im Winter wandern diese Thiere von Norden nach Süden, sondern sie ziehen auch überhaupt in zahllosen Schaaren immer aus einer Gegend dieser ungeheuren Wildniß in die andere, über Ebenen, Bergpässe und Flüsse hin. Um über den Missouri zu kommen, brauchen sie oft mehrere Tage. Manchmal, wenn sie im Frühjahre über das mürbe Eis gehen, bricht es unter der übergroßen Last, und eine große Zahl derselben kommt um. Diese Wanderheerden haben erbliche Straßen durch das Land, welche gut gebahnt sind, und nach den bequemsten Gebirgspässen, sowie nach den sichersten Furthen der Flüsse führen. Ist ein Zug einmal in Bewegung, so geht er, allen Hindernissen trotzend, immer gerade aus, indem die Vordersten durch den Druck der nachfolgenden Masse unwiderstehbar fortgeschoben werden. Unter solchen Umständen brechen sie auch wohl durch eine lagernde Karavane und treten Alles, was ihnen in den Weg kommt, nieder.

Einst lagerte Bonneville mit seinen Gefährten an einem Landungsplatze dieser Thiere. Sie waren noch nicht lange im Schlafe, als sie durch ein vom Flusse herkommendes Brüllen und Trampeln

und Platschen und Schnauben aufgeweckt wurden. Sie hatten gerade noch Zeit, um wahrnehmen zu können, daß vom jenseitigen Ufer eine Heerde Büffel in den Fluß gedrungen war und auf den Landungsplatz zuschritt. Sie bestiegen eiligst ihr Boot und schlugen ihr Lager an einer andern Stelle auf, während die Spitze des Zuges schon das Ufer erreicht hatte und an demselben heraufstieg. „Es war," sagt Bonneville, „ein seltsames Schauspiel, diese zahllosen Schaaren bei Mondenlicht durch den Fluß marschiren zu sehen. Zuweilen ging der Haufe so dicht, daß er einen Damm bildete, sodaß das Wasser stieg und ihnen über den Rücken hinströmte. Das Brüllen und Schnauben einer solchen Heerde kann man bei Nacht viele Meilen weit hören."

Der Büffel ist eines der größten in Nordamerika lebenden Thiere. Er ist 7—8 Fuß lang und 4—5 Fuß hoch und wiegt zuweilen 2000 Pfund. Er ist am Kopfe schwarz, übrigens aber dunkelgraubraun. Langes, krauses, wolliges Haar bedeckt die Stirne, den Hals und die Brust und bildet auf dem Kopfe einen großen runden Büschel. Unter der Kehle hängt ein langer Bart; auf dem Rücken hat er einen Fetthöcker oder Buckel. Die Hörner sind schwarz und rund, die Beine kurz und dick, der Schwanz kahl und straff. Trotz seiner scheinbaren Schwerfälligkeit läuft er sehr schnell. Stiere und Kühe leben einen großen Theil des Jahres hindurch in abgesonderten Heerden; gewöhnlich aber werden die Kühe immer von einigen alten Stieren begleitet. Einzeln ist der Büffel ein scheues Thier; er ergreift die Flucht, sobald er einen Feind nur wittert. Sind ihrer aber eine Heerde beisammen, dann scheinen sie weniger furchtsam zu sein, und folgen blindlings dem vorangehenden Stier, ohne sich an die Jäger zu kehren. Uebrigens weicht er dem Menschen aus und greift ihn nur an, wenn er gereizt oder verwundet wurde.

Man schießt die Büffel mit Kugelbüchsen. Die Indianer jagen sie zu Pferde. Mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, stürzen sie sich kühn mitten unter sie; die Büffel sprengen dann aus einander und zerstreuen sich über die Steppe. Der Jäger setzt dem Thiere nach, das er sich auserse hen, und sucht ihm einen Pfeilschuß unter das Schulterblatt beizubringen. Ohne sich bei dem verwundeten Thiere aufzuhalten, jagt er sogleich einem Anderen nach und verwundet so, auf demselben Pferde reitend, oft 10—12 Stück nach einander. Die Pferde scheinen dabei eben so behende und geschickt wie ihre Reiter zu sein, und sie wissen den Stößen mit bewundernswürdiger Gewandtheit auszuweichen.

Die Creesindianer (spr. Krihs) jagen die Büffel auf folgende

Weise: Sie fassen einen großen Platz mit einem Gehege ein und legen sich dahinter auf die Lauer. Zu beiden Seiten des dahin führenden Weges sind Stangen mit daneben gestellten ausgestopften menschlichen Bälgen eingeschlagen, um die Thiere zurückzuscheuchen, damit sie nicht versuchen, seitwärts herauszubrechen. Eine Partie Reiter müssen nun die Thiere in weiter Ferne, wo sie weiden, zusammen treiben und sie auf die nach dem Gehege führende Bahn zu bringen suchen. Ist dieß gelungen, und sind die Büffel nun auf der Bahn auf einen engen Raum zusammengedrängt, so geben die Reiter Feuer auf sie, und die Thiere werden dadurch so verwirrt, daß sie blindlings vorwärts in das Gehege hinein rennen, wo sie von den versteckten Jägern empfangen werden. Die Bestürzung wird nun allgemein, und sie werden eine leichte Beute der Jäger.

Das Fleisch der Büffel ist zart und wohlschmeckend, besonders aber gelten die Zunge und der Höcker für Leckerbissen. Der Talg und die Hörner werden ebenfalls benutzt. Doch das Wichtigste und Werthvollste von Allem, was sie liefern, sind ihre Häute, mit denen ein starker, gewinnreicher Handel getrieben wird. Wegen ihres dichten, wolligen Haares werden sie häufig als Bettdecken benutzt, wozu sie vorzüglich auf Reisen passen.

Unter den schädlichen Raubthieren des Landes verdient eine besondere Erwähnung der Cuguar, den man auch den amerikanischen Panther nennt. Er ist, völlig ausgewachsen, gegen 4 Fuß lang und hat einen 2 Fuß langen Schwanz. Von Farbe ist er rothgelb, mit kleinen schwarzen Flecken an den Ohren und um das Maul; am Bauche ist er mehr weißlich. Er bewohnt lieber Prairien und sonst offene Flächen als dicke Wälder. Zuweilen kommt er in die Nähe der Ansiedelungen, um Hunde, Schaafe, Geflügel und andere nicht zu große Hausthiere hinwegzufangen. Die Menschen fürchtet und flieht er und greift daher diese niemals an, strebt aber allen Thieren nach, die er überwältigen kann. Er ist sehr blutdürstig, sodaß er, wenn er es haben kann, in einer Nacht wohl funfzig Schaafe erwürgt, um ihr Blut zu saugen, und richtet also unter Heerden und in Hühnerställen oft große Verheerungen an. In einigermaaßen besiedelten Gegenden findet er sich seltener, im Westen des Staats Missouri ist er aber ziemlich häufig anzutreffen. Gewöhnlich trifft man ihn allein, zuweilen aber auch mit seinem Weibchen. Nach Beute schweift er im Lande weit umher und springt wie eine Katze aus dem Hinterhalte auf seinen Raub. Sein Fell wird nicht sonderlich geschätzt; man lauert ihm nur auf,

wegen des Schadens, den er anrichtet. Uebrigens ist der Cuguar dasselbe Thier, was in Brasilien die braune Unze (Onca) genannt wird.

Gefährlicher als die Cuguars sind die Kaimans oder Alligators, die, wie das Krokodil, zum Geschlechte der Eidechsen gehören. Sie halten sich zwar vorzüglich in den wärmeren Gegenden Süd- und Nordamerika's auf, finden sich aber doch auch, wenn schon selten, ziemlich hoch im Norden, wie z. B. im Cumberlandflusse in Tennessee und in den Flüssen und Sümpfen Südcarolina's. Besonders zahlreich aber sind sie in den südlichen Staaten, namentlich in Georgien, Florida, Alabama, Mississippi und Louisiana. Sie werden nicht so groß wie das egyptische Krokodil, sondern höchstens 10—12 Fuß lang. Den in die Nähe der Flüsse kommenden Hausthieren sind sie gefährlicher als den Menschen; sie gehen nur dann auf diese, wenn sie zuvor von ihnen angegriffen, oder wenigstens in ihrem Aufenthalt in sumpfigen Gewässern von ihnen beunruhigt wurden. Daß das Fleisch und die Eier der Krokodile und Alligators gegessen werden, ist bekannt; am Meisten thun dieß die Neger und Indianer. Der Britte Stevenson erzählt, daß die Indianer die Eier der Krokodile wie andere Eier kochen, nachdem sie ein kleines Loch in das dickere Ende gemacht, und sie mit demselben eine Weile in den Sand gestellt haben, wodurch sie dann ihren widerlichen Bisamgeruch verlören, und daß er solche Eier selbst gekostet und nichts Unangenehmes dabei empfunden habe, als daß sie sehr zähe gewesen wären. Uebrigens nehmen diese Thiere in Nordamerika sehr ab, da ihre Haut zu Sattlerarbeiten benutzt und deshalb gesucht wird.

Im Westen des Felsengebirges wird der zwischen diesem Gebirge und dem stillen Ocean liegenden Landstrich noch zum Gebiet der Vereinigten Staaten gerechnet, welchen man unter dem Namen des Oregongebietes begreift, und der sich an der Küste hin, vom 42. bis 49. Gr. N. Br. erstreckt. Indessen wird angenommen, daß das ganze Flußthal des Columbiaflusses dazu gehöre, und demgemäß müßte, etwas mehr landeinwärts, die nördliche Spitze dieses Gebietes bis unter den 52. Grad hinaufreichen. Jedoch sind die Grenzen, zumal die nördlichen, gegen das englische Gebiet erst neuerdings festgestellt worden, und überhaupt scheint der Besitz dieses Landes noch ein etwas zweifelhafter zu sein. Während es die Vereinigten Staaten für einen Theil ihres Gebietes erklärten, hatten es die Engländer factisch im Besitz. Es soll sehr schöne Gegenden mit fruchtbarem Boden enthalten und ein weit milderes Klima genießen, als die vom Felsengebirge östlich liegenden Länder unter gleichen Graden der Breite.

Wenn man von einem Klima der Vereinigten Staaten im Allgemeinen reden wollte, so wäre das sehr ungereimt, denn so wenig man in dieser Hinsicht Norwegen mit Neapel zusammenstellen kann, so wenig läßt sich dieß mit Maine und Louisiana thun. Außer der höheren Lage über der Meeresfläche, wodurch die Kälte vermehrt und die Hitze gemindert wird, trägt, um das physische Klima eines Landes zu bilden, auch die Nähe des Meeres, oder großer Landseen und Flüsse wesentlich bei. Die Luft ist in der Nähe derselben im Sommer kühler und im Winter wärmer als anderwärts, weil das Wasser, vorzüglich das des Meeres, eine mehr gleichförmige Temperatur behält. Das Klima im Innern der Länder wird, im Gegensatze zu dem der Küstenländer und Inseln, gewöhnlich das Continentalklima genannt, welches aber für den östlichen und westlichen Continent wesentlich verschieden ist. Für Nordamerika bieten die schmalen Landstriche, der freie Ocean, die flachen östlichen Küsten, die großen Gebirgsketten und ihre mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, die großen Ströme, die vielen dichten Wälder und noch so manche andere Umstände Ursachen dar, die ein mit dem afrikanischen und europäischen sehr contrastirendes Klima bewirken.

Das Klima ist also in den Vereinigten Staaten sehr verschieden und keineswegs gleich mit dem, was sich in denselben Breitengraden in Europa findet. Vielmehr kann man im Allgemeinen mit voller Sicherheit annehmen: das Klima irgend eines Landstrichs in den Vereinigten Staaten entspricht immer demjenigen, was in West- und Mitteleuropa, und namentlich auch in Deutschland, den in zwölf Grad höherer Breite liegenden Gegenden eigen ist. Zwischen dem 40. und 45. Grade N. Br. ist in den Vereinigten Staaten der Winter oft strenger und anhaltender, als im nördlichen Deutschland. Es ist sogar kein ungewöhnlicher Fall, daß bei New-Orleans unter dem 29. Grad N. Br. die Orangenbäume erfrieren, und in Missouri kam die Kälte auch schon auf 20 Gr. R. und darüber. Nach den Versicherungen der ersten Ansiedler im Staate Ohio sollen die Winter dort in früheren Jahren weit milder gewesen sein, sodaß während derselben das Vieh wie in den andern Jahreszeiten seine Nahrung habe im Freien finden können. Wenn in Deutschland — ja wie man allgemein annimmt, in ganz Europa — das Klima durch die Cultur gemäßigter wurde, so hat sie hier, wie es scheint, die umgekehrte Wirkung hervorgebracht. Durch den vermehrten Anbau des Landes ist dieses freier und den kalten Nord- und Nordwestwinden mehr offen gelegt worden. Den Ländern Europa's führt der Westwind, der hier wie in Amerika der

herrschendste ist, die mildere Seeluft zu, und daher kann man sich denn auch einigermaaßen erklären, wie dieselbe Ursache hinsichtlich des Klima's so verschiedene Wirkungen hat hervorbringen können. Bis gegen das Ende Aprils ist in Amerika unter dem 40. Gr. N. Br. die Vegetation nicht weiter, als in Europa unter dem 52. Grade; späterhin aber wirkt die immer mehr zunehmende Kraft der Sonne so stark, daß die Früchte doch um einen Monat früher reif werden. In den Monaten Februar, März und April fällt gewöhnlich viel Regen, wovon die Flüsse manchmal so anschwellen, daß z. B. der Ohio bisweilen mehr als 50 Fuß über seinen gewöhnlichen Wasserstand steigt. Im Winter und Frühjahr ist öfterer und plötzlicher Wechsel der Temperatur und Witterung etwas sehr Gewöhnliches. Die Sommer sind in der Regel sehr trocken und warm; nicht selten steigt die Hitze über 30 Gr. nach Réaumür, ja sie überstieg einmal während meines Aufenthalts im Staate Missouri 33 Gr. im Schatten. Die Gewächse müßten in dieser Jahreszeit unfehlbar verdorren, wenn sie nicht durch den außerordentlich starken Thau erhalten würden. Während derselben giebt es öftere und bisweilen sehr starke Gewitter, und das Einschlagen des Blitzes kommt dort viel öfterer als bei uns vor. Es wird allgemein angenommen, daß in Amerika mehr Feuchtigkeit aus dem Luftkreise herabkomme, als in Europa, doch soviel ist gewiß, daß es dort, überhaupt genommen, weniger Regentage giebt, als in Europa. Zwar sind die einzelnen Regenschauer dort viel stärker, doch dadurch kann das Klima im Allgemeinen nicht feuchter werden, denn im Gegentheil dringt das Wasser von einem heftigen Regengusse weit weniger in die Erde, sondern es läuft schnell zusammen, und dessen Verdunstung wird nicht so stark auf den Luftkreis wirken, als ein anhaltender, feiner Landregen, der in Amerika unter die seltenen Erscheinungen gehört.

Im Ganzen genommen ist das Klima in Amerika wohl ebenso gesund, wie in den meisten Theilen Europa's. Daß die Menschen hier mehr an Krankheiten leiden, daran ist wohl nicht das Klima, sondern ohne Zweifel mehr die Lebensweise schuld, denn diese ist gewiß dem Himmelsstriche und der Beschaffenheit des Landes, besonders während der warmen Jahreszeit, nicht angemessen. Der Amerikaner ißt täglich dreimal Fleisch und besonders auf dem Lande viel gebratenen Speck und Schinken, dann noch viel fettes, warmes Backwerk und eine Menge Süßigkeiten. Da nun im Sommer bei der anhaltenden Hitze die Verdauungswerkzeuge sehr erschlaffen, so werden solche Speisen nur sehr unvollkommen verdaut, und dann ist es wohl

kein Wunder, wenn sich Fieber und Magen- und Gallenbeschwerden einstellen.

Noch eine andere Krankheitsursache ist auch wohl in den so leicht gebauten Wohnungen zu suchen, in denen man jeden Wechsel der Witterung augenblicklich empfindet. In der letzten Hälfte des Monats August ist die Hitze am Tage gewöhnlich noch sehr groß, die Nächte dagegen sind bisweilen schon empfindlich kalt. Diese so schnell wechselnde Wärme und Kälte muß um so verderblicher auf den Körper einwirken, je weniger der Amerikaner geneigt ist, dieß durch warme Bettdecken zu verhindern. Um diese Zeit sind die Fieber aller Art auch am häufigsten, und besonders ist dieß in den erst im Anbau begriffenen Ländern der Fall. Hierzu kommen dann freilich noch in manchen Gegenden die schädlichen Ausdünstungen von stehenden Gewässern und Sümpfen, und die im Allgemeinen traurige Heilmethode der amerikanischen Aerzte, die durch übermäßige Anwendung von Calomel, Aderlassen rc. die Gesundheit vollends untergraben, ist wohl geeignet, dem Uebel die Krone aufzusetzen.

Die Vereinigten Staaten sind sehr reich an manchen Arten von Mineralien. Eisenerz ist in vielen Gegenden in großem Ueberflusse vorhanden, und Kalksteine finden sich fast überall in starken Lagern. Blei wird in Missouri, im nördlichen Illinois, vorzüglich aber in Wisconsin und Iowa häufig gefunden, und Kupferminen giebt es vorzüglich in der Nähe der Mississippiquellen. Etwas Silber wird in Louisiana und Arkansas, und Gold, wenn auch nicht sonderlich reichlich, wird in Georgien und besonders in Nordcarolina gefunden; nur wird aber freilich kein sonderlicher Fleiß auf den Bergbau verwendet, weder dort noch in andern Gegenden. Zink und Galmey giebt es in Newyork, Pennsylvanien und Missouri. Gute Sandsteine zum Bauen und auch Granit und Gneiß giebt es fast in allen Staaten und an schönem, weißgrauen Marmor ist in manchen Gegenden großer Ueberfluß, vornehmlich in Maryland und Virginien; auch blauer und schwarzer Marmor wird hier und da gefunden. Schiefer giebt es besonders in Pennsylvanien. An Salzquellen hat Illinois, noch mehr aber Newyork, Ueberfluß, und auch Pennsylvanien ist gut damit versorgt. In mehreren Gegenden der vordern sowie der westlichen Mittelstaaten giebt es sehr ausgedehnte Steinkohlenlager, und namentlich in Pennsylvanien scheinen solche unerschöpflich zu sein.

Noch reicher ausgestattet, ja hier und da in der üppigsten Fülle

erscheint aber in den Vereinigten Staaten die Pflanzenwelt. Unter einem den tropischen Regionen nicht sehr fern liegenden Himmelsstriche, auf welchen aber auch zu gleicher Zeit die Polarwelt ihren Einfluß auszuüben vermag, tritt hier eine sonderbare Mischung und seltsame Mannichfaltigkeit von wilden Gewächsen hervor, die in Erstaunen setzt. Die afrikanische Hitze des Sommers bringt hier auch noch in ziemlich hoher Breite Gewächse der südlichen Zone hervor. Auch noch an den canadischen Seen kommt der Tulpenbaum und die Magnolie vor — wennschon sie, durch die Wirkung des zuweilen von der Hudsonsbai herkommenden eisigen Hauches gelähmt, freilich meistens nur in verkrüppelter Gestalt erscheinen — und ein außerordentlicher Reichthum von Bäumen und Sträuchern der verschiedensten Art ist über einen großen Theil der Binnenländer verbreitet. Nadelhölzer walten besonders in den sandigen Gegenden und namentlich an den östlichen Küsten, jedoch hier und da auch im Innern der Südstaaten, vor; sehr schöne Fichtenwälder giebt es vorzüglich in den Carolina's, und weiße Tannen werden am häufigsten in Neuengland getroffen. In den fruchtbaren Binnenländern aber sieht man meistens nur Laubhölzer.

Der Stolz und die größte Zierde der Wälder in den nördlichen Theilen der Vereinigten Staaten, sowie auch vorzüglich in Canada, ist die Weymouthskiefer (Pinus strobus), auch die weiße oder Mastbaumfichte genannt. Sie hat ihren Namen von dem Lord Weymouth, auf dessen Gütern in Amerika die Europäer sie zuerst kennen lernten. Sie liebt einen etwas feuchten Boden und hält die strengsten Winter aus. Man sieht solche in den amerikanischen Wäldern nicht selten, deren spindelgerader, glatter Stamm, bei 5—6 Fuß Durchmesser, eine Höhe von 150—200 Fuß hat und mit seiner dichten, kegelförmigen Krone auch die größten Bäume anderer Art überragt, und da wo sie unter andern Bäumen steht, stellt sie oft nur einen ungeheuern Stamm mit wenigen Aesten und Nadelwerk auf ihrem Wipfel dar. Sie liefert ein sehr gutes Bau- und Nutzholz, das von weißgelblicher Farbe und sehr weich, dabei aber zähe und dauerhaft ist und sich ebenso gut zu den Masten der größten Kriegsschiffe eignet, wie es sich zu den niedlichsten Schnitzarbeiten gebrauchen läßt. Eine außerordentliche Quantität von diesem Holze wird in Bretern aus Canada und den Vereinigten Staaten nach Europa ausgeführt. Eine Sorte dieser Breter, deren Farbe gelber und deren Holz vorzüglich zart und weich ist, steht sehr in Nachfrage und wird besonders zu musikalischen Instrumenten verwendet. Die Größe und Güte eines

solchen Baums ist natürlich von Lage und Boden abhängig, sein Werth aber wird besonders durch die Stärke und Geradheit seines Stammes bestimmt. Es ist unbekannt, welches Alter dieser Baum erreichen kann; man hat an Einigen mehr als tausend Jahrringe gezählt.

Zu den besonders merkwürdigen Bäumen der amerikanischen Wälder gehören ferner die Magnolien, nach dem französischen Professor der Botanik, Pierre Magnol, so genannt. Sie bekommen große Blumen und hernach zapfenförmige Samenbehälter, aus denen, nachdem sie zur Zeit der Reife aufgesprungen sind, die Samenkerne in zolllangen Fäden büschelweis heraushängen. Es giebt mehrere Arten Magnolien, die alle in den Vereinigten Staaten wild wachsen. Vorzüglich schön ist die großblüthige Magnolia (Magnolia grandiflora). Sie findet sich mehr in den südlichen Theilen, besonders häufig aber in Florida und ist die herrlichste Naturzierde dieses Landes. Sie trägt große, immer grüne, lederartige Blätter, die an Gestalt den Blättern des Feigenbaums ähnlich sind, und große, bis 12 Zoll breite, blendendweiße, orangenartig riechende Blumen, welche an Form einer vollen, völlig aufgeblühten Rose gleichen. Die großen fleischfarbigen, mit einer goldfarbigen Narbe versehenen Samenzapfen werden im Herbste carmoisinroth, und wenn sie sich öffnen, treten dichte Büschel schöner rother Beeren heraus, die an feinen weißen Fäden hängen. — Auch der virginische Tulpenbaum (Magnolia tulipifera) ist ein wahrhaft prachtvoller Baum. Er wird an Höhe den größten Eichen gleich, hat handgroße Blätter und grüngelbliche, geruchlose Blumen, die wegen ihrer glockenförmigen Gestalt viele Aehnlichkeit mit den Tulpen haben und dem Baum ein herrliches Ansehen verleihen. Die bittere, gewürzhafte Rinde, besonders die der Wurzel, wird gegen das Wechselfieber statt der Chinarinde empfohlen. Das leichte, weiße Holz ist nicht sonderlich dauerhaft; man schneidet jedoch in Amerika Breter daraus und macht auch Kähne davon. — Die spitzblätterige Magnolie, welche man in den Wäldern des Alleghanygebirges häufig findet, erreicht eine fast gleiche Höhe. Sie bekommt schöne pfirsich-rothe, durchsichtige Zapfen, und ihre bitteren Früchte, in Branntwein eingeweicht, rühmt man als ein Präservativ gegen die Herbstfieber. — Die schmalblätterige Magnolie findet sich häufig in den atlantischen Küstenländern. Sie erreicht eine Höhe von 10—40 Fuß.

Die Schierlings- oder Hemlockstanne (Pinus Canadensis) wächst im Norden der Vereinigten Staaten, sowie in Canada und New-Foundland in Menge. Sie hat oft einen schönen, geraden Stamm von 70—80 Fuß Höhe und liefert ein vortreffliches, sehr gesuchtes

Bauholz, das sich vorzüglich zu Wasserbauten eignet. Ihre Rinde enthält vielen Gerbestoff. Aus ihren Sprossen bereitet man mit Syrup ein gutes, gesundes Getränk, Sprossenbier (Spruce-beer) genannt, das besonders gegen den Scharbock sehr heilsam ist. Im Winter hängen die langen, schlanken Zweige dieses Baumes herab, im Frühjahre richten sie sich aber in die Höhe und behalten dann bis zu Ende des Herbstes diese Stellung.

Auch die virginische Ceder (Juniperus Virginia) ist ein herrlicher Baum, den man in den nördlichen Theilen des Landes hin und wieder in Menge findet. Besonders schön sieht man sie an beiden Seiten der Portage-Eisenbahn über das Alleghanygebirge. Hier sieht man deren mit spindelgeradem Stamm von 80 bis über 100 Fuß Höhe. Sie liefern das schönste und dauerhafteste Bauholz, das man nur, seiner außerordentlichen Schwere wegen, nicht gern weit transportirt. — Auch den Sevenbaum (Juniperus sabina) und den Lebensbaum (Thuja occidentalis) sieht man in dieser Gegend häufig, und alle Stellen, die nicht mit Hochwald dicht besetzt sind, sind da mit der immergrünen Calmiastaude (Calmia latifolia, in der Landessprache laurel, spr. Lahrell — Lorbeer) völlig überzogen.

Unter den Bignonien, einer Pflanzengattung, die viele Arten theils Bäume, theils Sträucher, theils rankende Gewächse in sich faßt, zeichnet sich vorzüglich der Trompetenblumenbaum (Bignonia Catalpa) aus. Er hat diesen Namen von seinen röhrenförmigen Blumen, die aus einem Blatte bestehen und sich oben wie zwei Lippen öffnen. Er wächst in allen wärmeren Gegenden der Vereinigten Staaten wild, wird 30—50 Fuß hoch, hat einen weißgrauen Stamm und große, hellgrüne Blätter und trägt im Juli und August armleuchterförmige, weiß, purpurfarbig und gelbgefleckte Blumen, die straußweise hervortreten und ihm ein prächtiges Ansehen geben.

Unter den natürlichen Producten der amerikanischen Wälder und besonders derer in den südwestlichen Theilen der Vereinigten Staaten verdienen noch drei eine vorzügliche Erwähnung, nämlich der Sassafras, die Sassaparille und der Ginseng. Der Sassafras ist die Wurzel des Sassafraslorbeers, die in starken, mit der Rinde bedeckten Stücken in den Handel kommt. Das in solchen enthaltene ätherische Oel giebt ihr einen gewürzhaften, fenchelartigen Geruch und Geschmack, weshalb man sie auch Fenchelholz nennt. Der Sassafraslorbeer ist ein Baum oder vielmehr Strauch, der höchstens 30 Fuß hoch wird und sehr wohlriechende gelbe Blüthen trägt, die in Amerika auch als Thee benutzt werden. — Die Sassaparille ist die Wurzel einer Pflanze,

die zu der Schlingpflanzengattung Smilax gehört. Die Sassaparilla-Smilax hat einen ästigen, rankenden, stacheligen Stengel und bekommt weiße Blüthen, worauf rothe, ungenießbare Beeren folgen. Die Wurzel besteht aus einem bis zu einem Zoll dicken Knoten, der sich unten in viele schlanke Aestchen und Fasern theilt. — Die Ginseng- oder Kraftwurzel kommt von einer Staude (Panax quinquefolium), die zu dem Geschlecht der Araliaceen gehört. Diese Pflanze hat einen dunkelrothen Stengel, ist 1—2 Fuß lang und von der Dicke eines Federkiels, mit eirunden, gezähnten Blättern und weißen Blüthen, aus welchen rothe Beeren entstehen. Die Wurzel hat einen aromatischen, anfangs süßlichen, dann aber bittern, scharfen Geschmack. Sie wächst etwa 2 Zoll lang, wird einen kleinen Finger dick, ist weißgelblich-glänzend, beinahe durchsichtig und unten in zwei, zuweilen auch in mehrere Aeste getheilt. In China steht diese Wurzel in hohem Ansehen und Werthe, da man ihr dort als Universalheilmittel außerordentliche Kräfte, ja sogar die Kraft, das menschliche Leben zu verlängern, zuschreibt. Wie versichert wird, schickt die chinesische Regierung alle Jahre 10,000 Arbeiter in die Gegend, wo diese Wurzel wächst, zum Einsammeln derselben. Sonst wurde in China die Unze mit 7—8 Unzen Silber aufgewogen. Jetzt ist sie aber im Preise sehr gefallen, da in neuerer Zeit von Nordamerika ein starker Handel damit nach China betrieben wird.

In den sumpfigen Niederungen der Flußthäler des Mississippi, Arkansas und rothen Flusses wächst eine Art riesenhaftes Rohr (Arundo gigantea oder auch Migia macrosperma), das in Ansehung seiner Größe mit dem Bambus zu vergleichen ist. Es wird von 15 bis zu 40 Fuß hoch und treibt gleichsam in einer compacten Masse empor. Besonders im Winter zeigt es sich in seiner kräftigsten Entwickelung. Zu dieser Jahreszeit würde es auch dem kleinsten Vogel äußerst schwer werden, hindurchzufliegen, denn Stengel steht an Stengel, und eine Laubbekleidung, von welcher es bis zum Gipfel bedeckt ist, macht die Masse für Menschen und Thiere fast undurchdringlich. Es wird in Amerika häufig zu Angelruthen benutzt. Wenn es abgeschnitten und so trocken ist, daß es brennt, macht es den Negern das größte Vergnügen, dasselbe anzuzünden. Die verdünnte Luft in den hohlen Rohrstengeln bricht dann mit einem Knall hindurch, der dem eines Schießgewehrs gleicht, und das Abbrennen einer solchen Rohrfläche macht ein Getöse, wie das Manövriren eines Truppencorps, wo fort und fort über tausend Gewehre abgefeuert werden. Zu seiner vollkommenen Entwickelung soll dieses Gewächs fünf Jahre brauchen, nach denen es, wenn man es so lange ungestört läßt, eine reiche Samenerndte

liefert. Die Samenkörner sind mehlig und werden daher von den Indianern und zuweilen auch von den weißen Ansiedlern statt des Getreides gebraucht. Ausgesäet gedeihen sie überall auf fettem, feuchten Boden. Die jungen Pflanzen treiben zuerst wie Spargel mit einem dicken, saftigen Stengel hervor und werden an sechs Fuß hoch, ehe sie ihre Zartheit und Saftigkeit verlieren. Ein nahrhafteres und vortheilhafteres Futter für alles Vieh, als dieses junge Rohr ist, kann es wohl kaum geben.

Unter den Vögeln, welche Nordamerika's Wälder, vorzugsweise aber die der wärmeren Theile dieses Landes beleben, ist unbestreitbar der Merkwürdigste der Spottvogel (Turdus polyglottus, engl. moking-bird); zumal da er fast der einzige nordamerikanische Singvogel ist, der eine Erwähnung verdient. Dieser Vogel gehört unter die Drosselarten und hat auch die Größe einer Schwarzdrossel. Auf dem Rücken ist sein Gefieder aschgrau oder dunkelbraun, am Bauche weißlich. Die zierliche Anmuth und Behendigkeit seiner Bewegungen, der lebensvolle Ausdruck seiner Augen, die Gelehrigkeit, mit welcher er alle um ihn her vorkommenden Töne auffaßt und nachahmt, machen ihn wahrhaft bewundernswürdig. Er besitzt eine starke, wohlklingende Stimme, die sich leicht in alle Biegungen und Tonstufen schmiegt, von den schmetternden Tönen der Walddrossel bis zum heisern Gekreisch des kahlköpfigen Adlers. Mit der größten Treue ahmt er den Gesang anderer Vögel nach, während er der Stärke und dem Wohllaut ihres Gesanges noch von dem seinigen zusetzt. Man muß ihn an einem schönen Sommermorgen im Walde hören, wenn tausend Kehlen die Luft mit ihrem Gesange oder Geschrei und Gezwitscher erfüllen, er aber, auf einem mäßig hohen Baume sitzend, Alles um sich her durch die Mannichfaltigkeit seiner Melodien verdunkelt. Da ist es nur sein Gesang, den man beachtet und belauscht; alle andern Stimmen gelten höchstens nur als eine schwache Begleitung der seinigen. Uebrigens beschränkt er sich aber keineswegs auf bloße Nachahmung, sondern hat auch seinen eigenthümlichen schönen Gesang, den er oft eine halbe, auch wohl eine ganze Stunde ohne Unterbrechung fortsetzt. Das Umfassende und dabei die Sanftheit seiner Stimme sind in der That staunenerregend: der vereinte Gesang des Hänflings, des Canarienvogels und der Amsel besitzen zusammen nicht die Mannichfaltigkeit der Tonleiter, wie der dieses einzigen Vogels. Mit der Morgendämmerung beginnt er seinen Gesang, und erst Abends spät hört er auf. Er liebt die dunkeln Wälder nicht, sondern weilt viel lieber in

den Obstpflanzungen in der Nähe der menschlichen Wohnungen. Die Menschen fürchtet er nicht, und von ihnen wird er auch fast allgemein gleichsam als ein heiliger Vogel betrachtet, den zu beleidigen für die größte Barbarei gelten würde. Wenn er singt, breitet er seinen weißen, glänzenden Schwanz aus und schlägt damit gleichsam den Takt dazu. Wenn man einen Spottvogel im Hause hält und er sich einmal seiner musikalischen Laune so recht nach Herzenslust überläßt, dann muß man wirklich erstaunen über das, was er leistet. Er piept da oft wie ein junges Hühnchen, das man getreten hat, und sogleich eilt die alte Henne mit erhobenen Flügeln und aufgesträubten Federn gluchsend herbei, um ihre Brut in Schutz zu nehmen. Dem Hunde pfeift er so täuschend, daß dieser aufspringt und, mit dem Schwanze wedelnd, seinem Herrn zueilt. Bisweilen hört man äußerst täuschend das Bellen des Hundes, das Miauen der Katze, das Wiehern der Pferde und das Blöken der Schaafe von ihm nachgeahmt. Lehrt man ihn eine noch so lange und schwierige Melodie, so wird sie doch von ihm in Kurzem aufgefaßt und ganz und sehr genau wiedergegeben.

Unter den Vögeln müssen wir besonders auch die Colibris erwähnen, die ebenso berühmt wegen der Schönheit ihres Gefieders, als merkwürdig wegen ihrer niedlichen Gestalt sind. Man kennt an hundert verschiedene Arten dieser Vögelgattung, welche die kleinsten bekannten Vögel in sich begreift, und die Alle nur in Amerika, die Meisten freilich in Südamerika leben. Sie haben Alle einen langen, entweder geraden oder gebogenen, sehr dünnen, röhrenförmigen Schnabel, sehr kurze Füße und lange und dabei sehr schmale Flügel. Um die beispiellose Farbenpracht dieser Thierchen nur einigermaaßen treffend zu bezeichnen, müßte man von Edelsteinen und edlen Metallen die Namen borgen. Indessen, wenn man auch sagt: sie glänzen wie Rubinen, Smaragde, Topasen rc., wenn man auch berichtet, daß die glanzvollsten metallischen Farben ihres Gefieders sich, dem einfallenden Lichte nach, immer verändern und bald in's Rothe, bald in's Goldgrüne, Blaue, Violette und Gelbe spielen, so wird doch mit allen diesen Schilderungen die Wirklichkeit nur äußerst unvollständig erreicht. Man muß diese Thierchen in der Natur sehen, um sie gebührend bewundern zu können. Jedoch nur die alten Männchen zeigen diese merkwürdige Pracht; die Weibchen und die Jungen erscheinen in sehr einfachem Gefieder. Die Colibris leben hauptsächlich vom Honigsafte der Blumen, und man sieht sie daher oft, gleich Schmetterlingen, über den Blumenkelchen schweben; doch verzehren sie auch Insekten. Sie sind immer unruhig, muthig und sogar kampflustig; sie hacken gern nach den

Augen anderer Vögel, und ihr wie eine Nadel spitziger Schnabel ist auch eine nicht ganz zu verachtende Waffe. Eifersucht macht sie wüthend; wenn diese sich ihrer bemeistert, schwillt ihr Kopf an, Haube, Schwanz und Flügel sträuben sich und sie kämpfen oft in der Luft mit einander auf Tod und Leben, wobei nicht selten einer der Kämpfer schwer verwundet zur Erde fällt. Wenn sie ruhig sitzen und ihr Gefieder putzen, geben sie oft zarte, einfache Töne von sich; einer der kleinsten Colibris, von der Größe einer Biene, soll am schönsten singen. Ihr Flug ist pfeilschnell, sodaß man ihnen mit den Augen zu folgen nicht leicht im Stande ist. Oft hört man das Schwirren ihrer Flügel, ohne den Vogel selbst zu sehen. Ihr niedliches Nest bauen sie sehr künstlich, meist aus Wolle von verschiedenen Pflanzen. Es ist immer napf- oder halbkugelförmig, oben offen und mit einer klebrigen Substanz theils an den Ast festgeklebt, theils oft sogar damit überzogen. Gewöhnlich sitzt es auf einem horizontal liegenden Aste, unter Blättern verborgen. Wahrscheinlich brüten sie jährlich mehreremal, legen aber selten mehr als 2 weiße, sehr kleine Eier, die in 13 Tagen ausgebrütet werden. Während des Brütens und des Aufziehens ihrer Jungen greifen sie jeden Vogel herzhaft an, der sich dem Neste nähert, und fliegen selbst dem Menschen nach dem Gesichte. Die Größe der Colibris ist verschieden; die Größten sind wie der Zaunkönig, die Kleinsten wie eine Biene. Da sie den Menschen gar nicht scheuen, ist es leicht, sie zu fangen, und es kann dieß mit einem gewöhnlichen Schmetterlingsgarne geschehen, wenn sie um die Blumen herumschwärmen. Ihren Feinden, den Schlangen, Katzen ꝛc., entgehen sie meist durch ihre Schnelligkeit. Man behauptet, daß die Vogelspinnen, welche allerdings die Colibris an Größe bedeutend übertreffen, sie überfallen und tödten. In Amerika werden die kleinen getödteten Colibris auch zum Putz gebraucht, indem sie mitunter, wegen ihres herrlichen Metallglanzes, der ihnen das Ansehen der schönsten Edelsteine giebt, in den Ohrgehängen der Damen getragen werden. Uebrigens leben die Colibris vorzugsweise in den wärmeren Ländern dieses Erdtheils, und diejenigen Arten derselben, welche mit dem Eintritte des Sommers nach kälteren Gegenden ziehen, kehren gegen den Winter wieder in die Wärmeren zurück. So sahen z. B. einst die Leute von der unter dem Commando des Capitains King stehenden brittischen Expedition, welche in den Jahren 1826—30 die Südspitze Amerika's, namentlich Feuerland und die Maggellansstraße untersuchte, in den südlichen und westlichen Theilen dieser Straße, selbst nach einem beinahe drei Tage anhaltenden Regen-, Hagel- und

Schneewetter im Monat April — während welches das Thermometer auf dem Frostpunkte gestanden hatte — eine Menge Colibris, und auch im Mai, während eines Schneegestöbers, sahen sie deren umherfliegen.

Die Union besteht gegenwärtig aus 30 Staaten, dem Districte Columbia mit der Bundeshauptstadt Washington und sieben noch unorganisirten Territorien. Die einzelnen Staaten sind in Counties (spr. Kauntihs, wörtlich übersetzt: Grafschaften, jetzt soviel bedeutend als: Kreise) und diese wieder in kleinere Bezirke eingetheilt, die Townships (spr. Taunschips — Ortschaften, Gemeinschaften) genannt werden. Sowie die einzelnen Staaten sind auch die Counties, und in den alten Staaten auch die Townships, von sehr verschiedener Größe. In den in neuerer Zeit hinzugekommenen Ländern werden die Counties in Townships, die von gleicher Größe, nämlich jedes 6 Meilen lang und breit sind und folglich 36 Quadratmeilen enthalten, abgetheilt.

In allen den von der Union in neuester Zeit acquirirten Ländern wird aller Grund und Boden, der nicht bereits durch Verleihungen oder Bestätigungen der vorigen Regierungen — welche von der Bundesregierung als rechtlich begründet anerkannt und respectirt werden — Eigenthum einzelner Corporationen oder Personen geworden ist, als Eigenthum der gesammten Union betrachtet, und somit steht auch über alle die schönen Länder, welche früher von den Indianern besessen, und aus denen sie in neuerer Zeit mit irgend einem Schein des Rechts, oder auch sonst mit List und Gewalt verdrängt worden sind, der Bundesregierung nicht nur die Oberlandeshoheit zu, sondern auch das besondere Eigenthumsrecht über sämmtlichen Grund und Boden, und die ausschließliche Befugniß, darüber zu verfügen, ruht in ihren Händen. Alle diese auf die eine oder die andere Weise erworbenen öffentlichen Ländereien (public land) werden gewöhnlich Congreßland und der festgesetzte, von Privaterwerbern dafür zu zahlende Preis wird der Congreßpreis genannt.

Diese öffentlichen Ländereien werden, ehe sie von der Bundesregierung zum Verkauf ausgeboten werden, zuvor auf deren Kosten, nach einem allgemeinen, festgesetzten Plane vermessen. Es wird dabei auf folgende Weise verfahren:

Man zieht von einem angenommenen passenden Punkte aus, von Osten nach Westen, eine beliebig auszudehnende Linie und bezeichnet deren Richtung, die Distanz von jedesmal 70 englischen oder 15 deutschen Meilen, oder einem geographischen Längengrade, sowie auch wieder

jedesmal die Distanz von 6 englischen Meilen durch Erdhügel, Pfähle, Steine ꝛc. und auch durch Beziehung auf unveränderliche örtliche Naturgegenstände, als Felsen, Hügel, Flüsse u. s. w. Diese Linie wird die Basis genannt, weil sie der vorzunehmenden Vermessung zur ersten oder Grundlinie dient; man benutzt zu solchen gern, wenn es sein kann, eine wirkliche Parallele der Breite. Nun verfolgt man, von jenem Anfangspunkte der Basis aus, einen Meridian für eine gewisse Anzahl Breitengrade, d. h. eine Linie von Süden nach Norden oder von Norden nach Süden, und deren Richtung, die einzelnen Grade und die Strecken von 6 Meilen, werden ebenfalls auf die vorbemerkte Weise erkennbar gemacht. Diesen beiden Hauptlinien entsprechend werden nun alle 6 Meilen durch den ganzen zu vermessenden Landstrich Parallelen gezogen und deren Lauf durch Einhiebe an den Bäumen und andere Merkmale bezeichnet, sodaß er sich leicht verfolgen läßt. Durch diese sich in rechten Winkeln überkreuzenden Linien wird demnach das Land in Quadrate von 6 Meilen Länge und Breite getheilt, die Townships heißen, und deren jedes, seiner Stelle nach, eine Nummer erhält. Die Reihen (ranges, spr. rehndsches) der Townships zählen vom Meridian aus gegen Osten oder Westen, und in diesen Reihen läuft dann die Nummer der Townships von Süden nach Norden und umgekehrt. Alle Townships werden wieder durch 5 der Länge und ebensoviel der Breite nach, hindurch gezogene Linien in 36 kleinere Quadrate, jedes von 1 Quadratmeile, geschieden, die Sectionen heißen und gleichfalls mit einer Nummer bezeichnet werden. Bei jedem Township beginnt man an der der Basis gegenüber stehenden Seite zur Rechten mit Nr. 1 und zählt von da nach der Linken bis 6; unter 6 kommt 7, und von da wird gegen die Rechte gezählt bis 12. Unter 12 fällt 13, und so geht es fort, bis endlich 36 die Schlußnummer der ersten Colonne von 1, 12 13, 24 und 25 bildet. Die ganzen Sectionen werden von den Landmessern ferner in Viertelsectionen und diese dann nochmals in vier Theile getheilt und solche nach den vier Weltgegenden bezeichnet. Hier ist aber noch zu merken, daß, wo Landseen, große Flüsse ꝛc. oder auch anerkannte frühere Eigenthumsrechte (claims) in ein solches Vermessungssystem eingreifen, ganz natürlich auch Bruchstücke (fractions) von Townships und Sectionen öfters vorkommen müssen. Ein Township enthält 23,040 Acres, eine Quadratmeile oder Section hat also 640, mithin eine Sechzehntelsection 40 Acres, und soviel enthält demnach das kleinste Stück, das man von der Bundesregierung kaufen kann.

Um in den neuen westlichen Staaten ein Grundstück genau zu

bezeichnen, hat man also anzugeben: 1) die Zahl des Meridians, in dessen Gebiet es liegt, worunter aber keineswegs die geographische Gradzahl, sondern bloß die Bezeichnung einer nur der Vermessung wegen angenommenen Meridianstrecke, d. h. einer von Süden nach Norden laufenden Hauptlinie, zu verstehen ist. 2) Die Zahl der Townshipsreihe, und ob östlich oder westlich vom betreffenden Meridiane; 3) die Nummern des Townships und ob südlich oder nördlich von der Basis; 4) die Nummer der Section und, wenn es nur einen Theil dieser Section ausmacht, die Bezeichnung dieses Theils, mit Beziehung auf die vier Weltgegenden.

Die politische Eintheilung des Landes in Staaten, Counties und Townships hat aber gemeiniglich mit dieser eben beschriebenen Geographischen und Topographischen wenig, oder nichts zu schaffen. Weil jedoch die Letztere in manchem der neuen Westländer zuerst da war, ist sie hier und da auch zur Politischen benutzt worden. Doch durchgängig konnte dieß schon deshalb nicht geschehen, weil bei der politischen Eintheilung eines Landes mancherlei Localumstände nothwendig beachtet werden müssen.

Jeder der zur Vermessung des Landes angestellten Geometer (surveyors) hat nach deren Vollendung bei dem Kreislandmesser (County-surveyor) einen Plan des vermessenen Townships, mit dem zugehörigen Register und den nöthigen Erläuterungen begleitet, zur Prüfung und Berichtigung einzureichen. Hiervon werden drei Copien aufgenommen: Eine derselben bleibt in der Expedition des Countylandmessers, die Zweite kommt in das betreffende Landamt (Land-Office), und die Dritte wird in das Generallandamt (General-Land-Office) zu Washington gesendet. Der Vermessung und des Verkaufs der Congreßländereien wegen sind nämlich die gesammten neuen Westländer — ohne Rücksicht auf die anderweitige politische Eintheilung — in sogenannte Landdistricte abgetheilt, und in Jedem derselben besteht ein Landamt, das unter der Controle des Generallandamtes in Washington steht. In jedem Landamte befinden sich demnach genaue Karten und Register über alle zum Districte gehörigen Ortschaften, und mit der größten Bereitwilligkeit werden sie jedem Kauflustigen vorgelegt und ihm überhaupt jede gewünschte Auskunft ertheilt. Ein Gleiches hat man aber nicht allemal zu erwarten, wenn man sich deshalb an einen Countylandmesser wendet. Dieser ist oft von Dem oder Jenen gestimmt, das Nochfeilsein eines Grundstücks zu verneinen, weil sie es selbst aufzunehmen gedenken, solches aber vor der Hand noch auf-

schieben müssen, weil es ihnen an dem hierzu nöthigen Gelde fehlt und von den Landämtern kein Credit gegeben wird.

Diesen Landesvermessungen hat man das Vorhandensein der genauen Karten von allen Theilen der Vereinigten Staaten zu verdanken. Ueberall sind Specialkarten der einzelnen Staaten zu haben, ja fast in allen respectablen Gasthäusern sind deren aufgehängt, die den topographischen Karten möglichst nahekommen. Wie wichtig und vortheilhaft dieß aber in diesem Lande wegen des Reisens, sowie wegen der so häufig vorkommenden Entwürfe von neuen Wegen, Landstraßen, Brücken, Canälen 2c. sein muß, ist wohl leicht einzusehen.

In jedem Landdistricte werden, nach vorhergegangener Bekanntmachung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, jährlich ein- oder zweimal öffentliche Landversteigerungen gehalten. Die Ländereien werden für den vom Congreß festgesetzten Preis, 1¼ Dollar der Acre, angeboten. Indessen gehen in der Regel an einem solchen Tage nur wenige Grundstücke zu einem höheren Preise weg, nämlich nur die von ganz vorzüglicher Beschaffenheit, oder solche, die vielleicht eine vorzüglich günstige Lage zu Mühlen und andern Werken haben u. s. w. Alle Ländereien, auf welche kein höheres Gebot geschieht, bleiben an diesem Tage unverkauft, sind aber hernach zu jeder Zeit für den bestimmten Preis beim Landamte zu erwerben. Die 16te Section jedes Townships wird allemal zu künftiger Unterhaltung der Volksschulen reservirt, und auch außerdem werden gewöhnlich noch vom Congresse dem Staate bedeutende Landstriche zum Besten öffentlicher gemeinnütziger Zwecke verliehen.

Hat sich ein Kauflustiger ein Stück Land ausgewählt, so verfügt er sich auf's Landamt und läßt solches vom Registrator eintragen. Er bezahlt dann an den Einnehmer die betragende Summe und erhält darüber eine Bescheinigung, die nun zugleich als interimistischer Besitztitel dient. Sie enthält die ausdrückliche Bestimmung, daß der Käufer nach Verlauf von zwei Jahren den definitiven, vom Präsidenten der Vereinigten Staaten unterzeichneten Grundbrief (Deed, spr. diht) in Empfang zu nehmen habe, wenn bis dahin von Niemandem Ansprüche, die sich auf ein anerkanntes früheres Recht gründen, auf das betreffende Grundstück gemacht werden. Sollte aber dieß wirklich vorkommen, wie es auch schon geschehen ist, so ist der neue Besitzer verbunden, dasselbe an den Präsidenten abzutreten, wogegen er die bezahlte Kaufsumme zurückerhält, jedoch auf keine anderweitige Entschädigung Ansprüche machen kann.

Ein beträchtlicher Theil des Congreßlandes befindet sich aber im Besitze von Personen, die sich darauf ansiedelten, noch ehe es vermessen und von der Regierung zum Verkauf ausgeboten wurde. Derartige Ansiedler nennt man Squatters, d. h. Kauerer, weil sie sich gleichsam nicht festsetzen, sondern nur niederkauern und immer zum Aufbruch bereit sein müssen, wenn sich ein rechtmäßiger Käufer zu ihrem Platze findet, und es meistens auch sind. Sie haben für ihr Land nicht das Geringste bezahlt und sind meistens auch nicht Willens, es in Zukunft zu thun; auch entrichten sie keine Grundsteuer von demselben. Durch ein bestehendes Gesetz haben solche Ansiedler zwar allemal das Vorkaufsrecht (preemption-right) auf das Grundstück, aber nicht immer können sie es ausüben, weil sie oft das nöthige Geld nicht herbeischaffen können. Schon bei der öffentlichen Versteigerung der neuvermessenen Ländereien sind sie vor einem Ueberbieter nicht sicher, und in einem Falle wie in dem andern kann sie der Käufer abtreiben, ohne ihnen eine Vergütung für die gemachten Anlagen (improvements) schuldig zu sein. Allein die öffentliche Meinung ist gegen ein solches Verfahren und verlangt vielmehr, daß sich der Käufer wegen der Improvements allemal mit dem Squatter abfinde. Dieser nimmt in den meisten Fällen mit einer mäßigen Entschädigung vorlieb und zieht ohne viele Umstände ab, um anderwärts eine solche Wirthschaft auf's Neue anzufangen. Ist es aber wirklich der Wille solcher Leute, auf dem Platze zu bleiben, so wissen sie fast immer einen Ueberbieter sowohl wie einen späteren Käufer, durch allerlei erlaubte und auch wohl unerlaubte Mittel so lange von sich fernzuhalten, als sie es angemessen finden.

Zwischen Städten, Flecken und Dörfern findet in den Vereinigten Staaten gar kein eigentlicher Unterschied statt. Zwar bestehen diese verschiedenen Benennungen auch hier, in der Sache selbst ist aber kein Unterschied, als der durch die verschiedene Größe und Bedeutung bedingt wird. Die Städte unterscheiden sich hier nicht, wie in Europa, von andern Oertern durch Mauern oder Festungswerke, durch besondere Vorrechte oder eine besondere Gerichtsbarkeit, sondern bloß durch die größere Zahl der Häuser und das größere Zusammendrängen derselben, durch die größere Volksmenge, durch die größere Mannichfaltigkeit und lebhaftere Betreibung der bürgerlichen Gewerbe und durch regen Betrieb eines ausgebreiteten, vielumfassenden Handels, dem auch Viele derselben ihr Dasein verdanken. Den Namen „City“ (spr. Sittih) führen in der Regel nur die größten Städte;

jedoch hat man in Amerika auch schon ganz unbedeutenden Oertern diesen Titel beigelegt, doch wohl in der Hoffnung, daß in kurzer Zeit Großstädte aus ihnen werden sollten. Viele ganz neue Oerter, die kaum ein halbes Dutzend ärmliche Häuser zählen, führen den Namen „Town“ (Taun — Stadt), und manche schöne, große Städte, mit mehr als 2000 Häusern und 25,000 Einwohnern, maaßen sich auch keinen höheren Titel an. So giebt es auch mehrere in der That schöne, bedeutende Städte, von fast gleicher Größe, die bloß den Namen „Borough“ (spr. Borroh — Flecken) führen und noch Andere, die sich sogar mit dem Prädicat „Village“ (spr. Willidsch — Dorf) begnügen. Also bedingt hier, wie schon gesagt, die verschiedene Benennung keinen Unterschied in der Sache selbst. Alle solche Oerter, wo mehrere Handwerker, Handelsleute ꝛc. nahe beisammen wohnen, sind hier eigentlich Städte. Dörfer, in dem Sinne, den dieß Wort bei uns hat, nämlich Oerter, die eine größere, oder geringere Zahl mehr, oder minder großer Landgüter enthalten, nebst einer Anzahl Häuser, deren meiste Bewohner als Taglöhner bloß Arbeiten des Landbaues bei den größeren Grundbesitzern verrichten — diese giebt es in den Vereinigten Staaten nicht. Jeder Landbauer, hier insgemein „Farmer“ (spr. Fahrmer) genannt, erbaut seine Wohnung, nebst Wirthschaftsgebäuden, auf einer beliebig erwählten Stelle seiner Ländereien, oder mit andern Worten: alle Landgüter oder Bauereien (Farmen) sind einzeln stehende Gehöfte, mit den dazu gehörigen Aeckern, Wiesen, Gärten, Weideplätzen und Waldungen umgeben, was man oft Alles vom Fenster der Wohnung aus übersehen kann. Die Entfernung mehrerer Nachbarn von einander hängt also bloß davon ab, auf welchen Stellen ihrer Ländereien die Gehöfte angelegt wurden. Daß in einer einigermaaßen dicht besiedelten Gegend diese Entfernung meistens nicht sehr groß sein kann, ist wohl leicht einzusehen. Man kann da leicht 20 bis 100 Farmen mit ihrem Zubehör zu gleicher Zeit übersehen, und eine solche Landschaft gewährt oft einen herrlichen Anblick. Stundenlange Wegstrecken kann man da nie zurücklegen, ohne an Gehöften vorbei zu kommen, ja das ist selbst in noch ziemlich dünn besiedelten Gegenden nicht leicht der Fall, und in dieser Hinsicht findet sich in mancher stark bevölkerten Gegend Deutschlands der Wanderer oft weit einsamer, als man sich in Amerika je finden wird. Freilich in den neuen Westländern wird man oft, wenn man von einem hohen Standpunkte aus eine Landschaft überblickt, die wenigen und meistens nicht sehr großen gelichteten und in Cultur gesetzten Stellen gar nicht sonderlich gewahr; man meint vielmehr, einen

fast noch durchaus zusammenhängenden Wald zu überschauen, und dem-ungeachtet hat doch auch gewöhnlich schon hier kein Ansiedler über eine Viertelstunde zu seinem Nachbar.

Alle Städte Nordamerika's sind, mit Ausnahme einiger Wenigen in den Küstenländern, durchgehends Werke der neueren Zeit. Fast Alle sind ohne Einwirkung der Regierungen, einzig und allein durch freie Vereinigung einzelner Bürger entstanden, oder auch durch einzelne unternehmende Männer begründet worden. In jeder Landschaft, wo einige Ansiedler — bewogen durch ehemalige Nachbarn, Verwandte oder Bekannte, oder angezogen durch die Schönheit der Lage, die Güte des Bodens, das Vorhandensein guter Wasserquellen, die Nähe einer Mühle, oder durch irgend einen andern günstigen Umstand — sich mehr als gewöhnlich zusammendrängten, findet vielleicht irgend ein unternehmender Eigenthümer ausgedehnter Ländereien auf denselben bald eine Stelle, die er für ganz vorzüglich geeignet zur Anlage einer Stadt hält, und beschließt, der Begründer einer solchen zu werden. Er reicht deshalb bei der Legislatur des Staats eine Petition ein, worin er um Concession seines Plans ansucht. Der Platz wird in Augenschein genommen und der producirte Plan geprüft: sein Gesuch wird ihm gewährt, und durch ein Patent erhält er die Erlaubniß zum Verkaufe der Baustellen (lot's — Loose). Die neue Stadt erhält gewöhnlich den Namen ihres Stifters, oder den eines berühmten amerikanischen Staatsmannes; oft aber legt man ihr auch den irgend einer großen berühmten Stadt der alten Welt bei, noch ehe drei Hütten da stehen und man wissen kann, ob auch nur ein Dorf aus ihr wird. Die künftigen Straßen und öffentlichen Plätze werden nun dem angenommenen Plane gemäß vorgezeichnet oder abgesteckt; die Baustellen werden abgetheilt und in Zeitungen und öffentlichen Anschlägen ausgeboten und entweder aus freier Hand, oder auch in öffentlichen Versteigerungen verkauft. Ein Krämer errichtet nun für's Erste ein kleines hölzernes Waarenhaus; einige Kisten mit allerhand Waaren kommen an, und er eröffnet einen kleinen Laden, den er aber, wenn Alles geht wie es soll, bald vergrößern muß, weil sich das Geschäft täglich erweitert. Es erhebt sich ein Gasthaus, welches bald der Aufenthalt eines Arztes, eines Advocaten, das Kosthaus des Krämers und ein Anhalts- und Ruhepunkt der umherstreifenden Land- und anderer Speculanten und überhaupt der müden Reisenden wird. Bald kommt auch ein Schmidt an, und andere der nothwendigsten Handwerker finden sich ein in ersprießlicher Reihenfolge.

Besteht die Mehrzahl der Ansiedler aus Englischamerikanern, so erscheint auch in Kurzem Jemand, der sich für bereit erklärt, Schullehrer zu werden und, wenn er angenommen wird, für den Anfang auch gewöhnlich den Prediger mitmacht. Ein Solcher ist gewiß ein wichtiger Zuwachs des kleinen, im Entstehen begriffenen Gemeinwesens. So erwächst die neue Stadt, wenn sie nämlich überhaupt gedeiht, mit fortwährend sich steigernder Kraft, bis sie oft in kurzer Zeit die Hauptstadt ihres Kreises (Seat of justice of the county) wird. Dieß ist die erste Geschichte fast aller nordamerikanischen Städte. Sie schießen in mancher Gegend gleichsam wie Pilze hervor, und manche erscheint, schon wenige Jahre nach ihrer Gründung, als ein blühender Ort mit einer Bevölkerung von Tausenden. Hunderte solcher Speculationen sind schon fehlgeschlagen und werden noch fehlschlagen, aber Hunderte gelingen, und mit ihrem Gelingen beginnt und erweitert sich der Handel und Verkehr in gleichem Verhältnisse, wie die Bevölkerung der neuen Stadt und ihrer Umgegend anwächst. Viel, sehr viel kommt aber gewiß allemal noch darauf an, welch' ein Geist in der Bewohnerschaft waltet.

Alle neuen amerikanischen Städte sind und werden sehr regelmäßig angelegt. Zwar geschieht dieß nicht in Folge hoher Vorschrift, oder des Zwanges von Seiten einer Oberlandes-Bauinspection — denn eine Solche beaufsichtigt hier nicht die Privatbauten der Bürger — aber in Folge eines den Amerikanern inwohnenden regen Sinnes für Ordnung und Regelmäßigkeit, und ihre Mündigkeit für öffentliche Angelegenheiten wird auch hierdurch ziemlich stark bekundet. Ein planloses Bauen, wovon man in Deutschland der Proben so viele sieht, wo deren überall noch täglich aufgestellt werden, ist dem Amerikaner ein Gräuel. Die Straßen aller neuen Städte sind sehr breit und kreuzen sich in rechten Winkeln. Der ganze Platz wird dadurch in große Quadrate abgetheilt und mitten durch diese hin, mit den Hauptstraßen parallel, läuft eine schmale Gasse (alley), aus der man in die Höfe der Häuser gelangt und durch welche aller Unrath hinweg und überhaupt alle Dinge, die man nicht durch das Vordergebäude transportiren kann oder will, aus- und eingebracht werden können. Jedem Anbauer steht es Anfangs frei, ob er seine Gebäude auf der ziemlich großen Baustelle an die Straße, oder an die Hintergasse stellen will. Viele wählen für die ersten nothdürftigen Gebäude das Letztere, um für einen künftigen größeren Bau die Hauptstelle frei zu behalten. Höhe, Form oder Farbe der Häuser werden

für den ersten Anbau nicht vorgeschrieben, es folgt darin Jeder seinem Gutdünken oder Eigensinn; doch werden die Gebäude immer so gestellt, daß sie der Richtung der Straßen entsprechen. Auch wird man wohl beim Durchwandern einer ganzen, in neuerer Zeit angelegten Stadt nicht leicht ein Gebäude antreffen, das um einen halben Fuß breit zu weit hinaus in die Straße gerückt wäre. Es kommt dieß nicht leicht aus Dummheit oder Unachtsamkeit vor, noch weniger aber aus Habsucht. Denn wenn es auch in einer Stadt wäre, wo der Quadratfuß Baustelle 5 Dollars werth ist, so würde so etwas dem Amerikaner doch zu schmuzig sein; um wieviel mehr aber an einem ganz neuen Platze. Wennschon in den ersten Tagen einer jungen Stadt manchmal ein neues Haus an der Fronte einer angezeichneten Straße, eine englische Meile von einem an derselben Fronte bereits stehenden aufgeführt wird und der Zwischenraum noch mit Wald bedeckt ist, so weiß man doch die Linie auf ein Haar zu treffen und hütet sich wohl, sie zu verkrüppeln. Kurz, wenn man da auch nicht eben sehr musterhaft baut, so hütet man sich doch, etwas zu verbauen, d. h. so zu bauen, daß dadurch Ordnung und Regelmäßigkeit für lange, wenn nicht für immer, verbannt wird, wie das noch heute so häufig bei uns vorkommt. Und wenn solche Bauten auch nicht immer einen überschwänglichen oder übersprudelnden Schönheitssinn bekunden, so zeugen sie doch meistens von einem richtigen Gefühle für das Passende und Zweckmäßige. Gerade ihre mannichfaltige Größe und Form ist es, was ein ermüdendes Einerlei fernhält, und das Ganze einer solchen neuen Anlage macht oft einen ziemlich gefälligen Eindruck.

Wenn eine neue Stadt erst zu einer etwas bedeutenden Größe angewachsen ist, wenn in ihr Handel und Gewerbe blühen und Reichthum und Luxus zu herrschen beginnen, dann wird gewöhnlich auch bald von der Bürgerschaft durch Stimmenmehrheit der Beschluß gefaßt, daß von der Zeit an an den öffentlichen Plätzen und in den Hauptstraßen gar keine Anderen als steinerne Gebäude, in manchen namhaft gemachten Nebenstraßen und abgelegenen neuen Quartieren aber bloß Fram (spr. Fråhm)= oder Fachwerk, aber durchaus keine Blockhäuser mehr errichtet werden dürfen. Die Bankgebäude der größeren Städte sind meistens in einem prunkvollen, die Kirchen und andere öffentlichen Gebäude aber doch fast immer in einem anständigen Style aufgeführt, sodaß sie auch vielen europäischen Städten zur hohen Zierde gereichen würden. Die Bauart der Privatgebäude ist größtentheils englisch.

Bruchsteine werden zu Bauten der mittlern und niedern Stände selten verwendet, weil das Behauen derselben zuviel Arbeitslohn erfordert, weshalb man den gebrannten Steinen den Vorzug giebt. Aeußerst selten wird von Maurern Lehm als Verbindungsmittel benutzt, sondern Alles wird mit Kalkmörtel gemauert. Das Löschen des Kalks in Gruben, schon lange vor dem Verbrauche, wie es bei uns üblich ist, verwerfen die Amerikaner gänzlich, indem sie glauben, daß dadurch ein großer Theil seiner bindenden Kraft verloren gehe. Eine Partie Sand wird in einem weiten, flachen Kasten muldenartig ausgebreitet, der in Fässern befindliche ungelöschte Kalk wird darüber geschüttet, mit nur wenig Wasser benetzt und sogleich mit dem Sande gut zusammen gerührt, muß sich also in Vermischung mit diesem allmälig von selbst löschen, wodurch sich seine bindende Kraft erhöhen soll. So bleibt nun der soweit fertige Mörtel, auf einen dichten Haufen zusammengehalten, bis zum Verbrauche liegen, wo dann erst im Handkübel noch etwas Wasser zugesetzt wird, um ihn zum Verarbeiten geschickt zu machen.

Krahne werden hier zum Aufziehen des Kalks und der Steine nicht benutzt, weil man annimmt, daß schon das Abnehmen dieser Materialien auf dem Gerüste zuviel von der kostbaren Zeit eines andern Arbeiters wegnimmt. Nur bei großen Bauten, wo viele Werkstücke zu den Gesimsen und dergl. hinaufzubringen sind, werden sie angewendet, und selbst da nicht allemal, sondern, wenn das Gebäude nicht zu hoch wird und um dasselbe Platz genug vorhanden ist, zieht man es oft vor, eine Auffahrt anzulegen, um schwere Massen auf kleinen Wagen oder Schubkarren hinaufzufahren. Jeder Handlanger ist hier mit einem Tragkasten versehen, der aus zwei, etwas über 2 Fuß langen und 10 Zoll breiten Bretern besteht, die der Länge nach im Winkel zusammen befestigt und unten mit einem Boden, ziemlich am oberen, offenen Ende aber mit einem Stiele versehen sind, der beim Tragen über die Achsel genommen wird. Zwanzig Mauerziegel, deren jeder 6 Pfund wiegt, werden in diesem Kasten über einander gestellt, und mit solchem auf der Schulter steigt der Zuträger auf der schwankenden Leiter bis auf die obersten Stockwerke des Gerüstes hinan, wo er seine Last abstellt, sodaß der Maurer die Steine leicht mit der Hand erlangen kann. Der Mörtel wird auf ähnliche Weise hinaufgebracht und das Gefäß in die zu diesem Behuf auf dem Gerüste stehenden Kasten ausgeleert, die immer hinreichend gefüllt sein müssen, damit es den Maurern nie an Material fehlt. Uebrigens ist man hier durgehends der Meinung, daß die Handlanger nicht etwa

bloß dazu bei einem Baue sind, den Maurern die Arbeit ganz bequem zu machen und denselben Alles in die Hände zu reichen, oder ihnen wohl gar gelegentlich zum Zeitvertreib als Narren zu dienen, sondern um immer durch zweckmäßiges Eingreifen, wo und wie solches nur stattfinden kann, dem Werke förderlich zu sein; weshalb man auch einen guten Handlanger höher achtet, als einen mittelmäßigen oder schlechten Maurer.

Es giebt in Amerika viele Maurer, die sich auf das Behauen und Vermauern der Bruchsteine besonders einüben, und diese nennt man eigentlich vorzugsweise „Maurer" (Mason's), während man die andere Classe derselben, deren Viele das Verarbeiten der Bruchsteine gar nicht eigentlich lernen, und die sich alle auf das Vermauern der Mauerziegel hauptsächlich einüben, „Bricklayer's" — Backsteinleger, nennt. Manche derselben bringen es darin zu einer außerordentlichen Fertigkeit. Die Kelle, welche zugleich als Hammer dient, wird von ihnen mit bewundernswürdiger Behendigkeit gehandhabt. Diese ist sehr lang, schmal und spitzig. Der Arbeiter trägt mit derselben gleich über die ganze Mauerstrecke, die er zu behandeln hat, den Mörtel auf, legt mit der linken Hand einen Ziegel ein, und während er diese schon wieder nach einem andern ausstreckt, streicht er mit der in der rechten Hand gehaltenen Kelle den an der Außenseite vorgedrungenen Kalk ab und an die Seite des zuletzt aufgelegten Ziegels an. Diese Verrichtung geht unglaublich schnell von statten, und nur, wenn man erst eine Probe davon gesehen hat, wird es Einem begreiflich, daß bei einem Neubau jeder Arbeiter täglich 3000 Mauerziegel regelrecht vermauern kann und muß. Der Unternehmer des Baues stellt an beide Flügel der aufzuführenden Mauer erprobte Vormänner, welche stets das Loth genau im Auge behalten und die an der Mauerfronte hingezogene Richtschnur bei jeder Ziegelschicht höher stecken, wodurch die in die Mitte gestellten Arbeiter immer gezwungen sind, mit der ganzen Genossenschaft gleichen Schritt zu halten; denn bleibt einer einmal zurück, dann ist es nicht mehr möglich, wieder nachzukommen, und so hängt es von ein paar guten Vormännern großentheils ab, wie geschwind ein solches Werk vollendet wird. Daß übrigens, wenn man von ungemein schnellem Aufbau der Häuser in Amerika spricht, immer nur von mäßig großen Privatgebäuden die Rede sein kann, versteht sich wohl von selbst. Große massive Gebäude, die von gehauenen Sandstein- oder Marmorstücken aufgeführt werden, erfordern hier wie überall ihre gehörige Zeit; soviel aber ist gewiß, daß man in Amerika diese Zeit recht zu benutzen, jedes Versäumen derselben zu

verhüten und alle theilnehmenden Hände immer und gehörig in Bewegung zu setzen sehr wohl versteht.

Wirklich erstaunen muß man über die Leichtigkeit und Kühnheit, mit welcher hier zwei- und dreistöckige Häuser aufgeführt werden. Oft sind die Umfassungsmauern im untersten Stockwerk nur zwei, im zweiten ein und einen halben und noch höher nur einen Mauerziegel stark, und doch stehen sie noch nach Jahren vollkommen lothrecht da, wenn sonst im Grundlegen — wobei man freilich auch nicht viel Umstände macht, noch sonderlich tief geht — nichts Wesentliches versehen wurde. Gewölbte Keller werden sehr selten gebaut. Alle Wohnhäuser erhalten ein mehr oder minder hohes Souterrain oder Grundgeschoß, das ihre Stelle ersetzen muß; denn das erste Stockwerk beginnt nie niedriger, als drei Fuß über der Erde. Werden aber gewölbte Keller verlangt, so kommen sie in der Regel vor das Haus unter die Straße, so daß sie den Eingang aus dem Grundgeschoß erhalten, wenn nicht örtliche Verhältnisse, z. B. Canäle ꝛc., solches verhindern. In großen Städten wird oft auch das Souterrain noch zu Wohnungen eingerichtet. Um für solche das nöthige Licht zu gewinnen, wird an der Fronte hin ein vier Fuß breiter Graben von der Tiefe des Souterrains eröffnet und gegen die Straße zu mit einer Mauer eingefaßt, auf welche oben am Trottoir oder Fußpfad ein eisernes Geländer gesetzt wird. Diese Einfassungen sowie die der äußeren Treppen vor den Thüren sind meistens sehr nett und zierlich gearbeitet, und die angebrachten glänzenden Oberstäbe, Knöpfe und andere Verzierungen von Messing verleihen ihnen ein herrliches Ansehen. Oft ist auch der Graben vor dem Souterrain bloß mit starken Stäben von Gußeisen, oder vielmehr mit rostartigen Stücken oben platt bedeckt, durch welche das Licht einfällt. Die Häuser der Vornehmen, d. h. der Reichen, ziert oft auch ein prächtiger Balkon, oder ein geschmackvoller, auf Säulen ruhender Vorbau, oder eine an der ganzen Fronte hinlaufende Colonnade, von weißem Marmor aufgeführt; wenigstens sind die Aufgangstreppen mehrentheils aus solchem gefertigt.

Eine Zulage zu einem Gebäude in der Weise anzufertigen, wie solches von den Zimmerleuten bei uns geschieht, ist in Amerika nicht gebräuchlich. Den amerikanischen Zimmermann müssen wir uns als ein Mittelding zwischen Zimmermann und Tischler vorstellen, oder allenfalls als einen jener Tischler, die man bei uns in großen Städten „Bauschreiner“ nennt, und es ist auch wohl das Beste, wenn man das englische Wort „carpenter“ gerade mit dieser Benennung übersetzt. Mit dem Behauen roher Stämme, mittelst der Axt und des

Breitbeils, geben sich diese Leute nicht gern ab; auch wissen nur Wenige derselben damit gut umzugehen. Dergleichen Arbeit kommt auch nicht oft vor, und wenn sie vorkömmt, so wird sie von darin geübten Taglöhnern weit besser als von Zimmerleuten verrichtet. Diese wenden zum Behauen der Baumstämme, außer der Axt, auch einen breiten Texel an. Dem Bauschreiner aber liegt das Fertigen der Gesimse, der Thüren- und Fenstergewände, der Treppen und Thüren, das Legen der Fußböden, wozu aber die Breter schon auf der Sägemühle gespundet sind, und überhaupt alle bei einem Hausbau vorkommenden Holzarbeiten ob.

In den Städten, sowie in den alten Ländern fast durchgehends, wird zum Häuserbau, außer den Schwellen der Framhäuser, beinahe lauter geschnittenes Holz angewendet, das die Sägemühlen immer in hinreichender Quantität liefern, und das sogleich, wie man es bedarf, an die Baustelle geschafft wird. Anstatt der Balken werden, in steinernen und hölzernen Gebäuden, 3 bis 4 Zoll starke und 9 bis 15 Zoll breite Pfosten, 18 bis 21 Zoll auseinander, auf die hohe Seite gestellt, eingelegt. Als Dachsparren werden deren ebenfalls, von 9 bis 12 Zoll Breite, angewendet. An der Främ, d. h. an dem Gerippe oder Gestell eines ganz hölzernen Gebäudes, hat der Bauschreiner bloß die nöthigen Löcher und Zapfen zu machen und dann für das Zusammenstellen und Aufrichten zu sorgen.

Mit einem solchen Bauwerk wird folgendergestalt verfahren: Wenn auch ein solches Gebäude 50 bis 60 Fuß lang wird, so kommen doch nur in die vier Ecken starke Säulen von 9 Zoll im Durchmesser; die ganzen Umfangswände werden bloß mit 4 Zoll starken Säulen, 2 bis 3 Fuß auseinander, ausgestellt, und auch zu den Scheidewänden werden solche angewendet. Soll es zweistöckig werden, so werden die vier Hauptsäulen 18 Fuß lang genommen, soviel nämlich die Höhe eines zweistöckigen Gebäudes bis an's Dach gewöhnlich beträgt. Diese Säulen bekommen unten Zapfen, mit welchen sie in die Schwellen zu stehen kommen, und in der Mitte 9 Zoll hohe und 3 Zoll weite Löcher, in welche die Zapfen der 9 Zoll hohen und 6 Zoll starken Balken kommen, die zu Trägern des obern Stockwerks dienen. Sind die nöthigen Vorarbeiten vollendet, so werden die Ecksäulen mit dem untern Ende genau da an die Schwelle angeschoben, wo sich ihre Zapfenlöcher befinden, der Mittelträger wird eingeschoben, oben wird der Träger des Dachs angeschlagen und in die Winkel Strebebänder eingesetzt, um das Gestell vor Verschiebung zu sichern, Alles wird fest zusammengetrieben, alle breiten Zapfen werden doppelt verbohrt und mit

hölzernen Nägeln verwahrt, und so wird dann das ganze Wandgestell auf einmal aufgerichtet, mit welchem Geschäft die Amerikaner immer äußerst leicht und schnell zu Stande kommen. Stehen nun so beide Hauptwände, und sind sie durch die zur Bildung der Giebel dienenden Querbalken gehörig verbunden, so werden die als Balken dienenden Pfosten in die Träger eingelassen und die Füllungssäulen in die Wände eingesetzt. Ueber die oberen Balken hin kommen nun, der ganzen Länge nach der darunter hinlaufenden Wand entsprechend, wieder 12 Zoll breite Pfosten zu liegen, auf welche dann die Sparren aufgesetzt werden. Dieß geschieht deshalb, weil die Sparren 30 Zoll von einander kommen, während die Balkenpfosten viel dichter liegen. Die Sparren werden aber keinesweges eingezapft, sondern jeder derselben wird mit einem 6 Zoll langen eisernen Nagel auf die unterliegende Bohle befestigt. Auch oben werden sie nicht zusammen gezapft, sondern die Schnitte werden aneinander gestellt und ebenfalls mit einem eisernen Nagel zusammenbefestigt. Von einem Dachstuhl weiß man nichts. Unter den Sparren hin werden nach dem Aufrichten einige starke Latten genagelt, theils um sie vor Umstürzen zu bewahren, theils um sie in der gehörigen Entfernung von einander zu halten, bis sie erst mit Latten beschlagen sind. Nur bei sehr breiten Dächern kommen Kreuzstrebebänder unter die Sparren. Ist ein Dach einmal völlig beschlagen, so wird es sich auf keinen Fall leicht verschieben, denn die amerikanischen Maschinennägel sind außerordentlich hart und völlig unbiegsam, und wegen ihrer scharfen und dabei rauen Kanten sitzen sie im Holze äußerst fest, sodaß es fast nicht denkbar ist, daß sie jemals nachgeben.

Gedeckt wird das Dach eines solchen Främhauses nicht eher, als bis die Umfassungswände ringsum geschlossen sind. Das Dach zuerst zu decken, wenn jene noch offen sind, hält man wegen der zuweilen äußerst heftigen Gewitterstürme für zu gefährlich, weil es ein solcher leicht heben und herabwerfen könnte. Die äußere Seite der Umfangswände wird mit 8 Zoll breiten, gehobelten und mit angezogenen Carnies versehenen Bretern dergestalt bekleidet, daß man sie schuppenartig von oben nach unten, einen Zoll breit, über einander legt. Die innere Seite, sowie auch alle Schiedwände, werden mit schwachen, ½ Zoll breiten Lättchen so beschlagen, daß zwischen diesen immer enge Lücken bleiben, durch welche sich der später aufzutragende Tünch theilweise hindurch drängt und so um so fester hält. Manche stopfen diesen Zwischenraum mit ausgelaugter trockener Gerberlohe oder mit Moos aus, Andere aber lassen ihn ganz hohl. Die Fußböden werden mit

starken gespundeten Bretern gedielt, die gewöhnlich nur 6 Zoll breit sind, weil man des Verwerfens wegen den Kern völlig entfernt, und auch bei dieser Breite das Behobeln, Fugen und Spunden, welches Alles die Maschine verrichten muß, am besten von statten geht. Ein vorheriges Ebenen der Balkenpfosten ist nicht nöthig, da diese genau von einer Breite sind. An ihrer untern Seite werden sie, zur Bildung der Decke, ebenfalls mit schmalen Lättchen benagelt, um hernach mit Tünch überzogen zu werden, und auch hier bleibt der Zwischenraum hohl. Als Gründe für dieses Verfahren giebt man an, daß einmal auf diese Weise der Bau bedeutend weniger koste, sodann daß das Gebäude von einer ungeheuern Last befreit bleibe, und endlich daß die in den hohlen Räumen eingeschlossene Luft zur Wärme der Gemächer ebensoviel beitrage, als das Ausmauern oder Auskleben des Fach= und Balkenwerks. Wie haltbar, oder schwach diese Gründe sind, will ich jetzt dahin gestellt sein lassen, doch muß ich gestehen, daß meine Erfahrungen gerade nicht geeignet sind, ein festes Vertrauen auf dieselben in mir zu erwecken. Endlich wird die Außenseite eines solchen Hauses mit Bleiweißfarbe angestrichen, und so gewinnt es oft ein recht nettes, gefälliges Ansehen.

Dachziegel sind gegenwärtig in diesem Lande ganz außer Gebrauch, auch ist die Construction der hiesigen Dachgestelle, besonders aber die der ganzen hiesigen Främhäuser, wohl nicht geeignet, eine so schwere Bedeckung zu tragen. Fast nur in Northämpton=County in Pennsylvanien sieht man noch Ziegeldächer, und namentlich sind alle die alten Gebäude auf den Niederlassungen der Herrnhuter, die auf Veranstaltung des Grafen von Zinzendorf in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aufgeführt wurden, mit solchen versehen. Sie haben aber den Beifall der Amerikaner nie und bis heute noch nicht gefunden, ja selbst auf jenen Herrnhuterbesitzungen wird jetzt kein neues Gebäude mehr mit solchen gedeckt. In den gesammten vorderen Staaten, vorzüglich aber in Pennsylvanien, sieht man viele mit Schiefer gedeckte Gebäude, am allgemeinsten aber sind immer die Schindeldächer. Wie man diese jetzt in den Städten und auch auf schönen Gebäuden auf dem Lande herstellt, sind es allerdings Dächer, die ihren Zweck sehr wohl erfüllen und auch ziemlich dauerhaft sind. Häufig werden die Sparren erst mit Bretern beschlagen, wie zu Schiefer, und auf diese werden dann die Schindeln aufgenagelt. Diese sind nämlich weder gespundet, noch werden sie schuppenartig über einander geschoben, sondern es sind $\frac{1}{4}$ Zoll dicke, 12 Zoll lange und 6 Zoll breite, behobelte, oder mit dem Zugmesser geglättete Blätter, von Cedern, Gelbtannen

oder anderem Holze, das sich nicht wirft. Immer werden zwei Reihen derselben dergestalt über einander gelegt, daß allemal die Mitte der Obenliegenden die Fugen der unteren Reihe deckt. Oft wird endlich das ganze Dach mit Oelfarbe schieferfarbig angestrichen, sodaß es in der That ein herrlicheres Ansehen gewinnt, als das schönste Schieferdach. Nur sind und bleiben diese Schindeldächer bei Feuerunglück allerdings gefährliche Dächer, und sie sind unbestreitbar am Meisten Schuld daran, wenn sich in hiesigen Städten eine Feuersbrunst schnell und weit verbreitet, was bei den anerkannt musterhaften Löschanstalten, bei anderer Bedachung, nicht so leicht geschehen würde.

In Philadelphia und anderen großen Städten macht man die Dächer kostbarer Gebäude jetzt sehr flach und belegt sie mit Weißblech-, mitunter auch mit Zink-, zuweilen auch mit Kupfertafeln, und meistens werden solche an den Seiten mit Ballustraden versehen. Immer wird in einem solchen Dache eine Fallthür angebracht, die den Ausgang auf dasselbe gestattet, und oft wird es dann von den Bewohnern zum Trocknen der Wäsche benutzt. Auch Schindeldächer macht man von derselben flachen Form. Bei Feuersgefahr sind diese flachen Dächer besonders ersprießlich, da sich von denselben, von oben herab, oft sehr vortheilhaft zur Bekämpfung des verderblichen Elements in der Umgebung wirken läßt.

Zu den Treppen verstattet man nicht gern viel Raum. Selbst in großen, schönen Häusern sind sie selten über 3 Fuß breit, und gemeiniglich sind sie nicht weit vom Eingange an einer Wand in einem Satze hinauf geführt. Das Ein- und Ausbringen größerer Meubels oder Instrumente muß daher oft durch die Fenster stattfinden. Dieß ist gewiß ein großer Uebelstand und beweist, daß die klugen Amerikaner doch nicht gerade Alles klug und schön machen.

Die von Mauerziegeln aufgeführten Häuser erhalten äußerlich keinen Tünchüberzug, sondern die Fugen werden bloß genau ausgestrichen, das Ganze wird sodann mit einer mehr hochrothen als die gewöhnliche Ziegelfarbe überstrichen, und die Fugen wieder durch weiße Linien bezeichnet. Jetzt wird es auch gewöhnlicher, daß man die Häuser mit einer anderen Farbe anstreicht, jedoch immer bloß über die Steine ohne Tünch.

Die Thüren- und Fenstergewände hölzerner Häuser werden nicht wie bei uns durch das Annageln der einzelnen Stücke an die Säulen und Riegel der Fensterlöcher hergestellt, sondern sie werden in der Werkstatt gefertigt, fest zusammengestellt und dann in die dazu bestimmte Oeffnung eingesetzt und befestigt. Flügelfenster kommen nicht

vor, sondern jedes Fenster besteht aus zwei gleichen Hälften, zu denen die Rahmen in Fabriken in ungeheuerer Menge gefertigt und überallhin versendet werden, sodaß sie allerwärts in jeder beliebigen, nach der Nummer zu bestimmenden Größe stets zu haben sind. Die Scheiben sind ebenfalls in drei verschiedenen Größen überall zu haben, sodaß sie in die Fächer des entsprechenden Rahmens allemal genau passen, wenn dieser auch tausend Meilen von dem Verbrauchsorte gefertigt wäre, und also kein Einschneiden nöthig wird. Sie werden in den Rahmen nicht eingeschoben, sondern bloß eingekittet, oder mit Drahtstiftchen befestigt; es gehört dieß mit zu den Arbeiten des Bauschreiners. In steinernen Gebäuden werden inwendig die Wände, Decken und Untersätze der Fensterhöhlen meistens geschmackvoll ausgetäfelt.

Nur in großen, prächtigen Häusern findet man auch kostbare Thürschlösser, doch werden die Thüren selbst, wie sonst überall, bloß von einfachen Charnierbändern getragen. Für die Wohnungen der Mittelclassen wird nicht viel an Schlösserwerk gewendet, daher solches hier gewöhnlich sehr einfach ist. In den Wohnungen der niedern Classen haben die Thüren in der Regel nur schlichte federlose Fallklinken. Findet der Miethsmann für gut, seine Sachen besser zu verwahren, so legt er ein Vorlegeschloß an.

Eigentliche Küchen giebt es nur in den Gast-, oder sonst in großen vornehmen Häusern; wenigstens ist in der Regel für die Haushaltung des Eigenthümers, selten aber für Miethsleute eine solche vorhanden und befindet sich meistentheils im Souterrain. In jedem Wohnzimmer ist ein französischer Camin, und in solchem müssen die Miethsleute denn auch kochen, und dicht neben dem Camin ist fast immer auch ein kleiner Backofen angebracht. Wollen Letzter einen Ofen haben, so müssen sie selbst dafür sorgen. Meistens ist ein solcher auch zum Kochen und Braten eingerichtet. Im Winter wird er in die Stube auf jeden beliebigen Platz gestellt und das Rohr in die Caminesse gelegt, im Sommer aber stellt man ihn oft in den Hofraum und benutzt ihn der Bequemlichkeit wegen auch da zum Kochen.

In Gebäuden mittlerer Größe, z. B. von 50 Fuß Länge und 25 bis 30 Fuß Weite, von welchen Dimensionen in den amerikanischen Städten die meisten Wohnhäuser sind, werden die Schornsteine vom Grunde aus in den Giebelmauern, oder wenn der Giebel nicht an ein Nachbarhaus anstößt, auch oft an der Außenseite desselben hinauf geführt. Die Abzüge aus den anstoßenden Caminen in jedem Stockwerke werden hineingeleitet, und jeder dieser Züge behält, bis fast an die Mündung des Schornsteins, sein Rohr für sich. In

sehr weiten Gebäuden zieht man es aber oft vor, die Schornsteine in die Mitte zu stellen, wo dann die Camine zu beiden Seiten daran gesetzt werden können.

Nie befindet sich ein Abtritt im Wohnhause, sondern dieser erhält seinen Platz immer im entferntesten Winkel des Hofraums, indem es der Amerikaner unpassend findet, diesen Ort in seiner Nähe, oder wohl gar im Hause selbst zu haben; was auch in der heißen Jahreszeit allerdings wohl lästig und widerwärtig sein möchte.

In kleinen und besonders in neuen Städten, noch gewöhnlicher aber auf dem Lande, erhalten die meisten Wohnhäuser einen auswendig an der ganzen Vorderseite hingeführten, bedeckten, jedoch nach vorn offenen Gang von 6 bis 8 Fuß Breite. Oft ist ein solcher Gang — im Englischen porch, spr. pohrtsch, im Spanischen piazza genannt — wenn das Haus auch mehrstöckig ist, nur an dem unteren Stockwerke angebracht, und durch ein Dach bedeckt, das mit der unteren Seite auf einer Säulenreihe ruht, oben aber, unterhalb der Fenster, an die Wand angestoßen ist. Bisweilen ziehen sich aber auch solche Säulengänge an jedem Stockwerke hin und befinden sich unter dem Hauptdache selbst. Sie sind nicht nur sehr nützlich und bequem, sondern dienen auch, wenn Verhältniß und Form wohl berechnet und Säulen und Einfassungen gut gearbeitet sind, den Gebäuden zur großen Zierde.

In neuangelegten Städten, wo die meisten Wohngebäude ringsum freistehen, weil man die Flächen der Baustellen noch nicht ängstlich benutzt, sind die meisten Häuser, welche von ihrem Eigenthümer bloß zum Vermiethen bestimmt sind, so eingerichtet, daß man im untern Stockwerk von Außen gleich unmittelbar in die Wohnstuben tritt. Jedes einzelne Logis hat da gewöhnlich auch seinen besondern Eingang, und für alle im obern Stockwerk Befindlichen sind oft auch ebenso viele schmale Treppen an der Außenseite hinaufgeführt. Es stehen da oft auf einer Baustelle eine Menge einzelne kleine Häuschen, die zu eben diesem Zwecke erbaut wurden, deren jedes von einer Miethpartei bewohnt wird, und die in einer kleinen Stube, einem Kämmerchen daneben und dem kleinen Dachraum bestehen. In solchen kommt es nicht selten vor, daß das Wohnstübchen fünf Thüren und ein Fenster hat, wie einst im amerikanischen Revolutionskriege das Hauptquartier des großen Washington zu Newburg im Newyorkstaate. Noch andere solcher Främhäuschen bestehen bloß aus einem einzigen Raume von 10 Fuß Länge und Breite, und müssen doch oft auch einer ganzen Familie zum Obdache dienen. Ein solches

Gebäude ist keine 20 Centner schwer und wird nach Belieben, sammt den Inwohnern und ihrem Hausrathe, leicht und bequem von einem Platze zum andern geschafft. Um dieß zu bewerkstelligen, werden zwei Balken von der nöthigen Länge und Stärke, die an beiden Enden erforderlichermaaßen etwas abgerundet sind, darunter hinweg gesteckt — was sich leicht thun läßt, da das Haus ja auf Stelzen steht — und mit Ketten oder Stricken daran befestigt. An die abgerundeten Enden werden nun Wagenräder gesteckt, dann ein paar Ochsen davor gespannt, und so fährt man solche Häuser, mitsammt den Bewohnern, ohne viel Bedenken und Lärmen, oft ziemlich weite Strecken, wohin man sie eben haben will, ohne daß deshalb die schlafenden Kinder erwachen. Zur Zeit meines Aufenthalts in Cleveland konnte man dort solche Häusertransporte oft genug sehen. Allein nicht bloß solche Hüttchen werden nach Begehr fortbewegt, sondern auch sehr große Främhäuser rückt man ohne große Umstände weite Strecken fort, ja man hat sogar schon hier und da in den alten großen Städten die zu engen Straßen dadurch erweitert, daß man ganze Reihen massiver Häuser erhoben und um mehrere Schritte zurückgeschoben hat, und noch selten hat man von dem Mißlingen einer solchen Operation gehört.

Ist man gesonnen, ein Gebäude um ein Stockwerk zu erhöhen, so nimmt man nicht, wie bei uns, das Dach ab und setzt oben auf, sondern das Gebäude wird unterfahren, durch Schrauben erhoben und ein neues Stockwerk untergesetzt. Man geht an ein solches Unternehmen ohne vieles Bedenken und mit der größten Zuversicht, und fast noch stets ist es wohl ausgeführt worden. Wollte man den Neubau oben aufsetzen, so würde schon die Wiederherstellung des Daches große Kosten verursachen, und sodann würde vielleicht auch der alte Unterbau die neue Last nicht zu tragen vermögen.

In Deutschland sieht man die schönsten Gebäude immer in den Städten, in Amerika aber findet man in den alten Ländern die Wohnhäuser ebenso schön, wenn nicht zuweilen noch schöner, auf dem Lande und zwar oft in ziemlich weiter Entfernung von Städten. Oft glaubt man in Pennsylvanien ein kleines Dorf zu sehen, während es doch nur die Gebäude eines einzigen Farmers sind. Da steht oft noch ein kleines niedriges Blockhaus, das einst dessen Großvater, als er hier seine Ansiedelung begann, in wenig Tagen errichtete, und daneben erblickt man ein schon ziemlich gutes zweistöckiges Främhaus, das sein Vater erbaute. Ihm selbst, dem dermaligen Besitzer, ge-

nügte endlich auch dieses nicht mehr und so wurde denn, in der Nähe der beiden Vorigen, ein großes Gebäude von gebrannten Steinen aufgeführt, im schönsten Geschmacke und herrlichsten Style, das selbst einer großen Stadt zur Zierde gereichen würde. In den zwei alten Gebäuden wohnen nun gewöhnlich Taglöhnerfamilien, denen der Besitzer einige Acres Land zu eigner Bebauung überläßt, sodaß sie sich ein paar Kühe und einige Schweine halten können, und das gegen einen mäßigen Zins, den sie durch Arbeit bei ihm abverdienen. Neben diesen Gebäuden steht noch eine große, sogenannte Schweizerscheuer, ein Waschhaus, das gewöhnlich zugleich zum Backhaus dient, ein sehr zweckmäßig eingerichtetes Milchhaus, ein zum Räuchern des Fleisches bestimmtes Gebäude und oft noch mehrere Andere. Die Scheune, welche gewöhnlich funfzig Schritte und noch weiter vom Wohnhause steht, dient zugleich zur Stallung für Pferde und Kühe. Man wählt zur Baustelle für dieselbe gern den Abhang eines Hügels. Der ganze untere Raum wird zu den Viehställen verwendet und die Tenne nebst den Bansen kommt, von vorn genommen, in's zweite Stockwerk, sodaß sich auf diese Weise, von hinten herein, eine ebene Einfahrt von selbst herstellt. Die Tenne wird mit Bohlen von hartem Holze belegt. Bei einer in solcher Weise gemachten Anlage hat man noch den Vortheil, daß man beim Dreschen mit der Maschine das sich schnell häufende Stroh immer mit Leichtigkeit vorn hinauswerfen kann, sodaß es nicht hindert. Ist aber die Scheune nicht an einem natürlichen Abhange anzubringen, so wird eine Auffahrt durch Holzwerk oder durch Aufschütten eines Erddammes hergestellt. In einer solchen Scheune werden immer auch ein paar große, mit Fenstern versehene Kammern angelegt, die zur Aufbewahrung des ausgedroschenen Getreides dienen.

Derartige Farmenhöfe kommen in den alten Mittelstaaten sowie in Ohio dem Wanderer täglich uud stündlich vor; noch großartiger und weitläuftiger aber erscheinen die Höfe der vornehmen Pflanzer in Virginien. In den neu angebauten Westländern zeigen sich solche freilich seltener. Hier herrscht im Allgemeinen die Blockhütte vor, die im Anfange dem Ansiedler zum Obdache dient, bis sich später neben ihr, oder an ihrer Statt ein besseres Wohnhaus erhebt, an das sich nach und nach Wirthschaftsgebäude von mehr oder minderer Größe und Werth anschließen, je nachdem nun ihm oder seinen Nachfolgern die eintretenden Verhältnisse mehr oder minder günstig sind.

Mit Recht kann man im Allgemeinen sagen: die Vereinigten Staaten sind ein ackerbautreibendes Land; denn der größte Theil ihrer Bewohner beschäftigt sich ausschließlich mit dem Ackerbau, oder wenigstens mit der Landwirthschaft überhaupt. In den älteren östlichen und nördlichen Staaten wird er so ziemlich nach europäischer Weise betrieben, ohne daß er jedoch bis jetzt zu europäischer Vollkommenheit gediehen wäre. Die ungeheuren Flächen noch vorhandener unangebauter Ländereien und die Leichtigkeit, mit welcher solche zu erwerben sind, haben eine außerordentliche Nachlässigkeit und Verschwendung in der Bewirthschaftung des Bodens eintreten lassen. In den meisten Strichen benutzt man die in Cultur genommenen Strecken, ohne Düngung und bei beispiellos liederlicher Bearbeitung des Bodens, so lange, als dieser nur irgend noch etwas hervorbringen will und wenn er nichts mehr trägt, läßt man die ausgemergelten Felder liegen, um die Kräfte neuer Striche auf gleiche Weise auszubeuten. Am besten und sorgsamsten wird der Ackerbau in Pennsylvanien betrieben; jedoch wird auch Ohio wenig nachstehen.

In allen südlichen Staaten herrscht bis jetzt die Plantagenwirthschaft vor; d. h. man richtet sein Streben hauptsächlich auf die Erzielung von Colonialwaaren, die hier namentlich in Zucker, Baumwolle, Reis und Tabak bestehen, welche Producte denn auch die wichtigsten Ausfuhrartikel dieser Länder ausmachen. Alle übrigen Zweige der Landwirthschaft sind hier dem Plantagenbau untergeordnet und müssen bloß zu dessen Förderung dienen. Statt daß man in den nördlichen und mittleren Staaten ein Landgut eine Farm nennt, braucht man hier dafür die Benennung: Plantage oder Pflanzung (Plantation — spr. Pläntnteh'schen), und den Besitzer nennt man den Pflanzer (planter, spr. Plännter). Nur sind die Plantagen der Südländer in der Regel von viel größerer Ausdehnung, als die Farmen des Nordens. Viele der älteren Plantagen bestehen aus einem, dem ersten Anbauer vom damaligen Gouvernement verliehenen und von ihm auf seine Nachkommen übertragenen Strich Landes, der oft mehrere 1000 Acres umfaßt. Der größte Theil hiervon wird immer vorzugsweise zum Anbau irgend eines der vorerwähnten Colonialproducte benutzt, ein anderer Theil dient zu Viehweiden, und wieder ein anderer wird zur Erzeugung der zum Unterhalt der Sklaven nöthigen Früchte verwendet. Ein nicht geringer Theil des Landes geht schon durch die nöthigen Wege, Einzäunungen und Abtheilungsgraben verloren, welche die Pflanzung durchschneiden, und noch einen Theil nehmen auch die Wirthschaftsgebäude, die Tabakstrockenhäuser, die Arbeitshäuser, die

Niederlagen, sowie die Wohngebäude für die Herrschaft und die Hütten der Sklaven hinweg. Viele solcher Plantagen sind zwar auch erst in neuester Zeit entstanden, aber fast Alle sind von großem Umfange; kleine Grundbesitzer sind in diesen Gegenden selten. Auf diesen Plantagen wird die Feldarbeit mehr unmittelbar durch Menschenhände verrichtet, indem man zur Bearbeitung des Bodens sich weniger des Pflugs und mehr der Hacke bedient. Die Zuckerplantagen sind die Wichtigsten derselben. In früheren Zeiten machten die Plantagenbesitzer so ungeheuren Gewinn, daß die Meisten in wenigen Jahren reich wurden. Durch die bedeutend vermehrte Erzeugung der Colonialwaaren hat sich dieser Gewinn aber so gemindert, daß sie gegenwärtig im Durchschnitt auf nicht mehr als 6 Procent von dem darin angelegten Capitale rechnen.

Zucker wird nur in den südlichsten Theilen der Vereinigten Staaten, vorzüglich aber in Louisiana gewonnen. Seitdem die in neuerer Zeit auf St. Domingo eingetretenen Verhältnisse Viele der dortigen Pflanzer verdrängten und Louisiana an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde, hat der Anbau des Zuckerrohrs in diesem Landestheile sehr zugenommen. Der Strich, auf welchem dasselbe hier mit Vortheil gebaut werden kann, beschränkt sich auf einen Streifen Landes an beiden Ufern des Mississippi, der sich von ungefähr 40 Meilen oberhalb der Stadt New-Orleans bis ebenso weit unterhalb derselben ausdehnt. Jedoch sind seit den letzten zwanzig Jahren auch in Georgien, Alabama, Mississippi und besonders in Florida viele Zuckerplantagen angelegt worden. Man berechnet in mäßig guten Jahren den durchschnittlichen Ertrag eines Acre auf 1000 Pfd. reinem Zucker.

Die Baumwolle bildet in allen südlichen Staaten den Hauptstapelartikel. Schon in Virginien wird Baumwolle gezogen, jedoch ist ihr Ertrag hier unbedeutend. Weiter gegen Süden wird ihr Anbau immer stärker betrieben, und ganz vorzüglich ist dieß in Südcarolina, Georgien, Alabama, Mississippi, Louisiana und Arkansas der Fall. Der Ertrag ist sehr verschieden. In Südcarolina gewinnt man im oberen Theile des Staats vom Acre 100 bis 250 Pfund reine Wolle von der schwarzsamigen Sorte, zuweilen auch noch darüber; in den oberen Gegenden giebt die grünsamige Wolle, die da vorzüglich angebaut wird, ebensoviel. Auf sehr magerem Boden erhält man aber auch bisweilen nicht mehr als 60 bis 80 Pfund. Der Anbau der Baumwolle ist weit leichter, als der des Zuckers; er erfordert weniger Capital, weniger Anlagen und weniger Arbeit und

soll auch weder außerordentlich anstrengend, noch nachtheilig für die Gesundheit der Sklaven sein.

Nicht minder wichtig ist der Anbau des Tabaks: dieser ist das älteste und noch jetzt eins der wichtigsten Handelsproducte der Vereinigten Staaten. Man baut ihn in allen Theilen des Landes, obschon sein Anbau in den nördlichen Staaten ganz unbedeutend ist. Am stärksten wird er in den südlichen und westlichen Staaten betrieben; in Maryland und Virginien wird er aber doch jetzt bei weitem nicht mehr in solcher Quantität wie früher erzielt.

Der Reis ist die vorherrschende Getreideart und einer der wichtigsten Ausfuhrartikel der Südländer. Er wird bis Virginien hinauf in allen südlichen Staaten, vorzüglich stark aber in Südcarolina gebaut. Sein Ertrag ist nach Lage und Boden verschieden. In den Flußniederungen der beiden Carolina's rechnet man im Durchschnitt 12—1500 Pfund, und in den sogenannten Landsümpfen 500 bis 1000 Pfd. reinen Reis auf den Acre. In Virginien werden 20—30, in Louisiana aber 40—50 Bushels auf denselben gerechnet.

Der Anbau des Indigo, welcher in früherer Zeit fast in allen südlichen Theilen des Landes betrieben wurde, hat jetzt beinahe gänzlich aufgehört. Durch die vermehrte Einfuhr dieses Färbestoffs aus Ostindien, wo er viel besser gedeiht, ist er hier im Preise so gesunken, daß sein Anbau gar nicht mehr einträglich ist. Zwar trifft man in den südlichen Staaten noch dann und wann mit Indigo bestellte Felder an, allein er wird nur noch für den Hausbedarf erzielt.

Auf den Anbau von Flachs und Hanf, vorzüglich aber von Letzterem, wird in neuerer Zeit ziemlicher Fleiß verwendet. Zwar gedeihen diese Gewächse in allen Theilen der Union; mit vorzüglich gutem Erfolge aber werden sie in Kentucky, Pennsylvanien und den New-Englandstaaten gezogen. Kentucky allein erbaut jährlich über 150,000 Centner Hanf. In den Südstaaten ist die jährlich erzeugte Quantität kaum zur Deckung des Hausbedarfs hinreichend, und ungeheure Massen werden fortwährend aus dem nördlichen Europa und namentlich aus Rußland eingeführt. Leinsaamen ist ein bedeutender Ausfuhrartikel der Staaten Pennsylvanien, Newyork und Massachusetts.

Außer diesen hauptsächlichsten Handelsproducten des Pflanzenreichs, die in der Union im Großen erzielt werden, giebt es auch in Florida und Alabama kleine, freilich bis jetzt sehr unbedeutende Pflanzungen von Cacao und Vanille, und in Ostflorida gedeiht auch der europäische Olivenbaum im Freien, sowie der Nopal, auf welchem die Cochenille sich erzeugt. Mit dem Kaffeebaum hat man dort eben=

falls Versuche gemacht, und sie sollen gute Resultate geliefert haben, doch hat sich sein Anbau bisher noch nicht verbreitet. Auch werden in diesen südlichen Gegenden Mandeln, Feigen, Granaten, Citronen und Orangen gezogen, doch müssen die Bäume häufig durch den Frost leiden.

Auf den Hopfenbau wird in den westlichen und nördlichen Staaten immer mehr Sorgfalt verwendet, da der Verbrauch fortwährend stärker und daher die Erzielung immer gewinnbringender wird. — Mit dem Weinbau aber ist es noch nicht sehr vorwärts gegangen. Im Jahre 1804 wurde ein Strich Landes im jetzigen Staate Indiana, am rechten Ufer des Ohio, 50 Meilen unterhalb Cincinnati gelegen, von der Bundesregierung an etwa dreißig Schweizerfamilien auf ausgedehnten Credit überlassen, unter der Bedingung, daß sie darauf Weinbau betreiben sollten. Die Ansiedelung fand statt, die Landschaft bildet jetzt eine eigene County unter dem Namen: New-Schwitzerländ, und im Jahre 1814 wurde darauf die Stadt Vevay gegründet. Die Bevölkerung hat sich durch neue Ankömmlinge aus der Schweiz fortwährend und zwar sehr schnell vermehrt, und so ist diese ganz von Schweizern bewohnte Gegend jetzt eine der schönsten und bevölkertsten des Ohiostaats und auch die Einzige in den Vereinigten Staaten, wo der Weinbau einigermaaßen im Großen und mit einigem Erfolge betrieben wird. Die Reben gedeihen sehr wohl und liefern schöne Trauben, die in Cincinnati guten Absatz finden, allein die Weinbereitung selbst aus diesen Trauben hat bis jetzt noch kein sonderlich günstiges Ergebniß geliefert. Von allen anderwärts gemachten Versuchen läßt sich ungefähr das Nämliche, oder eigentlich noch weniger sagen. Das Klima dieser Regionen paßt nicht für den Weinbau. Die Temperatur macht da oft zu gewaltige Sprünge, und so sind besonders die fast alljährlich noch im Mai eintretenden starken Nachtfröste, auf vorhergegangene heiße Tage, der Weincultur äußerst verderblich *).

Der Obstbau ist eigentlich auch noch in seiner Kindheit. Zwar giebt es in den mittleren und nördlichen Staaten große Obstpflanzungen in Menge, sie bestehen aber meistens nur aus Aepfel- und Pfirsichbäumen. Aepfel werden in außerordentlicher Menge gebaut, und man erstaunt oft über die Schönheit und Güte derselben, da doch die Bäume bloß aus den Kernen gezogen werden. Mit Pfropfen rc. giebt man sich hier nicht ab; überhaupt ist von einer wissenschaftlichen Obstcultur durchaus noch keine Rede. Aus den Aepfeln wird herrlicher

*) Den neuesten Berichten nach soll es in der Gegend von Hermann in Missouri mit dem Weinbau glücklicher gehen.

Cider in großer Quantität bereitet. Pfirsichen werden, außer in den nördlichsten Gegenden, überall in erstaunlicher Menge gewonnen. Sie werden häufig in Stücken zerschnitten, getrocknet, oder zu Muß eingekocht, das dem besten Zwetschenmuß nicht viel nachgiebt; auch wird in Kentucky ein vortrefflicher Branntwein aus denselben bereitet.

Alle unsere europäischen Getreidearten, als: Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen u. s. w., werden auch in allen Theilen der Vereinigten Staaten gebaut; doch gedeihen sie am besten in den mittlern und nördlichen Ländern. Buchweizen wird in den Mittelstaaten sehr viel gebaut. Man säet ihn meistens erst im Juli in die Weizenstoppeln und erndtet oft sehr reichlich, so daß man im Durchschnitt einen dreißigfältigen Ertrag annimmt. Die Hauptkornfrucht bleibt aber in Amerika immer der Mais oder das Welschkorn (Indian corn), welches bei uns mehr unter dem Namen „türkischer Weizen" bekannt ist. Er wird im ganzen Lande gebaut, gehört jedoch immer mehr dem Süden als dem Norden an. In folgenden Abschnitte werden wir uns näher mit dieser Frucht bekannt machen.

Kartoffeln werden hier und da in Menge gebaut, doch werden sie an vielen Orten nicht so gut und wohlschmeckend, wie in Deutschland oder Irland; daher auch aus letzterem Lande bis jetzt noch ziemlich viel Kartoffeln in den amerikanischen Seestädten eingeführt werden. Alle übrigen Küchengewächse gedeihen sehr wohl und werden an manchen Orten in Menge gezogen. Kurz, der Europäer findet, in Hinsicht auf die Producte des Pflanzenreichs, in Amerika sein Europa völlig wieder. Alles gedeiht auch hier glücklich, was sein Europa erzeugt, und was er im Vaterlande zu sehen und zu genießen gewohnt war: so unser Getreide, unsere Gemüse, unser Obst und unsere Handelsgewächse; nur der Wein scheint nicht sowie bei uns gedeihen zu wollen.

Daß in einem Lande, wo es so große, volkreiche Städte giebt, deren Bewohner eine ungeheure Masse von Producten der Viehzucht bedürfen, diese ein sehr wichtiger Gegenstand der Landwirthschaft sein muß und demnach nicht unbeträchtlich sein kann, läßt sich wohl denken. Alle europäischen Hausthiere gedeihen in Nordamerika sehr wohl, am besten aber in den Nördlichen und Mittelstaaten der Union. In Pennsylvanien, New-York und einigen Staaten Neuenglands fängt man auch an, der Viehzucht die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Hier zeigt sich schon ein reger Eifer, Verbesserungen in derselben vorzunehmen, und sie gilt hier allerdings für einen Haupt-

zweig der Landwirthschaft. In den südlichen und westlichen Staaten hält man zwar auch viel Vieh, und man sieht dort oft ungeheure Heerden von Kühen und Schweinen; doch verwendet man noch wenig Sorgsamkeit auf dieselben und ist froh, wenn man sie nur vor dem äußersten Mangel geschützt sieht. Das Vieh muß da das ganze Jahr hindurch, selbst bei Nässe und Kälte, im Freien bleiben; man bekümmert sich weder um Stallung, noch um hinlängliche Futtervorräthe für den Winter. Es muß sich da fortwährend seine Nahrung in den Wäldern, oder auf den Prärien selbst suchen, und nur den Milchkühen reicht man Morgens und Abends einige Kolben Mais und etwas Salz, damit sie zu diesen Zeiten regelmäßig vor das Haus kommen und sich die Milch abnehmen lassen. Das Rindvieh ist von verschiedener Race und stammt theils aus England, theils aus Frankreich und den Niederlanden. In Neuengland, wo die Rindviehzucht im Allgemeinen auf einer ziemlich hohen Stufe steht, findet man hier und da einen Viehstand, der an Schönheit keinem Friesischen und Holsteiner etwas nachgiebt. In den südlichen und westlichen Ländern hingegen ist das Rindvieh meistens nur von Mittelschlage, oft sogar klein und unansehnlich.

Die Pferdezucht wird in den mittleren und nördlichen Staaten hier und da stark getrieben, und besonders in Virginien, Pennsylvanien und New-York wird viel Geld und Aufmerksamkeit auf sie verwendet. Man läßt da häufig Beschäler und Mutterpferde mit großen Kosten aus England kommen. In diesen Gegenden sieht man viele schöne, wohlgewachsene und wohlgenährte Pferde; in den Süd- und Westländern hingegen sind die meisten dieser Thiere klein und unansehnlich. Die Hauptursache dieses Unterschiedes ist wohl die, daß man sie dort ziemlich ordentlich füttert und auch reinlich hält, während man sie hier in Hunger und Schmuz verkümmern läßt. Im fernsten Südwesten des Landes haben die Indianer eine Art kleiner Pferde von etwa vier Fuß Höhe, die man Ponies (spr. Ponnihs) nennt, und deren dort auch hin und wieder ziemliche Heerden in verwildertem Zustande in den Wäldern herumlaufen. Es sollen dieß Abkömmlinge der von den ersten spanischen Ansiedlern nach Amerika gebrachten Pferde sein.

Schafe werden in allen Gegenden und auch beinahe auf allen Farmen gehalten, allein so große Heerden wie in Deutschland, oder eigentliche Schäfereien, trifft man nirgends an. Seit etwa zehn Jahren sind hier und da große Summen und auch ziemliche Sorgfalt auf deren Veredelung verwendet worden, und zwar nicht ohne guten Erfolg. Die beste Wolle wird bis jetzt in Connecticut, New-York

und vorzüglich in einigen Gegenden Westpennsylvaniens erzeugt, wo man sich durch das Besäen der mäßig hohen Bergreihen mit weißem Klee herrliche Triften geschaffen hat. Man belegt die feine, in diesen Gegenden erzielte Wolle allgemein mit der Benennung Saxon wool (sächsische Wolle). Die meisten Farmer wollen aber behaupten, daß man sich bei der Zucht der ordinär=wolligen Schafe weit besser stehe, sobald die feine Wolle unter ½ Dollar das Pfund verkauft werde, was schon seit mehreren Jahren oft der Fall gewesen ist. Denn die Ersteren liefern gewöhnlich mehr als das doppelte Gewicht.

Schweine der verschiedensten Art und Zucht sieht man in allen Staaten in großen Heerden, doch am stärksten wird deren Zucht bis jetzt wohl in Ohio und Kentucky betrieben. Es giebt hier Farmer, die 500 bis 1000 Stück und auch noch darüber besitzen. Sie vermehren sich außerordentlich und bringen das ganze Jahr in den Waldungen zu, wo sie sich von den abgefallenen Eicheln, Nüssen, Kastanien ꝛc., sowie von Gras und mancherlei Wurzeln bisweilen gut, manchmal aber auch knapp genug ernähren. Nur einige Wochen vor dem Schlachten werden sie in einem Gehege mit Mais gemästet. Fragt man hier einen Farmer, wie viel Schweine er besitze, so antwortet er gewöhnlich: „Ja wer kann das so genau wissen? Ich kann leicht 10 Stück oder mehr verloren, dagegen aber auch mehrere Heerden Junge bekommen haben; es mögen ihrer wohl ungefähr so und soviel sein.“ Zu Tausenden werden sie gezogen, aber zu Hunderttausenden werden sie hier auch geschlachtet; kurz die Schweinezucht ist hier ein Hauptzweig der Landwirthschaft.

Federvieh wird in allen Theilen des Landes sehr viel gezogen. Besonders sieht man die gewöhnlichen Haushühner in zahlreichen Heerden, und Eier werden in ungeheurer Menge erzeugt. Doch auch Truthühner (turkies, spr. Torkihs), Perlhühner, Gänse und Enten findet man, besonders auf den größern Farmhöfen, allerwärts häufig; zahme Tauben aber trifft man nur selten an.

Schon seit längerer Zeit wurde in Südcarolina, in Georgien und in Florida einiger Seidenbau betrieben, doch war er nur unbedeutend. Gegenwärtig scheint man aber demselben mehr Aufmerksamkeit widmen zu wollen und das selbst in den nördlichen Staaten. Maulbeerbäume werden allerwärts und besonders auch in Pennsylvanien in Menge angepflanzt. Sie scheinen gut gedeihen zu wollen, und so steht zu erwarten, daß der Seidenbau später durchgehends in höhere Aufnahme kommen wird.

XII.

Die Nachbarschaft der Stadt St. Louis in etwas umfänglichem Sinne, als der Wohnplatz vieler namhaften, in neuester Zeit nach Amerika ausgewanderten Deutschen. — Lage, Boden, Klima und sonstige Eigenschaften der Gegenden am untern Missouri. — Die Mineralregion. — Holzarten der Waldungen. — Die Ahornzucker-Bereitung. — Waldbrände. — Bemerkungen über den Zustand der Urwälder und die bei uns darüber herrschenden irrigen Vorstellungen. — Wildes Geflügel. — Bodencultur. Maisbau. Andere Getreidearten. — Obstpflanzungen. — Zugvieh. — Pflüge. — Ernte. — Ausdreschen des Getreides. — Viehzucht. — Großes Schweineschlachten der Landwirthe in's Haus. — Zahmes Geflügel. — Raubthiere. — Schlangen. — Plagethiere: Muskiten, Zecken &c. — Wasserthiere. Fische. — Wilde Bienen. — Die Fensen oder Umzäunungen der angebauten Grundstücke: der die härteste Arbeit und größte Sorgfalt erfordernde Gegenstand der Bodencultur. — Bemerkungen über das große Mißverhältniß zwischen Arbeitslohn und Ertrag der Landwirthschaft. —

Der Staat Missouri liegt zwischen 36 Gr. 30 Meilen und 40 Gr. 30 Meilen nördlicher Breite und zwischen 89 und 95 Gr. westlicher Länge von Greenwich. Sein Flächengehalt beträgt ungefähr 66,000 Quadratmeilen (ungefähr 3000 deutsche) oder 42 Millionen Acres, wovon über 30 Millionen noch unverkauft in den Händen des Generalgouvernements sind. Seine Ausdehnung erstreckt sich 90 Stunden Weges von Süden gegen Norden und ungefähr ebenso weit von Osten gegen Westen. Dieser Staat zeigt eine sehr verschiedene Oberfläche. An den Ufern der Flüsse giebt es viele große, flache, fast völlig ebene Strecken. Der nördliche Theil ist wellenförmig; nirgends aber sind die Erhöhungen so beträchtlich, daß man das Land gebirgig nennen könnte. Ausgedehnte Prairien erstrecken sich über diesen, sowie über die westlichen Theile. Die sogenannte Mineralregion, welche ungefähr 70 Meilen südwestlich von St. Louis liegt, sowie überhaupt ein beträchtlicher Theil des südlich vom Missouri- und Osage-(spr. Osehtsch) Flusse liegenden Landes, mag wohl gebirgig genannt werden, denn hier zeigen sich hin und wieder Kieselfelsenspitzen und auch kahle, sowie mit Gesträuch bewachsene Kuppen von beträchtlicher Höhe. Das höchste Land ist eine Bergreihe, die an den Ufern des Merrimackflusses beginnt und sich in südwestlicher Richtung nach Arkansas hin erstreckt: es ist ein Vorsprung des in jenem Staate liegenden Ozarkgebirges. Die zwischen dem Mississippi und Missouri liegenden Landschaften enthalten äußerst verschiedenartige, aber angenehm wechselnde Flächen. Die Prairien sind hier von verschiedener Größe, und Manche derselben haben einen fruchtbaren Boden. Am Mississippi herab liegen

große, mit reichem Graswuchs bedeckte Auen, die von dazwischen liegenden Strecken dichter Waldungen unterbrochen werden.

Manche Gegenden dieses Staats enthalten große Flächen mit sehr fruchtbarem Boden; vorzüglich gilt dieß von den Auenländern der Flußthäler. Doch ein bedeutender Theil seiner Oberfläche ist auch mit unfruchtbaren Bergrücken und in weiten Strecken fortlaufenden Zügen von Felsenklippen bedeckt, und so besteht auch ein sehr beträchtlicher Landstrich aus purem Sumpfboden, der einige Meilen unter St. Genevieve am Mississippi anfängt, sich, den Hauptzweigen des St. Francisflusses nach, bis in den Arkansasstaat hinein erstreckt und gar keines Anbaues fähig ist. Jedoch im Allgemeinen genommen, haben die mehrsten Landstriche ziemlich guten Boden, der meistens aus schwärzlichem, hier und da mit Sand gemischtem, mitunter auch aus zähem, thonigen Lehm besteht. Er eignet sich zum Anbaue aller Getreidesorten, doch ist bis jetzt der Mais das Hauptproduct geblieben. Der Tabak gedeiht sehr gut und ist ohne Zweifel der noch den mehrsten Gewinn verheißende Artikel der hiesigen Bodencultur. Auch Kartoffeln, Bohnen, Gurken, Kürbisse, Melonen und andere Gartenfrüchte gedeihen wohl. In den südlichen Theilen wird auch Baumwolle gebaut, doch werden oft die Ernten durch zeitig eintretende Fröste vernichtet. Von Obst gerathen Aepfel und Pfirsichen sehr gut.

Die Waldungen des Staats enthalten verschiedene Arten Pappeln und darunter vorzüglich Platanen, die man hier Sycamore nennt, und deren man nicht selten von 8 — 10 Fuß im Durchmesser sieht; Linden; verschiedene Arten Eichen und darunter eine Art (bur-oak), welche Eicheln, so groß wie mäßige Hühnereier trägt; mehrere Arten wilder Wallnußbäume; Ulmen und besonders die rothe Ulme (ormus americana), deren abgeschälte frische Rinde, wenn man sie kaut, sich ganz in Schleim auflöst und als ein gutes Mittel gegen den Husten und Heiserkeit der Kehle berühmt ist, auch zur Heilung frischer Wunden und Quetschungen dient; Eschen; wilde Maulbeerbäume (morus rubra); mehrere Sorten Ahorn und namentlich den Zuckerahorn. In den Gebirgen des Mineraldistricts wächst die virginische Ceder ziemlich häufig, doch aber nicht so schön wie auf den pennsylvanischen Gebirgen und am Gasconadeflusse giebt es auch beträchtliche Waldungen von Fichten und Tannen.

Das Klima ist hier ebenso beschaffen und die Temperatur ebenso veränderlich und schnellwechselnd, wie in allen mittleren Theilen der Vereinigten Staaten. Der Winter beginnt gewöhnlich mit Anfange des Decembers, oft auch schon in der Mitte des Novembers. Bis-

weilen treten zwar in diesen Monaten, sowie überhaupt während des ganzen Winters, wieder angenehme, manchmal sogar warme Tage oder vielmehr Stunden ein, aber unglaublich schnell folgt ihnen auch oft wieder die strengste Kälte, die schon über 20 Gr. kam. Schnee fällt oft in ziemlicher Menge. Beginnt nun aber der Wind aus Süden, von dem warmen Meerbusen von Mexico her, zu wehen, so fängt es plötzlich und heftig an zu thauen und die dickste Schneedecke setzt sich bald auf wenige Zoll zusammen. Wendet sich aber nun der Wind schnell und bläst aus Westen oder Nordwesten von den mit Schnee und Eis bedeckten Felsengebirgen her, so wird ebenso plötzlich und fast zusehends das vor wenigen Minuten noch rinnende Wasser in Eis verwandelt, und die vor wenigen Stunden noch mit Schneewasser geschwemmten Flächen gleichen einem Eismeere. Bisweilen giebt es im März sehr warme, sogar heiße Tage, oder vielmehr Stunden, denn es ist eben nichts Seltenes, daß der Thermometer binnen 12 Stunden von 12 Grad über zu 12 Grad unter Null sinkt. Ist aber auch wirklich im März die Wärme einigermaaßen anhaltend, so zeigt sich doch selten vor Anfange Aprils eine Spur der auflebenden Natur; oft zeigt sich sogar um diese Zeit noch keine schwellende Knospe, kein hervorsprossendes Gräschen. Während der Monate April und Mai giebt es bisweilen schon heiße Tage, die Nächte sind aber meistens kalt, und mitunter kommen noch im letzteren Monate heftige Fröste vor. Der Pflanzenwuchs schreitet während dieser Zeit nicht um das Mindeste schneller vorwärts, als wir es in Sachsen unter dem 52. Grade zu sehen gewohnt sind. Gegen das Ende des Mai blüht der Roggen, sowie bei uns, und bald hernach auch der Weizen. Nun aber kommt es anders. Schnee und Eis fängt jetzt an, auf den Felsengebirgen zu schmelzen; in der Mitte des Juni sind sie frei davon. Auch die Westwinde wehen nun warm, die Südwinde bringen drückende Schwüle und oft heftige Gewitter, und die Sonnenstrahlen werden in den Nachmittagsstunden glühend. Nun werden auch die Nächte warm und man merkt, daß man sich unter einem südlicheren Himmel befindet. Alle Früchte reifen nun unbegreiflich schnell und gegen das Ende des Juni beginnt gewöhnlich die Ernte. Der Juli und die erste Hälfte des Augusts sind in der Regel sehr heiß. Die Hitze wechselt während dieser Zeit gemeiniglich zwischen 12 und 27 Grad Réaumür. Dieß gilt jedoch nur von der Tageszeit; die Nächte sind bedeutend kühler. Um diese Zeit entstehen oft Gewitter, von Stürmen und heftigen Regengüssen begleitet. Auch im September giebt es oft noch große Hitze; doch werden die Nächte jetzt wieder empfindlich

kalt, und starke Reife, manchmal gegen das Ende schon Nachtfröste, sind eben nichts Seltenes. Im October giebt es bisweilen noch viele schöne Tage, doch bleiben in diesem Monate starke Nachtfröste fast nie aus.

Der in diesem Staate liegende bereits erwähnte Mineralbezirk, von den hier wohnenden Deutschen gewöhnlich das Bleiland genannt, ist vorzüglich seiner reichhaltigen und ausgedehnten Bleiminen wegen berühmt. Er erstreckt sich über einen großen Theil von Washington=, Genevieve=, Jefferson= und Madison=County, in einer Länge von 70 bei einer Breite von 40 Meilen und umfaßt gegen 3000 Quadratmeilen. Die ergiebigsten Gruben finden sich jedoch auf einer 30 Meilen langen und 15 Meilen breiten Strecke. Das Bleierz wird hier in ungeheuerer Menge gefunden. Es liegt nicht in fortlaufenden Adern, sondern in einzelnen abgesonderten Massen, oft in sehr geringer Tiefe, bisweilen nicht über 2 Fuß unter der Oberfläche. Es ist von der besten und reinsten Art, sodaß es 75—80 Procent liefert, und über 3 Millionen Pfund reines Blei werden jährlich gewonnen. Die wichtigste und reichste Mine ist in der Nähe der Stadt Potosi. Sie wurde vor mehr als 50 Jahren von Franz Burton entdeckt, und nachdem ihm von der damaligen spanischen Regierung ein bedeutender Landstrich verliehen worden, fing er an, sie zu bearbeiten. Das Erz wird hier in einer Prairie gefunden, die gegen 100 Fuß höher liegt als der vorüber fließende Bach, wohin ihr Wasser den Abzug hat. Die ersten Erzstücken finden sich schon 2 Fuß unter der Oberfläche, in einer Schicht von Kies, in Massen von 5—50 Pfunden. Unter der Kieslage liegt eine Schicht mürben Sandsteines und unter diesem eine Lage rothen Thons von etwa 5 Fuß Dicke. Unter dieser Lage findet sich das reichhaltigste Erz in Klumpen von 200 bis 300 Pfunden. Unter dem Bleierz werden auch hin und wieder Kobald, Zink, Schwefel, Antimonium und mehrere andere Mineralien gefunden.

Nur an wenigen Punkten wird das Ausbeuten dieser reichen Erzlager nach den Regeln des Bergbaues betrieben. Jeder Einzelne, oder auch Mehrere zusammen, arbeiten auf gut Glück durch die Oberfläche hinein, wo es ihnen gerade einfällt. Daher ist auch dieses ganze Geschäft einer Lotterie sehr ähnlich. Mancher arbeitet eine lange Zeit; allein es glückt ihm nicht, etwas zu finden, und er giebt mißmuthig den Versuch wieder auf. Einem Andern gelang es bisweilen schon nach kurzer Arbeit, eine Masse Erz zu finden, die er sogleich für vielleicht 1000 Dollars verkaufen konnte. Mehr als tausend Menschen suchen und finden hier fortwährend Beschäftigung. Zu Ende des Herbstes

kommen noch über 500 Andere von nah und fern herzu gewandert, die während des Sommers bei dem Landbau beschäftigt waren und nur während des Winters ihr Heil als Bleigräber versuchen wollen. Sie bringen meistens ihre Lebensmittel mit sich, weil diese hier immer in höheren Preisen stehen als anderwärts. Allein der Mehrzahl derselben schafft diese Unternehmung keinen Nutzen, sondern gereicht ihnen nur zum großen Schaden.

Das reine Blei wird vorzüglich nach St. Genevieve und Herculaneum am Mississippi gebracht, wo sich große Niederlagen befinden, und wo es, roh und verarbeitet, auf die Dampfboote zur Versendung verladen wird. In St. Louis wird der Centner zu 5 bis 6 Dollars verkauft. Schon vor mehr als 100 Jahren wurdrn diese Minen von den Franzosen entdeckt und auch bearbeitet; sie wurden aber lange nicht sehr beachtet, und erst in der neuesten Zeit hat man ihre Wichtigkeit eingesehen. Sie allein wären ohne Zweifel im Stande, Blei genug für den Bedarf der ganzen Vereinigten Staaten zu liefern.

In demselben Bezirke, nahe an den Quellen des Merrimackflusses, wird auch Eisenerz in großer Menge gefunden, und die Ausbeutung desselben ist ebenfalls auf ungemein leichte Weise zu bewerkstelligen. Vor etwa 18 Jahren machte ein Kaufmann aus St. Louis, Namens Massey, den Anfang mit der Anlage der dortigen, jetzt so beträchtlichen Eisenwerke.

Die Viehzucht ist im Staate Missouri nicht unbeträchtlich. Es werden in manchen Gegenden viel Pferde gezogen. Sie sind meistens von ursprünglich spanischem Stamme und mittlerer Größe; man sieht unter ihnen sehr wohlgewachsene Thiere. Auch Rindvieh ist hier und da in bedeutender Zahl vorhanden, und besonders besitzt mancher Farmer mehrere 100 Stück Schweine. Schaafe werden bis jetzt nicht mehr gehalten, als gerade erforderlich sind, um den eigenen Wollbedarf zu erzielen. — Im Allgemeinen genommen wird auf diesen so wichtigen Zweig der Landwirthschaft noch sehr geringe Sorgfalt verwendet.

Die Bevölkerung von Missouri hat sich sehr schnell vermehrt. Im Jahre 1810 belief sich ihre Zahl etwas über 20,000; im Jahre 1820 auf 66,500; im Jahre 1830 über 140,000, und im Jahre 1845 überstieg sie 250,000., wovon ein großer Theil Deutsche sind und wozu auch ungefähr 55,000 Neger gehören, die fast alle unter dem Sklavenjoche seufzen, denn nur sehr wenig Freigelassene befinden sich in diesem Staate.

Missouri ist der älteste der beiden jenseit des Mississippi liegenden Staaten und war früher ein Theil der großen, im Jahre 1803 von den Vereinigten Staaten durch Kauf von den Franzosen erworbenen Provinz Louisiana. Erst nach dem Jahre 1763, nach seinem Uebergange von französischer zu spanischer Botmäßigkeit, fing es an, einige weiße Bewohner zu erhalten. Die spanische Regierung rief die mit dem Uebergange ihres Landes unter brittische Herrschaft unzufriedenen Canadier herbei und St. Louis ward von ihnen gegründet. Von diesem Mittelpunkte aus verbreiteten sich zahlreiche, wennschon kleine Ansiedelungen, hauptsächlich in den Mineralbezirken. Die Einverleibung in das Gebiet der Vereinigten Staaten veranlaßte indessen das Zuströmen zahlreicher Ansiedler aus den ältern Staaten und so konnte Missouri schon 1819 die zur Bildung eines besondern Staats erforderliche Einwohnerzahl nachweisen. Allein die Aufnahme von keinem der neueren Staaten in den Bund hat härtere Kämpfe veranlaßt, als die von diesem, sowohl im Staate selbst als außerhalb desselben und vornemlich im Congresse. Es fragte sich nämlich; ob auch Missouri, welches vermöge seiner Bodenerzeugnisse und seines Klimas durchaus keiner Sklaven bedurfte, sich verfassungsmäßig den Sklavenstaaten anschließen und den Fluch der Sklaverei aufladen sollte? Nach langem Streiten ward endlich diese Frage durch eine kleine Stimmenmehrheit im Congresse leider bejahend entschieden und so ward Missouri am 10. August 1821 als Sklavenstaat in die Union aufgenommen. Viele hoffen mit Zuversicht, daß bei dem offenbaren Widerspruche, in welchem diese Entscheidung mit allen naturgemäßen Zuständen stand und bei der seit jener Zeit besonders zahlreichen Einwanderung von Europäern die Folgezeit bald eine Aenderung herbeiführen werde; ich für meinen Theil aber glaube, daß sich in dieser Hinsicht von Missouri gerade nicht mehr und weniger erwarten läßt, als von jedem andern Sklavenstaate der Union.

Ich halte es für angemessen, jetzt einem kleinen Theile dieses Staats eine besondere Achtsamkeit zu widmen und etwas länger dabei zu verweilen. Es ist dieß die auf dem linken Ufer des Missouri, zwischen St. Charles und Marthasville liegende Gegend, die für eine der Schönsten am untern Missouri gilt, in welcher ich die längste Zeit meines Aufenthalts in diesem Staate zubrachte und die ich daher ziemlich wohl kennen lernte. Hier haben sich seit dem Jahre 1830 eine Menge unserer Landsleute aus allen Theilen des Vaterlandes und namentlich auch Mehrere meiner speciellen Landsleute angesiedelt und

die Mehrzahl, oder vielmehr beinahe die ganze Bevölkerung besteht aus Deutschen. Unter diesen finden sich so Manche, die im Vaterlande den höheren oder gebildeten Ständen angehörten. Ich nenne unter ihnen vor Allen: die Herren Paul Follenius und Friedrich Münch, die wohlbekannten Führer der im Jahre 1834 ausgewanderten Gießener Gesellschaft, sowie Georg Münch, den Bruder des Letztgenannten; dann Hrn. Wilhelm Bock aus Dutzow im Mecklenburgischen, die Hrn. Ludw. Eversmann, Aug. Blümner und Wilh. Barenz aus Berlin, die Familie Malinkrodt aus Dortmund, Hrn. Joseph Wiemer aus Paderborn, die Hrn. Eduard und Adolph Künzel aus Dresden, außer mehreren Andern. Aber, was das Wichtigste ist, Hrn. Gottfried Duden's von ihm selbst überschwänglich hochgepriesenes Paradies, oder wie sich die Bewohner der Umgegend oft scherz= oder spottweise auszudrücken pflegen, Duden's Elysium liegt in diesem Landstriche, und ich habe sogar das Glück gehabt, ein halbes Jahr in dessen unmittelbarer Nähe zu leben und seine Herrlichkeiten nach Belieben zu schauen. Hr. Duden hat in seinem „Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerika's" ꝛc. diese Gegend ziemlich ausführlich beschrieben und durch denselben wohl auch Manche ihrer jetzigen Bewohner herbeigelockt, die es ihm freilich meistens nun schlechten Dank wissen und sich vielmehr über verwerfliche Täuschung beklagen. Ich wünschte sehr, ich könnte von dieser Gegend in allen Stücken das Nämliche sagen, was Hr. Duden berichtet; daß ich es aber nicht kann, ist nicht meine Schuld.

Dieser Landstrich besteht theils aus den Thalebenen des Missouri (bottoms) von ½ bis 3 Meilen Breite längs des Flusses, die von den Bluffs, d. h. von einer Hügelreihe, die an demselben sich hinzieht und bald mehr, bald minder gegen denselben hervortritt, eingeschlossen werden. Diese Bluffs zeigen hin und wieder kahle Felsenwände, deren Bestandtheile bald Sandstein, bald Granit, oder auch Thonschiefer, Kalkstein, oder Kiesel sind. Oberhalb der Bluffs liegt meistens wellenförmiges Land, jedoch auch mit hier und da sich erhebenden schroffen Hügelreihen und dazwischenliegenden mäßig großen Höhenflächen, und das Ganze ist hin und wieder mit tiefen Einschnitten durchzogen. Die gedachten Höhenflächen bilden meistens Prairien oder natürliche Wiesen, während das gegen die Bluffs hinlaufende Hügelland (upland) und der Bottom größtentheils von Natur mit Wald bedeckt ist.

Die an den meisten Stellen der hiesigen Waldungen vorherrschende Holzart ist die Eiche, in mehr als acht verschiedenen Arten. Außer

den Weiß-, Schwarz- und Rotheichen (quercus rubra) sind besonders noch zu bemerken: die Färbereiche (quercus tinctoria), wovon der Färbestoff „Quer-citron" zu uns gebracht wird; die spanische Eiche (quercus hispanica), die Pinnockeiche, deren Blätter den Lorbeerblättern gleichen, und die Kletteneiche (quercus macrocarpos, engl. bur-oak) mit den auffallend großen, stacheligen, einer Klette an Gestalt nicht unähnlichen Früchten. Sodann folgen die verschiedenen wilden Wallnußbäume, namentlich drei Arten von Hickorybäumen (juglans squamosa, juglans amara & juglans porcina), deren Blätter unsern Wallnußblättern vollkommen gleichen; die Nüsse aber ähneln, wenn die obere Schaale hinweggenommen ist, mehr kleinen Muskatnüssen; ihr Kern schmeckt sehr lieblich. Dann der weiße Wallnußbaum (juglans cathartica) und der schwarze Wallnußbaum (juglans nigra), dessen Holz vorzüglich zu Tischlerarbeiten, und dessen Rinde zum Färben benutzt wird, und der Peccannußbaum (juglans olivaeformis), dessen Nüsse die Wohlschmeckendsten sind. Die beiden vorhergehenden Sorten tragen runde Früchte, so groß wie ein kleiner Apfel, die aber zu ölig und also nicht wohl genießbar sind. Sodann giebt es mehrere Ahornarten, und unter ihnen den Zuckerahorn (acer saccharinum) und den Wasserahorn (acer rubrum), von welchem Letzteren sich auch Zucker gewinnen läßt, nur nicht so reichlich, wie vom Ersteren. Es giebt auch verschiedene Pappelarten, vorzüglich an den Ufern der Flüsse, wozu namentlich die mächtigen Platanen oder Sycamore (platanus occidentalis), deren man hier von 6—10 Fuß im Durchmesser sehen kann, die Cottonbäume (populus canadensis) und die gelbe Pappel, viele Ulmen, Eschen, Häckberry (celtis crassifolia, Lotusbaum), Papawbäume (anona triloba), deren Blüthe die Form einer schön-dunkelrothen Glocke hat, wilde Maulbeerbäume (morus rubra), vorzüglich im Bottom, und verschiedene Sumacharten, als Gerbersumach (rhus coriaria), Färbersumach (rhus cotinus), Copalsumach (rhus copalinum) und der Giftbaum (rhus radicans) gehören.

Ungemein schön erscheinen die hiesigen Wälder im Monat Mai, denn fast das ganze niedere Holz besteht da aus blühenden Bäumen und Sträuchern, welche die Luft mit Wohlgeruch erfüllen. Man erblickt da den Eisenholzbaum (carpinus ostrya), den Hundsholz- oder Cornelbaum (cornus florida), oft ganz mit weißen Blüthen bedeckt, den Judasbaum (cercis canadensis), dessen Blätter und Zweige oft ganz mit schönen, blaßrothen Blumen überdeckt sind, den Sperberbaum (engl. servicetree), den Sassafrasbaum, Gewürzholz (liquidambra styraciflua, engl. spice-wood), dessen Holz und Blüthen einen guten

Thee geben, Acacien, wilde Kirschen und Pflaumenbäume in Menge, auch Persimonenbäume. Dieser Letzteren giebt es stellenweis ziemlich Viele. Ihre Frucht gleicht einer gelben Pflaume, enthält aber keinen einzelnen Stein, sondern mehrere Nüsse, wie die Mispeln. Vor ihrer völligen Reife hat sie einen sehr herben Geschmack und wird deshalb gegen die Ruhr empfohlen; ist sie aber vollkommen reif, dann ist ihr Geschmack sehr lieblich.

Eine merkwürdige Frucht ist die des Papawbaums. Sie hat die Form einer kleinen Gurke von etwa 4 Zoll Länge und 1½ Zoll Dicke. Ihre anfangs grüne Haut wird, wenn sie reift, blaßgelb; in ihrer Mitte liegen mehrere ziemlich große Kerne, und das diese umgebende ebenfalls gelbliche Fleisch hat einen gleichsam übersüßen oder widerlichsüßen Geschmack. Von Kindern werden sie aufgesucht und gern gegessen, aber nur wenig Erwachsene können und mögen sie essen. Uebrigens hält man ausgewachsene Anonen- oder Papawbäume für sichere Merkmale eines guten Bodens.

Einer der schönsten, merkwürdigsten und auch nutzbarsten Bäume in den hiesigen, sowie in den Wäldern der Vereinigten Staaten und Canada's überhaupt ist der Zuckerahorn. Er wächst sehr schnell und erreicht eine Höhe von 40 bis 60 Fuß, bei einer Stärke von 2 bis 3 Fuß im Durchmesser. Im Frühjahre wird er mit schönen weißen Blüthen bedeckt, noch ehe ein Blatt zum Vorschein kommt, und dadurch unterscheidet er sich vom gemeinen Ahorn, welcher roth blüht. Sein Holz ist sehr schön und nutzbar und wird wegen seiner Empfänglichkeit für eine feine Politur sehr geschätzt und zu feinen Tischlerarbeiten benutzt. Aus seinem Safte wird ein guter Zucker bereitet. Man bohrt zu dem Ende 2 bis 3 Fuß über der Erde mehrere ½ Zoll weite Löcher ungefähr einen Zoll tief in den Stamm und steckt kleine Röhrchen von Hollunder oder Sumach hinein, durch welche dann der Saft in untergestellte Tröge rinnt. Die geeignete Zeit zu diesem Geschäft tritt meistens mit der Mitte Februars, bisweilen auch etwas später ein, je nachdem die Witterung günstig ist, d. h. wenn auf kalte Frostnächte ziemlich warme Tage folgen, was um diese Zeit hier sehr gewöhnlich ist. Durch solchen Wechsel geräth der Saft der Bäume in außerordentliche Bewegung, sodaß er aus den Röhrchen nicht etwa tropft, sondern oft recht eigentlich ausfließt. Dieß währt in der Regel 4 bis 6 Wochen, doch auch länger, je nachdem es die Witterung bedingt. Bisweilen erhält man von einem starken Stamme an einem Tage 20 Quart Saft.

Soll das Zuckermachen einigermaaßen bequem und die Mühe lohnend vor sich gehen, so muß im Walde eine geräumige Hütte auf-

gerichtet und darin eine Feuerstelle für mehrere Kessel angebracht werden. Meistens stehen die Zuckerbäume unter anderen Holzarten einzeln im Walde umher und dann ist das Geschäft schon ein nicht so gar leichtes. Sind auf diese Weise auch nur etwa 40—50 Bäume angebohrt, so muß der Saft in Fässern, die auf einen von Pferden gezogenen Schlitten gestellt sind, zur Kochstelle gebracht werden. Nun kann man aber, wie sich von selbst versteht, nicht immer an jeden Baum hinanfahren, und an Tagen oder Stunden, wo der Saft gut fließt, ist auch gar kein Zögern. Es müssen dann immer eine, oder zwei Personen die Tröge in tragbare Gefäße ausleeren und dem Schlitten zubringen und so haben, wenn es nur einigermaaßen gut von statten gehen soll, vier Personen vollauf Arbeit, und soll es stärker getrieben werden, so will das noch gar nicht zulangen.

Doch mancher Farmer besitzt auch ein Grundstück von vielleicht einigen Ackern, von welchem alles Unterholz sowie auch alle Bäume anderer Art zwischen den Zuckerbäumen hinweggeschafft wurden, sodaß wohl einige Hundert dieser Bäume auf einem solchen Platze beisammen stehen, den man dann einen „Sugar-camp“ (spr. schugg'r-kämmp — Zuckerfeld) nennt. Dann geht das Zuckermachen freilich besser, doch aber immer nicht so ganz leicht, wie Hr. Duden den Leuten weißmachen möchte. Hundert Quart Saft geben im Durchschnitt 5 Pfund Zucker und so viel rechnet man auch auf einen starken Baum durchschnittlich für ein Frühjahr, obschon auch Fälle vorgekommen sind, das ein einziger Baum bis zu 15 Pfund lieferte. Hieraus läßt sich schon abnehmen, was das Einkochen für eine Arbeit ist. Stehen alle angebohrten Bäume auf einem Platze und sind deren einige Hundert, so müssen wenigstens vier große Kessel im Gebrauche sein, wo denn immer nach und nach der Saft aus dem ersten Kessel in den Letzten gelangt, aus welchem er dann, wenn er dick genug ist, zum Erkalten ausgegossen wird. Der Zucker ist, wenn er beim Kochen sorgfältig in Acht genommen wurde, dem besten rohen Rohrzucker an Geschmack vorzuziehen und bedarf für den häuslichen Gebrauch keiner Raffination. Meistens wird das Einkochen von der Hausfrau besorgt; sie hat, wenn es auf die vorbeschriebene Weise geht, genug zu thun, um nur immer auf die Kessel, z. B. wegen des Ueberlaufens, gehörig Acht zu haben; eine andere Person muß ihr beim Ein- und Fortgießen des Saftes 2c. fortwährend behilflich sein, und die Feuerung will dabei auch äußerst genau in Acht genommen werden.

Daß es eine gute Partie Feuerholz erfordert, läßt sich wohl

denken, und auch nicht jedes Holz ist dazu passend. Bei dem öftern und schnellen Wechsel der Witterung und Temperatur geht auch das Zuckermachen nicht alle Tage gut: manchmal giebt es während einer ganzen Woche kaum einen Tag, wo es geht, wie es gehen soll. Nun berichtet aber Hr. Duden: „Das Brennholz ist, wie man sich vorstellen kann, leicht herbeigeschafft.“ Hierauf möchte ich ihm entgegnen: Wenn er sich vorstellte, daß dieß so gar leicht sei, so hätte er es nur einmal einen Tag selbst probiren sollen, dann würde er gewiß anderer Meinung geworden sein. Er sagt dann weiter: „Zwei Personen liefern, mit aller Bequemlichkeit, falls das Wetter günstig ist, in einer Woche 200 bis 300 Pfund, ohne an den gewöhnlichen Verrichtungen für die tägliche Nahrung gehindert zu werden.“ Ich aber sage mit voller Ueberzeugung: Wenn Lage und Einrichtung möglichst gut sind, so können vier Personen, bei möglichster Thätigkeit, in einem Monate, wenn sie alle andere Arbeit liegen lassen, höchstens 560 Pfund Zucker bereiten. Nun glaube meinetwegen ein Jeder, wem er glauben kann!

Wenn das Ahornzuckermachen wirklich ein so vortheilhaftes und dabei gar so zuckersüßes Geschäft wäre, wie Hr. Duden und seine Nachbeter es darstellen, so würde man sich doch wohl besser darauf verlegen, als es wirklich der Fall ist. Der in der Nähe seines Platzes liegende, Hrn. August Rexroth zugehörige Zuckercamp wird Hrn. Duden gut genug bekannt sein. Nun hat aber Hr. Rexroth sich in mehreren Jahren nicht mit dem Zuckermachen abgegeben, weil er ausdrücklich erklärte: es lohne damit der Mühe nicht. So wird sich Hr. Duden auch des schönen Zuckercamps auf Clay's Farm sehr wohl erinnern. Allein schon lange ist darauf kein Zucker gemacht worden, obgleich es in dieser Haushaltung gar nicht an den nöthigen Leuten fehlt, weil, wie Mistreß Clay oft sagte, der gekaufte Rohrzucker für sie weit wohlfeiler sei, als der selbstgemachte Ahornzucker. Das Bereiten des Ahornzuckers kann nur in den nördlichen Gegenden vortheilbringend sein, wo bloß Viehzucht getrieben wird, z. B. in Vermont oder in Canada, wo es um diese Zeit keine andere Arbeit giebt und also Leute genug dazu da sind, und außerdem nur in dem Falle, wenn Lage oder Umstände es ganz vorzüglich begünstigen. Jedoch ein guter Syrup, besonders aber ein vortrefflicher Essig, ist aus dem Ahornsafte weit leichter und vortheilbringender zu bereiten, als Zucker. Uebrigens ist die Gewinnung und Benutzung des Ahornsaftes keine Erfindung der Weißen, sondern Diese haben sie von den Indianern gelernt.

Man trifft in den hiesigen, sowie in allen Wäldern von Missouri

hin und wieder auf Stellen, die mit von wildem Wein und andern Windegewächsen durchflochtenen Haselstauden dicht bewachsen sind, und bisweilen alles Hindurchdringen unmöglich machen. Doch sind solche Plätze eben nicht sehr groß, und immer finden sich nur wenige große Bäume auf denselben. Man nimmt an, daß das hohe Holz auf denselben durch irgend einen Unfall zu Grunde gegangen ist, wie z. B. durch starke Fröste in der Blüthezeit, oder auch durch Waldbrände; denn auch da, wo jetzt Waldstrecken abbrennen, überzieht sich bald die Fläche mit dergleichen struppigem Buschwerk. Wilde Weinreben giebt es aber nicht nur in diesem Gesträuche, sondern auch im schönsten Hochwald in Menge. Man findet deren oft von 6—10 Zoll Dicke, die bisweilen gegen 100 Fuß hoch durch die Kronen der mächtigsten Bäume hinaufsteigen und diese gleichsam umflechten, oder auch mehrere nahe beisammenstehende, schlanke Bäume in der Höhe umschlingen und diese durch die Last ihres Laubwerks niederbeugen. Es giebt verschiedene Arten solcher Reben, und man trifft Stellen, wo alle Bäume damit umrankt oder überzogen sind. An Manchen sieht man nie Trauben; an Andern giebt es deren, die sich auch allenfalls essen lassen; die Meisten aber haben eine so widerliche, brennende Säure, daß man sie nicht einmal zu Essig benutzen mag.

Wie bekannt, ist die Jagd und Fischerei in den ganzen Vereinigten Staaten völlig frei, und auf allen Grundstücken, die nicht umzäunt sind, kann also Jeder nach Belieben jagen, wann und wie es ihm gut dünkt. Jedoch in einer Gegend, die nur einigermaaßen angebaut ist, giebt es bald nicht viel mehr zu jagen. Das Wild wird in der Brut- und sonst zu jeder Zeit erlegt, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, oder es wird wenigstens unablässig gestört und verscheucht, und so läßt sich bald wenig mehr davon sehen, ausgenommen, wenn es in der Nähe weit ausgedehnte Gebirgszüge giebt, die nicht so häufig durchstrichen werden. Die Jagd zum Vergnügen zu benutzen, davon weiß man in Amerika nichts. In cultivirten Gegenden jagt Jeder für sich allein; höchstens gehen dann und wann zwei Nachbarn mit einander. Man verläßt sich hier bloß auf's Ablauern oder Hinterschleichen. Die Amerikaner sind meistens gute Schützen; sie schießen auf Alles mit Büchsen, die sehr lange Röhre haben und von schwachem Kaliber sind. Einen Vogel im Fluge zu schießen sind Wenige im Stande, sie schießen am liebsten aufgelegt; dann entgeht ihnen aber auch gewiß nichts, was sie einmal auf's Korn nehmen.

Es giebt in dieser Gegend zwei Arten kleiner Hirsche. Sie sind

nicht viel größer, als in Sachsen die Rehe, aber im Herbste meistens sehr fett und ihr Fleisch wohlschmeckend. Nur werden sie nicht eben mehr häufig angetroffen. Da, wo es ihrer noch Viele giebt, nimmt der Jäger selten das ganze erlegte Stück mit, sondern er zieht auf der Stelle die Haut ab, nimmt diese und die Hinterschenkel mit sich, und das Uebrige läßt er liegen. Wilde Truthühner (turkeys, spr. Tor=kihs) giebt es noch ziemlich Viele, man trifft sie hier und da in Heer=den von 20—30 Stück. Diese sind meistens stärker, als ich sie bei uns unter den Zahmen je gesehen habe, und zu Anfange des Win=ters oft recht fett. Sie sind von 12 bis zu 25 Pfund schwer. Den eigentlichen Hasen giebt es hier nicht; was man Hasen nennt, sind eine Art graue, mittelmäßig große Kaninchen. Feldhühner giebt es hier und da in Menge, sie sind aber nicht größer als bei uns die Lerchen. Auch Fasanen und Schnepfen finden sich vor, und wilde Enten giebt es auf den kleinen Seen in den Niederungen in unzähl=baren Gruppen.

Von gefährlichen Raubthieren ist in dieser Landschaft nicht viel zu fürchten. Einzelne Bären haben sich vor kurzer Zeit in den an=liegenden, wenig besiedelten Gebirgsstrichen dann und wann noch sehen lassen; während meines Dortseins habe ich aber nichts davon gehört. Sie sind um vieles kleiner als die im östlichen Europa. Wölfe hört man zu mancher Zeit jeden Abend heulen. Sie haben ihre Lager in nicht leicht zugänglichen engen Felsen= und Bergschluchten, gehen aber des Nachts in ganzen Rudeln weit davon hinweg, in die angebauten Flächen hinaus, um Beute zu holen. Den Tag über läßt sich kei=ner leicht sehen, auch sind sie viel kleiner, als die polnischen Wölfe. Ist ein Rudel Wölfe im Anzuge, so machen die Hunde in der ganzen Umgegend ein furchtbares Geheul, denn der Hund ist, obgleich dessel=ben Geschlechts, dennoch ein erklärter Feind des Wolfs. Selten gehen die Wölfe an eine von Hunden bewachte Farm hinan, und sie kennen diese recht gut; aber unbewachte werden von ihnen bald besucht. So wenig sie sich im tiefen Walde vor den Hunden fürchten, so wenig mögen sie in der Nähe menschlicher Wohnungen etwas mit ihnen zu thun haben. Menschen sind vor ihnen ganz außer Gefahr, denn diese fallen sie, wie bekannt, nur dann an, wenn sie vom Hunger gepei=nigt werden, und dazu kommt es hier nicht. Sie finden zur Zeit noch immer viel Wild, und wenn ihnen das nicht zulangt, so fallen sie das herumlaufende Vieh der Farmer an. Den Schafen, zumal den Lämmern, streben sie am meisten nach, und um solche zu bekom=men, wagen sie auch etwas. Diese gehen freilich, wie Hr. Duden

sagt, „ohne Hirten umher," wie alles andere Vieh, aber nur während der Tageszeit; wenn der Abend kommt, sieht sich jeder achtsame Farmer nach seinen Schafen um und lockt sie in den Stall, oder wenigstens in eine Einzäunung, wo sie unter der Bewachung der Hunde stehen. Unterbleibt dieß einmal aus Trägheit oder Sorglosigkeit, so ist gewöhnlich am folgenden Abende die Mühe nicht mehr nöthig, denn seine Schafe sind „versorgt und aufgehoben." Können die Wölfe aber keine Schafe erlangen, so nehmen sie auch junge Schweine, oder Kälber; auch Saugfüllen wurden schon von ihnen angefallen und zerrissen.

Auch wildes Gefieder giebt es in den Wäldern dieser Landschaft in Menge. Von Raubvögeln sind besonders zu bemerken: der weißköpfige Adler, der Aasgeier (carrion-kite), der Mäusefalke (buzzard), mehrere Habichts (hawk)- Reiher und Kranichsarten, Raben und Krähen. Eine sich bemerkbar machende, in der Luft kreisende Menge dieser Thiere, besonders der Aasgeier, leiten den Farmer leicht zu der Stelle, wo ein ihm gehöriges Stück Vieh im Walde gestorben, oder verunglückt ist. Verschiedene Eulenarten, vor allen die Uhus, machen oft bei Nachtzeit ein Gekreisch, daß der ganze Wald davon widerhallt.

Wilde Tauben oder Wandertauben (Columba migratoria) kommen zu Zeiten, vornehmlich im October, in solchen ungeheuern Zügen, daß sie dicken Wetterwolken gleichen und die Luft verfinstern. Sie ziehen manchmal so dicht, daß ganze Gruppen die Flügel nicht mehr rühren können und einander aus der Luft herabdrängen. Große Felder werden, wo sie sich niederlassen, von ihnen bedeckt, und die Zweige der Waldbäume brechen unter ihrer Last. Zu Hunderten und Tausenden werden sie gefangen, ja nicht selten mit Knütteln niedergeschlagen.

Von allen Seiten her vernimmt man in den hiesigen Wäldern stets das Klopfen der vielerlei Arten Spechte. Es ertönt mitunter so stark, daß es klingt, wie das Pochen der Werkleute an dem Holzwerk eines in der Nähe aufgerichteten Gebäudes. Man sieht deren von unvergleichlich schönen Farben. Darunter ist eine Art von der Größe einer Taube, von dunkelbrauner Farbe, mit einer fast zwei Zoll hohen, purpurrothen Haube auf dem niedlichen Kopfe, welche einen Laut von sich giebt, der dem hellschallenden, durchdringenden Lachen eines Menschen gleich klingt. Ein Vogel dieser Art wird hier der Waldhahn (wood-cock) genannt. Auch hört man stets ringsum das Gekoller der wilden Truthähne, das Trommeln der Fasane und das Girren der Turteltauben. Diesen harmlosen Thieren strebt Niemand nach, daher halten sie sich vorzugsweise in der Nähe der menschlichen Wohnungen auf.

Den europäischen Kukuk vermißt man hier, dagegen hört man im Sommer jeden Abend das Rufen des Whipperwill (caprimulgus americanus), der zum Geschlecht der Nachtraben gehört. Er wird also genannt, weil sein Laut wie dieser Name ertönt. So lange es noch gefriert, wird man ihn nicht gewahr, auch nicht bei trübem Wetter, oder vor dem Aufgange der Sonne. Sein Erscheinen ist der sichere Vorbote des Sommers. Sowie die Dämmerung eintritt, läßt er sich hören und wiederholt unfern der Wohnungen bis gegen Mitternacht sein sonderbares Rufen. Nie läßt sich in der Nähe einer Farm mehr als ein solcher Vogel hören, aber auch selten wird sich eine Farm finden, wo es gar keinen gäbe. Wo irgend im Busch eine neue Ansiedelung entsteht, da wird sich auch in Kurzem ein Whipperwill einfinden. Auch Papageien trifft man hier an, wenn auch eben nicht häufig, und eine Art derselben (der psittacus carolinensis) überwintert auch hier.

An Singvögeln aber ist diese Landschaft, sowie überhaupt wohl das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten, sehr arm. Hr. Duden will dieß zwar bestreiten, indem er sagt: „Daß es in Nordamerika keine guten Singvögel gäbe, ist eine lächerliche Uebertreibung.“ Ich wüßte hierauf nichts Besseres zu erwiedern, als: das Gegentheil behaupten zu wollen, ist eine lächerliche Grille. Denn welches sind denn diese guten Singvögel? Die Nachtigall fehlt in Amerika ganz; die amerikanische Lerche ist der Europäischen wohl im Gefieder ähnlich, aber eine Singstimme hat sie nicht; es giebt hier wunderschöne Finkenarten und darunter eine Art, die ganz das Aussehen der Canarienvögel hat, allein sie scheinen völlig stumm zu sein. Einige schöne Drosselarten giebt es allerdings, und Hr. Duden führt vor allen die Purpurdrossel (turdus phoeniceus) an. Gewiß, das ist ein prächtiger Vogel, und seine Stimme ist angenehm, allein man trifft ihn hier nicht eben häufig an, und er und das Rothkehlchen sind wohl eigentlich die einzigen Singvögel, die man hier hören kann. Noch weniger häufig aber findet man hier den Spottvogel (turdus polyglottus), wennschon Hr. Duden solches behauptet, sondern vielmehr äußerst selten. Er scheint noch wärmeren Gegenden anzugehören, und läßt sich hier einmal Einer sehen, so muß man fast glauben, daß er sich verirrt hat; denn es kann hier Mancher fünf Jahre hindurch alle Tage im Walde sein und hat vielleicht doch nicht das Glück, einen Solchen zu hören. Die Amsel oder Schwarzdrossel fehlt auch gänzlich, die Wachtel ebenfalls. Sperlinge giebt es hier auch nicht und soll auch in ganz Amerika keine geben, und überall vermißt man auch die

zwieselnde Hausschwalbe, die in Deutschland Vielen ein so angenehmer Gast ist. Colibris finden sich hier allerdings, aber ebenfalls nicht häufig, denn auch sie leben vorzüglich in den wärmeren Gegenden Amerika's. Jedoch einige Arten derselben halten sich im Sommer in kälteren Landstrichen auf und ziehen erst gegen den Winter wieder in die wärmeren Gegenden zurück.

Wenn man in Deutschland von amerikanischen Urwäldern spricht oder hört, verbindet man gewöhnlich damit eine Vorstellung, die sich hernach für den, welchem es später verstattet ist, diese Urwälder selbst zu schauen und zu durchwandern, im Allgemeinen gar nicht bewährt. Man denkt sich diese Wälder undurchdringlich, d. h. mit ungeheuern Riesenbäumen, fast Stamm an Stamm stehend, angefüllt, und dem ist doch gar nicht so. Ja der Eingewanderte findet sich oft ganz sonderbar und nicht eben angenehm berührt, wenn er bemerken muß, daß in dem Lande der Urwälder ein kräftiger Baumwuchs in großen, weiten Strichen durchaus mangelt. Und das gilt von allen, auch von den westlichen Staaten, mit Ausnahme weniger Theile der Staaten Ohio, Indiana und Missouri; es gilt auch von dieser Landschaft. Gerade in solchen Waldstrecken, die guten Boden haben, und wo der Holzstand aller Erwartung nach gut und schön sein sollte, sieht man sich oft am ärgsten getäuscht. So sieht man bloß unter den Sycamoren der hiesigen Bottoms einige Riesenbäume; überhaupt genommen aber scheinen dem deutschen Auge an den meisten Stellen alle Bäume hundert Jahre nicht überlebt zu haben. Sie sind aber gewöhnlich nicht einmal so alt, denn wo der Boden einigermaaßen gut ist, wächst in Amerika das Holz weit schneller als in Deutschland. Schlank emporgeschossen sterben an vielen noch jungen Bäumen erst einzelne Aeste ab, und der Tod folgt dann nach wenigen Jahren. Eine Menge umgestürzter und halb oder ganz verwester Bäume liegen überall am Boden. Viele sind mit sämmtlichen Wurzeln aus der Erde herausgerissen, und wieder manche Andere hängen an einer Seite noch mit den Wurzeln fest und leben dergestalt fort, bis noch Andere, Danebenstehende ein gleiches Schicksal trifft und Diese auch über Jene, oft die Quere, hinwegstürzen, und eben dadurch, nicht durch den lebendigen Holzwuchs, werden die amerikanischen Wälder hier und da undurchdringlich gemacht. Ohne diese widerliche Erscheinung würden die hiesigen Wälder in der That schön sein, aber sie eben raubt ihnen ihr freundliches Ansehen; dem Wanderer in denselben schwebt allenthalben das Bild des Todes und der Verwesung vor, und ein widerlicher,

die Luft erfüllender Modergeruch umgiebt ihn oft. Für den, welcher bedenkt, daß die Meisten der daliegenden Stämme ganz unberührt bleiben, wodurch ein Anderer leicht verleitet werden kann, die Wirkungen eines halben Jahrhunderts bloß den letzten Jahren beizumessen, kann indeß diese Erscheinung so sehr viel besonders Auffallendes nicht haben. Daß hier so viele Bäume entwurzelt werden, daran mögen wohl die Lockerkeit des Bodens, die starken Windstöße im Winter beim Thauen und vornehmlich die heftigen Gewitterstürme die Hauptursache sein.

Daß aber in Waldstrecken, wo sonst durchgehends der schönste Holzwuchs wahrzunehmen ist, so viele junge Bäume schnell absterben, und daß so Viele, ja oft die Meisten, auch beim schlankesten Wuchse, doch nicht gesund sind, mag wohl verschiedene Ursachen haben. In manchen Strichen dieser Wälder waltet noch immer die Natur ungestört und unbeschränkt, und nur von Weitem her vernahmen sie den Schall der Holzaxt. Noch nie hat hier eine menschliche Hand den Samen zur Anlage eines Forstes gestreut, vielmehr erheben sich über den Trümmern der umgestürzten Stämme immer bald in üppigem Wuchse neue Pflanzengeschlechter, und immer auf's Neue wiederholt sich das wechselnde Spiel erzeugender und zerstörender Naturkräfte. Wer nur deutsche Wälder gesehen hat, dem muß hier nothwendig die bunte Vermischung so vieler Baumarten auffallen. Hier zeigt sich eine unübersehbare Mannichfaltigkeit in Stämmen, Blättern und Blüthen. Aber bei einer solchen Fülle von Leben und einem solchen Ringen nach Entwickelung vermag auch ein fruchtbarer Boden doch nicht die nöthige Nahrung in hinreichendem Maaße zuzuführen, daher stehen diese Gewächse in einem beständigen Kampfe der Selbsterhaltung unter einander. Selbst manche schon hoch aufgeschossene Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch stärkeren Nachbarn, stocken bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum und fallen so in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die sie einer schnellen Auflösung entgegenführen. So sieht man oft die schönsten Stämme, nach einigen Monaten eines abzehrenden Zustandes, von Ameisen und andern Insekten zernagt und vom Grunde bis an die Spitze von einer Art Fäulniß ergriffen, bis sie plötzlich unter krachendem Getöse zusammenstürzen.

An dem ungesunden und krüppelhaften Zustande des Baumwuchses, auf großen Strecken der hiesigen Wälder, tragen aber auch unstreitig die oft dagewesenen und noch vorkommenden Waldbrände einen großen Theil der Schuld. Schon von den Indianern wurden

die Wälder und Prairien, der Jagd wegen, in Brand gesetzt, um das Wild auf einem engen Raume zusammenzutreiben, und in den Districten, wo sie Herren des Bodens sind, geschieht es auch jetzt noch oft. Daher sind die Urwälder auch in Gegenden, die von den Weißen erst betreten werden, oft schon licht genug, und daß sie durch Feuer gelichtet wurden, beweisen die noch dastehenden, bald mehr, bald minder hohen, oder auch am Boden liegenden Ueberbleibsel der verbrannten Bäume auf großen Waldstrecken, deren Boden mit Hasel- und Brombeerstauden und Weinreben, womit sich, wie schon gesagt, die Brandstätten des Waldes bald zu überziehen pflegen, dicht bewachsen ist, die oft stellenweis wirklich undurchdringlich sind und mitunter auch den Raubthieren zu sichern Lagerstätten dienen. Allein, auch da, wo weiße Ansiedler sich niederlassen, entstehen bald Waldbrände. Das Feuer kann durch Zufall, durch Unvorsichtigkeit, oder auch durch den Blitz entstehen; oft wird es aber auch absichtlich angelegt. Es ist zwar durch das Gesetz bestimmt, daß Derjenige, der das auf seinem Lande stehende Holz in Brand setzt, Vorkehrungen zu treffen hat, daß das Feuer nicht über seine Grenzen hinausgreife, wenn es aber doch geschehe, allen angerichteten Schaden zu ersetzen habe. Indessen, es wird damit nicht so genau genommen. Wenn kein Nachbar darüber klagt, so bekümmert sich auch keine Obrigkeit darum, und jenes geschieht nicht leicht, weil sich den Umständen nach allenfalls Jeder dazu entschließt, das Gestrüpp auf seinem Lande anzuzünden, und dabei allemal gewärtig sein muß, daß das Feuer etwas weiter greift, als es gerade soll. Oft ist es aber auch allen Nachbarn recht, wenn es über eine ganze ausgedehnte Fläche hinweggeht. Hat Einer ein Stück Waldland übernommen, das ganz, oder stellenweis mit solch' undurchdringlichem Gebüsch überzogen ist, daß man, um ein fehlendes Stück Vieh aufzusuchen, gar nicht im Stande ist, hindurchzukommen, oder das Vieh auch selbst nicht hindurchzukommen vermag, oder wenn Raubthiere und allerlei Ungeziefer ihre Schlupfwinkel darin haben und auf diese Weise der ganze daliegende Grund nicht einmal als Weideplatz dienen kann, so ist das leichteste Mittel, um dieß Alles auf einmal zu beseitigen, das Gestrüpp in Brand zu stecken; nur muß es mit einiger Umsicht geschehen. Sind schon angebaute Farmen in der Nähe, so wäre es der größte Leichtsinn, wenn es Jemand im Herbste thun wollte, wenn der Mais noch im Felde steht, denn er müßte riskiren, es finge ein solches Maisfeld Feuer, und die ganze Ernte des Nachbars wäre unrettbar vernichtet. Gegen das Ende des Monats März ist, bei trockenem Wetter, die passendste Zeit dazu.

Als ich im Frühjahr 1841 in Gasconade-County oberhalb der Stadt Hermann wohnte, wo ich auch ein Stück Land besaß, erschien von der Mitte des Monats März an der Horizont alle Abende von fernen Waldbränden erleuchtet. Am 24. desselben Monats verbreitete sich ein düsterer Rauchnebel über die ganze Gegend, sodaß die Sonne nur bleich hindurchschien, und ein Brandgeruch erfüllte die Luft. Am Nachmittage vernahmen wir, daß etwa eine Stunde von uns, in einem Thale, das durch einen Höhenzug von dem unsrigen geschieden war, die ganze Waldfläche in Feuer stehe. Als der Abend eintrat, war der Himmel nach dieser Seite hin stark geröthet. Ich ging auf eine der nächsten Höhen, von wo aus ich in jenes Thal hinabsehen konnte. Hier sah ich, wie das Feuer auf mehreren Stellen auf dem Grunde hinlief, auch war hin und wieder ein dürrer, brennender Baum zu sehen; doch diese glimmten eigentlich nur, da es eben ein Wenig zu sprühen anfing. Ich ging mit dem Gedanken zu Hause, daß nun wohl der Brand von selbst aufhören werde. Am folgenden Morgen war die Luft ziemlich heiter. Das Feuer hatte sich, ungeachtet des schwachen Regens, doch erhalten, und gegen Mittag verfinsterte sich die Luft auf's Neue. Der Wind strich jetzt auf uns zu und trieb uns eine äußerst widerliche Wärme entgegen und düstere Rauchwolken über uns hinweg. Um 3 Uhr Nachmittags hatte das Feuer einen Weg durch eine Schlucht der Hügelreihe gefunden und verbreitete sich allmälig am westlichen Abhange hin.

Ich war jetzt neugierig, die Sache an Ort und Stelle zu sehen, machte mich also auf und stand nach wenig Minuten auf der Brandstelle. Der Wind hatte sich eben gewendet; er wehte ganz schwach aus Norden und trieb das Feuer allmälig nach dem Missouri zu, und so war es mir gestattet, Alles recht bequem besehen zu können. Das Feuer pflanzte sich bloß durch das dürre Laub und zwar jetzt ganz langsam fort; einen kleinen, sich durch das Thal herein schlängelnden Bach überschritt es nicht. Nur stehende, abgestorbene Bäume brennen an, grüne aber niemals. Anders mag es wohl sein, wenn Nadelholzwaldungen brennen, deren es in diesen Gegenden keine giebt; da mag es allerdings ein furchtbares Schauspiel sein. In Laubholzwaldungen ist es aber so schwer nicht, dem Feuer Einhalt zu thun, wenn man es sonst will. Ich hatte es mir weit schlimmer vorgestellt. Während der Nacht war das Feuer, da es ein wenig geregnet hatte, völlig verlöscht.

Auch mein Schwager Wilhelm Gäbler hatte sich die Brandstelle besehen; die reine Wirthschaft, welche das Feuer gemacht hatte, hatte ihm gefallen, und er nahm sich vor, es damit sogleich auf seinem Lande

zu versuchen. Wir hatten nun anhaltend trockenes Wetter, und das auf dem Lande stehende dürre Gras, sowie das daliegende Laub war zum Zerreiben trocken. Nach ein paar Tagen legte Gäbler in den Mittagsstunden, bei sanftem Luftzuge, in einer Ecke seines Landes Feuer an, das auch in weniger als einer Stunde über die eine Hälfte desselben hinweglief. Als es der Einzäunung seines Nachbars nahe kam, wehrten wir es dadurch ab, daß wir mit Rechen das dürre Laub und Gras immer von der Fence ab dem Feuer entgegen schafften, und wir hatten keine Noth, es aufzuhalten. Die etwas starken Ruthen des Buschwerks standen nach dem Brande zwar noch, aber das dichte Hasel- und Brombeergesträuch mit dem dazwischen stehenden, ellenhohen, dürren Grase war rein abgebrannt, und der Platz war wie abgekehrt. Mir gefiel das auch; ich hatte auf meinem Lande dergleichen Gestrüppe ebenfalls mehr als mannshoch stehen, und so dicht, daß weder Menschen noch Vieh hindurchkommen konnten; ich beschloß also, das Schauspiel ohne Zögern zu wiederholen. Am folgenden Tage gegen Mittag, bei äußerst gelindem Luftzuge, warf ich den Feuerbrand hin. Kaum aber war das Feuer etwas zu Kräften, als der Wind sich stark erhob, und nun die Feuerwogen wie Meereswellen über die zwischen zwei, einige hundert Schritte mehr nördlich sich vereinigenden Bächen, halbinselartig liegende Fläche hinrollten, in welcher Gabel sie das ihnen bestimmte Ziel fanden. Alle noch stehende abgestorbene Bäume, deren eine ziemliche Menge, und die jetzt vollkommen trocken waren, brannten sammt und sonders wie Kerzen, und Manche davon nach mehrern Tagen noch, bis die Meisten nach und nach krachend zusammenstürzten.

Aber bald sollten wir ein solches Schauspiel noch einmal in voller Glorie sehen. Gleich in den folgenden Tagen — in den ersten des Monats April — brannte der Busch — wie man hier gewöhnlich zu sagen pflegt — hinter den unser Thal gegen Süden einschließenden Bergen. Eben als der Abend eintrat, brach das Feuer bei starkem Winde in vielen einzelnen Zügen durch die Schluchten hervor, und an einzelnen Stellen aufflackernd, zeigte es sich auch hin und wieder auf den Gipfeln der Berge. Schon in den Nachmittagsstunden hatten wir ein sonderbares Geheul in der Luft vernommen, dieß wurde jetzt immer stärker und schauerlicher. Das seit langer Zeit von den Höhen in die Schluchten herabgestürzte, hin und wieder klafterhoch über einander aufgeschichtete Holz kam nach und nach Alles in Brand, und alle diese Schluchten glichen wallenden Feuerströmen. In vielen einzelnen Zügen stiegen die Feuerzungen in raschem Laufe an den Bergen hinauf, und anderwärts stürzten sie sich noch schneller von denselben

herab. Wo das Flammenmeer etwas wich, da gewährten die vielen dürren Bäume von 100 Fuß und mehr Höhe, welche überall zwischen dem grünen Holze vom Fuß bis in die höchsten Spitzen brannten, einen sonderbar-herrlichen Anblick. Gegen 11 Uhr war die Wuth des fessellosen Elements am ärgsten. Starke Feuerklumpen schienen die Bergesgipfel zu umrollen — Millionen Funken und brennende Massen wirbelten zwischen dicken Rauchwolken in die Lüfte empor. Die Atmosphäre war gleichsam glühend, das Luftgeheul war grausenvoll, und in dasselbe mischte sich das Knackern und Prasseln der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Bäume und der von der Hitze springenden Felsenstücke, und das Wiehern, Brüllen, Heulen, Blöken und Grunzen der angstvoll fliehenden wilden und zahmen Thiere — kurz, es war in der That ein fürchterlich-schönes Schauspiel!

Das Feuer brannte die ganze Nacht fort, bis auf dieser Seite Alles, was ihm bis an die vorigen Brandstätten im Wege stand, ergriffen war. Gegen Morgen, wenn der starke Thau einfällt, pflegt sich seine Kraft allemal sehr zu mindern, und das war auch jetzt der Fall. Am folgenden Tage verlöschte es auf dem Grunde fast ganz. Nur das haufenweise in den Schluchten liegende Holz brannte noch, und stehend glimmende Bäume konnte man nach acht Tagen noch sehen.

Nimmt ein Waldbrand eine Richtung, die er nicht nehmen, oder dehnt er sich mehr aus, als er soll, sodaß die Einzäunungen und Wohnungen von ganzen Niederlassungen dabei gefährdet werden und man es also für nothwendig erachtet, demselben Einhalt zu thun, so müssen alle in der Nachbarschaft Wohnenden sich zum Widerstande vereinigen. Es wird eine Linie angenommen, die ihm zur Grenze dienen soll, und dazu wird, wo es sein kann, ein Weg benutzt. Dieser Linie nach wird ein etwa 4 Fuß breiter Raum mit Gabeln, Rechen und Besen sorgfältig gereinigt. Man schafft alles daliegende Laub, dürre Gras und Gehölze nach der Brandseite zu, zündet es an und schiebt es dabei mit Rechen (Harken), Bretstücken und dergleichen immer vorwärts gegen das Feuer hin. Auf abgestorbene Bäume, die der gewählten Linie nahestehen und brennend über dieselbe hinüberstürzen könnten, wird dabei sorgsam Rücksicht genommen; hat man noch Zeit genug, so werden sie abgehauen und wo möglich nach der Brandseite zugeworfen. Kann das aber nicht mehr geschehen, weil das Feuer zu nahe kommt, und werden sie davon ergriffen, so müssen sie achtsam bewacht werden, damit durch ihren theilweisen oder gänzlichen Sturz das Feuer nicht weiter verbreitet werde. Zur Anwendung dieses Mittels wählt man natürlich die günstigste Zeit,

nämlich die Stunden nach Mitternacht, wo der auffallend starke Thau die Flamme mindert, und so hat es fast immer guten Erfolg.

Uebrigens schaden diese Brände den Waldungen ungemein, denn der junge Anwuchs wird durch sie theils vernichtet, theils in krankhaften Zustand versetzt. Keinesweges verliert aber die Viehweide dadurch, wie Hr. Duden meint; im Gegentheil ist es gewiß einer der Mitbeweggründe zu dem häufigen Inbrandsetzen der Wälder, daß man dadurch die Weide verbessern will, und eine solche, durch Feuer gelichtete Fläche erscheint auch allerdings in kurzer Zeit mit dem üppigsten Graswuchs überzogen, welchen das weidende Vieh jedem Anderen vorzieht. Aber alle darauf stehenden jungen Bäume leiden dadurch Schaden, und wenn sie auch durch die Wirkung des guten Bodens schlank emportreiben, haben sie doch meistens den Tod schon in sich. Wenn von solchen jungen Stämmen nach mehreren Jahren ein Dutzend umgehauen werden, so zeigt sich oft, daß kaum Ein völlig Gesunder darunter ist, und eben dieß mag wohl eine der hauptsächlichsten Ursachen sein, wodurch die amerikanischen Wälder in den Zustand versetzt worden, in welchem sie gegenwärtig meistens erscheinen. Eichen von solcher Stärke und dabei so kräftigem und gesundem Zustande, wie es deren in den Waldungen um die Stadt Leipzig so Manche giebt, und überhaupt so wohlbestandenen Laubholzwald, wie man da sieht, habe ich auf meinen vielen Wanderungen in den amerikanischen Urwäldern nicht angetroffen, und solcher möchte dort auch wohl nicht leicht anzutreffen sein.

Bemerkt muß hier noch werden, daß, wenn sich ein solcher Brand über eine weite Strecke verbreitet, alle Waldvögel und zumal die zarteren Gattungen, dadurch aus der nächsten Umgegend ganz verscheucht werden und ein solcher Strich oft für eine ziemliche Zeit von wildem Gefieder entblößt bleibt. Geräth im Herbste bei trockenem Wetter eine Prairie in Brand, wo oft das dürre Gras ellenhoch dasteht, so verbreitet sich, wie sich leicht denken läßt, zumal bei starkem Winde, das Feuer äußerst schnell. In wenigen Minuten erscheint eine große Fläche gleichsam als ein mit Feuerwogen bedeckter See, nnd da sich in diesen natürlichen Wiesen das weidende Vieh oft stark ansammelt, wie z. B. in den Prairieen von Illinois, so erblickt man bei einem solchen nicht seltenen Brande Heerden von mehreren hundert Stücken Rindvieh und Pferden und darunter Hirsche, Wölfe, Waschbären, Füchse ꝛc., Alle, ohne an Feindschaft zu denken, in gemeinschaftlicher verzweifelnder Flucht vor den mit grausigem Geheul hinter ihnen herrollenden Feuerballen. Jedoch ist ein solcher Brand

schnell vorüber, weil kein Stoff vorhanden ist, der ihm Dauer verleihen kann. Anders ist es in den Waldungen. Hier wird das Feuer durch das daliegende Laub verbreitet, das zwar auch schnell wegbrennt, aber doch dazu dient, das Feuer zu den bereits niedergestürzten, oder noch stehenden abgestorbenen Bäumen hinzuleiten, die ihm dann Nahrung genug für mehrere Tage liefern. Uebrigens gewähren solche im Herbste abgebrannte Grasflächen für das folgende Jahr die herrlichsten Weideplätze.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung wieder in unsern Femme-Osagedistrikt zurück. Manche Striche dieser Landschaft haben einen sehr fruchtbaren Boden, vornehmlich im Bottom, oder dem Flußthal des Missouri; aber es giebt hier auch große Strecken mit dem dürftigsten, unfruchtbarsten Boden, den man nur irgendwo antreffen kann. Hr. Duden sagt hierüber in seinem Berichte: „Ich muß Ihnen nachdrücklich bemerken, daß die Bedeutung der Worte „„fruchtbarer Boden“ “ in diesen Gegenden von der in Deutschland sehr verschieden ist. Guter Boden, oder Boden erster Ordnung bedarf im ersten Jahrhundert des Düngers gar nicht und ist in den ersten Decennien selbst für Weizen zu fett. Hierher gehören die Thalebenen, besonders die des Missouri. Mittler Boden, oder Boden zweiter Ordnung ist immerhin der Art, daß in den ersten 12 bis 20 Jahren der Dünger den Ertrag der Ernte nicht zu steigern vermag. Weil hierher die den großen Flüssen zunächst gelegenen Hügel gehören, so hängt die Dauer des natürlichen Düngers sehr ab von dem Grade der Abschüssigkeit und dem Abspülen durch Regengüsse. Der dürftigste Boden ist in den näher bei den Savannen befindlichen Wäldern. Die Savannen selbst aber sind wieder größtentheils so fruchtbar, als die Hügel an den Thalebenen. Nirgends sieht man Steine, außer in den Einschnitten der Gewässer und an einzelnen Bergkuppen. Nichts ist verkehrter, als die Wiesen dürre Steppen, oder gar Sandwüsten zu nennen. Es sind alle Hochlandsavannen. Allein die schwarze Dammerde ist an den meisten Stellen gegen 1½ bis 2½ Fuß hoch und unter ihr ist eine gute Mischung von Thon, Kalk und Sand.“ Nun fühle ich mich aber gedrungen, hier eine Hrn. Duden recht geläufig gewordene Phrase, und zwar, wie ich glaube, recht passend, anzuwenden, indem ich sage: „nichts kann verkehrter sein“, als die Darstellung Hrn. Dudens.

Die zu dieser Landschaft gehörige Strecke vom Flußthale des Missouri hat allerdings meistens sehr guten Boden, doch ist er keines-

wegs an allen Stellen gleich. Die Farm William Hâncock's, welche Hr. Duden später zum Beweise seiner Behauptungen namentlich anführt, kenne ich recht gut und gebe zu, daß sie das beste Bottomland dieser Gegend enthält. Ob aber Hâncock's Felder in den ersten 20 Jahren ihres Anbaues jedes Jahr die reichste Ernte geliefert haben, weiß ich freilich nicht, glaube es aber auch nicht, sondern nach dem, was ich in hiesiger Gegend und namentlich auch an Hâncock's Grundstücken wahrgenommen habe, wage ich mit Recht, daran zu zweifeln. Das Bottomland ist am besten zu Mais und Tabak geeignet, obschon von Letzterem der im Bottom Erzeugte dem auf Höhenlande Gewonnenen an Qualität allemal nachsteht. Auch der Mais geräth im Bottom keineswegs alle Jahre gut. Ist der Monat Mai, oder auch nur dessen erste Hälfte etwas naß, was hier nicht selten der Fall ist, dann gleicht oft, und zwar gerade in den fettesten Strichen, das Bottomland einer Theermasse und ist stellenweis gar nicht zu betreten. Oft kann man dann den Mais erst in den letzten Tagen des Monats Mai, auch wohl erst in den ersten Wochen des Juni pflanzen, sodaß er zu Anfange des Juli noch sehr klein ist. Tritt nun plötzlich bei großer Hitze trocknes Wetter ein, wie es auch oft vorkommt, so kann dann das Bottomland mit nichts besser verglichen werden, als mit dem trocknen Schlamme eines wasserlosen Teiches; es ist nicht in Ordnung zu bringen und liefert in diesem Falle in der Regel eine weit spärlichere Ernte, als das Höhenland. Zu Weizenlande ist es gar nicht wohl geeignet, ebenso wenig in den ersten Decennien, als wenn deren Zehn vorüber sind. Fällt zur Zeit, wenn der Weizen im Aufschossen ist, einigermaaßen nasses Wetter ein, so wird er sich meistens lagern, wenn er auch nicht eben sonderlich fett ist, wie das in manchen sehr niedrig liegenden Landstrichen mit dem Weizen sein eigenthümliches Bewenden hat, in Deutschland wie in Amerika, und wie das den meisten Landwirthen sehr wohl bekannt sein wird. Daß sich der Weizen auch im Bottomlande, welches durch mehrjährigen Tabaks- und Maisbau total ausgesaugt wurde, leichter aufrecht erhält, hat allerdings seine Richtigkeit; allein ich habe in dergleichen Bottomlande auch manchmal Weizen gesehen, der elender war, als man ihn in den ärmlichsten Fluren Deutschlands jemals sehen kann. Daß aber auch sogar das hiesige Bottomland den Dünger recht gut vertragen kann, davon kann sich täglich Jeder überzeugen, der die Augen nicht geflissentlich zudrückt. Es kommt oft vor, daß ein Farmer seine Fensen verlegt und einen Platz, auf welchem sich zur Melk- und Fütterungszeit das Vieh sammelte

und oft während der Nacht lagerte, seinem Ackerland einverleibt und in Cultur setzt. Auf einer solchen Stelle gewinnt aber doch der Mais noch ein ganz anderes Ansehen, als anderwärts, und man sieht da recht augenfällig, daß das Land den Dünger nicht nur verträgt, sondern daß dieser auch, trotzdem daß Hr. Duden das Gegentheil behauptet, wirklich den Ertrag der Ernte zu steigern vermag, wennschon der Mais auch hier noch keine 20 Fuß hoch wird, wie ihn Hr. Duden vermuthlich in den „Träumereien" sah, in welche ihn „das ganze Leben der Bewohner dieser Gegenden versetzte." Ich für meinen Theil habe ihn in dem besten Boden weder hier noch in dem berühmten „American Bottom" jemals höher, als höchstens 10—12 Fuß gesehen, und ich denke, das ist auch schon alles Preises werth.

Hr. Duden erwähnt auch des Umstandes, daß man hier, wie er sagt, die Bohnen in die Maisfelder zu säen pflege, woselbst die Maisstengel ihnen zur Stütze dienten, und sagt dabei ferner: „Dort pflanzt man auch die Kürbisse, Salat und mehreres Andere. Alles dieses gedeiht auf den fetten Boden gleichzeitig, ohne die geringste Düngung, nach 20 Jahren ebenso gut, als in den ersten Jahren." Hierauf muß ich erwiedern: Nur Wenige stecken Bohnen in die Maisfelder, denn fast Alle haben sich sattsam überzeugt, daß, wenn sie es thun, die dazwischen stehenden Maisstengel auch zu weiter gar nichts dienen, als die Bohnenstangen zu vertreten; überhaupt thun es nur Solche, die zu faul sind, einige Bohnenstangen im Busche abzuschneiden. Wird es mit dem Pflanzen der Kürbisse zwischen den Mais übertrieben, dann ist es ebenso: dieser leidet darunter gewaltig. Kurz hernach aber sagt Hr. Duden: „Jedoch verlangen einige Küchengewächse thierischen Dünger." Hier möchte ich wohl fragen: Welche sind die? zumal da er gleich hernach weiter sagt: „Gurken und Melonen giebts jedes Jahr in Menge, versteht sich ohne alle Pflege" — denn was zieht man denn hier außerdem noch für Küchengewächse? — Kurz, alles Dieses reime meinetwegen ein Anderer zusammen — ich bin es nicht im Stande, finde es auch gar nicht der Mühe werth, mich hierbei weiter aufzuhalten. Und was die mitten zwischen diesen Kram hinein geworfene Phrase Hrn. Dudens betrifft: „Ich betheuere, daß hierin nichts Uebertriebenes liegt, und daß ich mich von der Wahrheit vielfältig überzeugt habe" — so muß ich gestehen, daß mir dabei etwas sonderbar zu Muthe wird, indem man bei mir zu Lande zu sagen pflegt: Wenn ein Mann das, was er sagt, zu hoch betheuert, da ist manchmal nicht viel dahinter! Drum will ich mich hüten, in gleichen Fehler zu verfallen, und begnüge mich also, hierauf zu er-

wiedern: Ich versichere, daß in diesen Behauptungen Hrn. Dudens recht viel Uebertriebenes liegt, und daß ich hiervon recht vollkommen überzeugt bin. Nun mag man glauben, wem man glauben kann!

Wie ich schon weiter oben bemerkt habe, ist der Boden im hiesigen Missourithale keinesweges überall gleich. Es giebt große Strecken — und so giebt es deren namentlich auf dem Lande der Herren Künzel — wo bei einer nicht sonderlich starken Ueberdecke von fruchtbarem Boden die Unterlage aus tiefen Schichten angeschwemmten Sandes besteht, und ein solcher Boden ist eben nicht sonderlich zu preisen; denn bei anhaltendem trocknen Wetter leiden gerade hier alle Früchte am ersten, und zwar oft schon dann, wenn sie auf dem nahen Hügellande noch in üppiger Fülle stehen.

Das Hügelland, zunächst hinter den Bluffs, hat größtentheils guten Boden, der sich auch zu Getreide= und namentlich Weizen= und Gerstenbau viel besser eignet, als der des Flußthals. Er besteht aus einem lockeren, schwärzlichen, mehr oder minder dunkeln Lehm, der an vielen Stellen sich in bedeutender Tiefe gleichbleibt. Hier kommt es nun aber oft und leicht vor, daß die ungemein starken Regengüsse, wie sie in den Sommermonaten in diesem Lande nicht selten sind, den vom Holz entblößten lockeren Grund äußerst schnell abspülen, und da man hier nicht daran denkt, sowie z. B. im Herzogthum Altenburg, durch zweckmäßige Vorkehrungen die vom Acker heruntergeführte fruchtbare Erde aufzufangen und zu passender Zeit wieder auf die abgespülten Plätze zu schaffen, so entstehen bald hier und da Stellen, die gar nicht mehr des Anbaues werth sind. So macht sich auch hin und wieder in den neuen Feldern das abfließende Wasser zuerst eine kleine Rinne, und nach wenigen starken Regengüssen im Sommer erblickt man da oft einen Einschnitt, über welchen Menschen und Thiere schwerlich hinwegzukommen vermögen. Ein paar Jahre gerathen in diesem Boden, auch ohne Düngung, die Früchte ziemlich gut, jedoch ist das, was ich schon vom Bottomlande sagte, hier vorzüglich anwendbar: er verträgt selbst schon im ersten Jahre den Dünger, und die Thatsache, daß man hier in der Regel nicht düngt, beweist keinesweges, daß das Land keines Düngers bedürfe, sondern sie beweist bloß, daß, überhaupt genommen, die Landwirthschaft hier noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Uebrigens aber sind der Ursachen zum Unterbleiben des Düngens so Manche vorhanden, die sich wohl aus dem Folgenden meistens von selbst ergeben werden.

Die noch mehr vom Missourithale zurück und am höchsten gelegenen Striche dieser Landschaft haben, überhaupt genommen, einen

sehr dürftigen Boden; nur wenige Plätze machen hiervon eine Ausnahme. Es giebt hier mehrere, jedoch nicht eben große Prairien, (die Benennung „Savannen" ist hier gar nicht üblich) allein ihr Boden ist im Allgemeinen nicht als ein fruchtbarer bekannt. Von „schwarzer Dammerde" ist nur an wenigen Stellen etwas wahrzunehmen. Meistens besteht die oberste Lage aus einem weißlichen, zähen Lehm, der hin und wieder ganz in Thon übergeht, oder es macht dieser schon in geringer Tiefe eine vom Wasser undurchdringliche Unterlage. Die zunächst an diesen Prairien liegenden Waldungen haben, im Ganzen genommen, denselben Boden; hier und da zeigen sich an den Bergkuppen nackte Felsenmassen und an den Abhängen stellenweis Sandboden, bald rein, bald mit vielen Kieseln untermischt, oder Kies und Thon in Vermischung, und etwas weiter abwärts sieht man stellenweis bloßliegenden Thon. Ueber ausgedehnte Strecken hin besteht aber der Boden aus einem fahlen, oder gelb und weißscheckigen, bröcklichen Lehm, den viele Deutsche mit der Benennung „tauber Lehm" zu bezeichnen pflegen, und von dessen Fruchtbarkeit sich freilich nicht viel rühmen läßt. Auf großen Strecken der hier liegenden Wälder erblickt man keinen einzigen schönen Baum; vielmehr sind sie mit einem äußerst spärlichen, ja hin und wieder wahrhaft kümmerlichen und krüppelhaften Holzwuchse bedeckt, und stellenweis nur mit dem elendesten Gestrüpp überzogen. Und Proben von allen diesen Herrlichkeiten kann man schauen, ohne daß man sich drei englische Meilen von „Dudens Elysium" zu entfernen braucht.

Die Hauptkernfrucht des westlichen Nordamerika, besonders aber der neuangebauten Länder und namentlich auch dieser Landschaft, sowie ein Hauptgegenstand der Landwirthschaft in Amerika überhaupt ist der Mais. Wo diese Frucht in Europa gebaut wird, nennt man sie hier und da türkischen Weizen; in den Rheinländern, sowie von den Deutschen in Nordamerika, wird sie Welschkorn, von den Englischamerikanern Indianerkorn, von den Indianern aber Pogatur genannt. Es giebt verschiedene Arten derselben. Als Nordamerika von den Europäern entdeckt ward, wurde der Mais von den Ureinwohnern schon fast auf dieselbe Weise angebaut, wie es noch jetzt geschieht. W. B. Stevenson, einer der zuverlässigsten älteren Berichterstatter über Amerika, sagt hierüber: „Mais wird viel gebaut, und eine beträchtliche Quantität davon wird von den ärmeren Einwohnern als Nahrungsmittel verbraucht, ungleich mehr aber zur Mastung der Schweine angewendet, welche dadurch viel fetter werden, als durch

jedes andere Mästungsmittel. Der Mais scheint bereits vor der Ankunft der Spanier unter den Ureinwohnern sehr im Gebrauche gewesen zu sein, denn beim Oeffnen von Indianergräbern fand ich oft große Quantitäten Mais in denselben. Auf einer Plantage, ungefähr 100 Meilen von Lima, ward erst in neuester Zeit ein großer Vorrath von Mais in einer Art von unterirdischem Gewölbe gefunden, das aus an der Sonne gedörrten Mauersteinen erbaut war. Dieses war offenbar eine Art von öffentlichem Magazin, welches, wie Einige muthmaßen, von Huaina Capac vor seinem Kriegszuge gegen Chimu, einen König jener Länder, um das Jahr 1420 angelegt ward. Das Korn war vollkommen gut erhalten, obgleich es, der gedachten Annahme zufolge, an 400 Jahre unter der Erde gelegen hatte. Diese Erhaltung verdankt es wahrscheinlich dem Umstande, daß es über 4 Fuß tief unter einer Reihe von Sandhügeln vergraben war und keine Feuchtigkeit in die Cisterne gelangen konnte, da sie 700 Fuß über der Meeresfläche und 600 Fuß über der des nächsten Stroms erhaben lag. Ich säete Einiges davon, allein es keimte nicht; indeß seine nährenden Eigenschaften waren nicht verloren gegangen, und die Landwirthe, und überhaupt die Bewohner der Umgegend, zogen vielen Vortheil von dieser Entdeckung.“ Ferner sagt er an einer anderen Stelle: „Einige Schriftsteller haben behauptet, daß der Mais, der allerdings auch in Asien einheimisch ist, erst durch die Spanier nach ihren Colonieen in Amerika gebracht worden sei. Dieß ist so offenbar falsch, daß es keine Widerlegung verdient. Hätten die Uramerikaner keinen Mais, keine Bohnen und noch so manche andere Pflanzenarten, die erst von den Europäern eingeführt worden sein sollen, gehabt und gebaut, so würde sich schlechterdings nicht erklären lassen, wovon die so zahlreiche Bevölkerung von Uramerikanern sich genährt und warum sie so bedeutende Arbeiten für die Cultur des Bodens und seine Bewässerung unternommen haben sollten. Ebenso falsch ist die Annahme, daß der Mais die einzige Getreideart gewesen sei, die man vor der Eroberung durch die Europäer in Amerika hatte. In Chile hat es, nach Molina, schon vor dieser Epoche eine Art Roggen und auch eine Art Gerste gegeben, sowie ich die Guipua und Bohnen häufig in den alten Gräbern in Peru in rothen, irdenen Gefäßen aufbewahrt gefunden habe.“

Ueber den Gebrauch und Nutzen des Mais sagt Stevenson: „Unter den Ureinwohnern und auch den ärmern weißen Bewohnern der Küstenländer vertritt er die Stelle des Brodes; er wird zu diesem Zwecke bloß in Wasser gekocht und heißt dann Mote. Auch Pudding

(Klöse) wird aus Mais gemacht. Man sucht zu dem Ende zuvörderst die Körner von den Schaalen zu befreien, indem man sie mit einer Partie Holzasche in kochendem Wasser aufquellen läßt und dann in kaltem Wasser abspült, wodurch sich die Schaalen ablösen. Die Körner werden hierauf nochmals gekocht und dann auf einem Steine, der in der Mitte eine Vertiefung hat, mit einer hölzernen Keule zu einem Teige zusammengequetscht. Man thut nun Salz und eine gute Partie spanischen Pfeffer, sowie etwas zerschnittenen Speck dazu, zertheilt ihn in kleine Stücke, wickelt diese in Pisangblätter und läßt sie eine Stunde kochen. Diese Art Pudding wird Tamal genannt, ein Wort aus der Sprache der alten Peruaner, welches vermuthen läßt, daß auch ihnen diese Speise schon bekannt war. Ueberhaupt liefert der Mais für die Tafel der Peruaner die mannichfaltigsten Gerichte Schon die grünen Körner geben eine wohlschmeckende Speise; man zerquetscht sie, thut Zucker und Gewürz dazu und kocht oder bäckt dann dieses Gemisch."

„Außerdem wird auch aus Mais ein beliebtes geistiges Getränk, die Chicha, bereitet. Man weicht zuvörderst die Körner ein und läßt sie keimen; dieses Malz wird dann mit Wasser gekocht und die Masse der Gährung überlassen, ohne weiter etwas zuzusetzen. In einigen peruanischen Landschaften sind die Eingebornen der Meinung, die Gährung könne nicht vor sich gehen, wenn die Malzkörner nicht vorher gekaut wären. Deshalb versammeln sich, wenn Chicha gemacht werden soll, eine Menge alter Männer und Weiber aus der Nachbarschaft, um das Geschäft des Kauens zu verrichten. Sobald eine hinlängliche Quantität gekaut ist, wird es in kleinen Klumpen, soviel nämlich Jeder auf einmal im Munde hatte, zum Trocknen hingestellt und dann wieder mit einiger frischgemachten Chicha, wenn diese noch warm ist, vermischt. Der Bodensatz in den Flaschen, worin die Masse gegohren hat, wird zum Säuern des aus Mais oder Weizenmehl zu bereitenden Brodes angewendet. Auch die Chicha war den alten Peruanern schon vor der Ankunft der Spanier bekannt. Bei ihnen wurde den Verstorbenen außer andern Dingen auch eine Flasche mit Chicha mit in's Grab gegeben, und ich hatte mehrmals Gelegenheit, dergleichen aus solchen Flaschen zu trinken, welche man in uralten Grüften gefunden hatte, und die also an 300 Jahre alt sein mußte und noch im besten Zustande war. Sowohl die Peruaner wie die Mexicaner bereiten aus den grünen Maisstengeln Zucker und verkaufen denselben. Schon Cortez spricht in einem Schreiben an Kaiser Karl V. davon. Oft sah ich in Quito die Uramerikaner an solchen Mais-

stengeln saugen, wie die Neger es am Zuckerrohr thun. So wichtig und nützlich ist der Mais für Amerika!"

Und für die jetzige Bevölkerung von Nordamerika ist der Maisbau nicht minder wichtig. Mit der Hälfte Weizen- oder auch Roggenmehl vermengt giebt das Maismehl ein recht gutes Brod, wenn nämlich zu dessen Bereitung Sauerteig oder ein anderer Gährungsstoff angewendet und es gut ausgebacken wird. Der Mais wird aber nicht so fein gemahlen wie der Weizen, sondern vielmehr nur fein geschroten, und das Mehl, oder eigentlicher der Gries, wird in der Mühle auch gewöhnlich nicht gebeutelt, oder auf andere Weise von den Schaalen befreit, sondern dieß muß zu Hause mittelst eines Handsiebes geschehen. Allein in den neuen, erst im Anbau begriffenen Westländern wird in den meisten Haushaltungen das Brod von purem Maismehl bereitet; doch giebt dieses einen sehr spröden oder, wie man zu sagen pflegt, kurzen Teig. Es wird zu dem Ende in einem etwas flachen, eisernen Topfe, welcher zuvor mit Fett ausgestrichen wurde, bloß mit Wasser oder Milch zu einem weichen Teige gerührt; der Topf wird dann über glühende Kohlen gestellt, auch dessen Deckel wird mit solchen bedeckt, und nach einer halben Stunde ist das Brod fertig. Es wird warm genossen, und zu jeder Mahlzeit muß also erst gebacken werden, welches eine nicht geringe Beschwerde für die Frauen ist. Es ist aber ein sehr trockenes Brod, das den eingewanderten Deutschen im Anfange gar nicht recht behagen will; indessen in Combination mit einer guten Portion Fleisch rutscht es schon hinunter, und die Gewohnheit bringt nach und nach Alles zuwege. Man bereitet auch von Maismehl mit Milch einen dicken Brei, Mosch genannt, der eine sehr nahrhafte, gesunde und wohlschmeckende Speise ist; auch werden, ehe der Mais noch vollständig reif wird, ganze Kolben abgebrochen, mit Wasser abgekocht, als Speise aufgetragen und, mit Salz und Butter überstrichen, gegessen.

Eine beträchtliche Quantität Mais wird zu Branntwein verbraucht, und er liefert in der That ein sehr gutes Getränk; ja man hat rectificirten Maisbranntwein, der dem besten Franzbranntwein weder an Stärke noch Wohlgeschmack viel nachsteht. Auch in ganz Nordamerika dient der Mais allen Hausthieren zum beliebtesten Futter, sowie zum Mästen alles Schlachtviehes, das davon sehr schnell fett wird, und man nimmt allgemein an, das Fleisch der damit gemästeten Thiere sei weit wohlschmeckender, als das von solchen, die mit andern Früchten gemästet wurden; ja sogar die Eier der mit Mais gefütterten Hühner sollen sich durch Wohlgeschmack merklich von andern

unterscheiden. Wo im Winter das Vieh in Ställen gehalten wird, bricht man im September von den Maisstengeln die Blätter ab, schneidet gegen das Ende dieses Monats auch die Gipfel oberhalb der Kolben herunter, läßt beides trocknen und benutzt es dann als Winterfutter, vorzüglich für das Rindvieh.

In den Westländern, und namentlich auch in unserer Femme-Osagelandschaft, sieht man hier und da ungeheure, mit Mais bedeckte Flächen, und ein 40—80 Acres oder noch mehr enthaltendes, in der Blüthe stehendes Maisfeld, wo diese Frucht steht, wie sie stehen soll, gewährt in der That einen herrlichen Anblick. In den vorderen Staaten wird aber weit mehr Fleiß und Sorgfalt auf die Zubereitung des Maislandes gewendet, als in hiesigen Gegenden. Hier wird im Frühjahre das Land bloß einmal gepflügt. Dann werden mit demselben Pfluge, zuerst vier Fuß von einander entfernt, die Länge hindurch, ungefähr sechs Zoll tiefe Furchen gezogen, und dann querüber ebenso. Nun werden allemal da, wo sich die Furchen durchkreuzen, 4—5 Körner hingeworfen und mit einer leichten Hacke etwas Erde darüber gezogen. Dieses „Kornpflanzen“ kann den ganzen Maimonat hindurch geschehen. Nach einigen Wochen, wenn die Maisstengel etwa einen Fuß hoch sind, wird mit dem gewöhnlichen, mit einem Pferde bespannten Pfluge je zwischen zwei Zeilen zweimal herum gepflügt, d. h. von jeder Zeile werden zwei Furchen ab und somit in der Mitte vier Furchen zusammen geworfen. Ist das durch das ganze Feld geschehen, dann wird wieder von vorn angefangen, und die zwischen den Kornzeilen liegenden Dämme werden nun aus einander und an die Zeilen angepflügt. Dieß geschieht, theils um den Wuchs des Unkrautes zu stören, theils auch um das Wachsthum zu befördern. Bei den meisten Farmern ist es nun damit abgemacht, doch bei andern, mehr Regsamen wird das Durchpflügen auch wohl noch zweimal wiederholt.

In der Mitte des Octobers wird der Mais reif. Das Einerndten desselben wird auf sehr verschiedene Weise bewerkstelligt. Zum Aufbewahren der Kolben werden in der Regel besondere kleine, freistehende Gebäude errichtet. Ihr Fußboden ist drei Fuß von der Erde erhöht; sie sind meistens unten vier und oben sechs Fuß weit, sodaß die acht Fuß hohen Wände schräg von unten nach oben auswärts laufen und somit das Wasser der Traufe bei stürmischem Wetter nicht so leicht, zum Verderben der locker übereinander liegenden Kolben, durch diese offenen, mit 1½ Zoll von einander entfernten Latten beschlagenen Wände hindurch geschleudert wird, sondern meistens an den Latten abläuft. Gewöhnlich haben diese Kornhäuser (corn-cribs) im Dache eine Fall-

thüre, durch welche die Kolben hineingeworfen werden, und so kann man den ganzen Behälter völlig ausfüllen, wie einen Koffer. Des Herausnehmens halber ist unten eine kleine Thüre angebracht. Auf großen Farmen stehen gewöhnlich mehrere solche Kornhäuser.

In den alten Ländern nimmt der Farmer, wenn die Zeit zum Einsammeln dieser Frucht gekommen ist, soviel Leute zusammen, als er nur bekommen kann. Bei Vielen werden die Maiskolben gleich auf dem Felde aus den Hülsen gebrochen. Soll dieß geschehen, so nimmt jeder der dabei Helfenden zwei Reihen und wirft die ausgebrochenen Kolben auf den in der Mitte stehenden Wagen. Ist ein Platz leer, so wird der Wagen weiter gerückt, bis er gefüllt ist u. s. w. Ein Anderer zieht es vor, die Kolben gleich mit der Hülse abzubrechen und auf eine Scheuntenne oder sonstwie unter Dach zu bringen. Dieß ist auch gewiß viel besser, denn auf diese Weise geht das Einsammeln viel geschwinder; das Ausbrechen aus den Hülsen kann hernach bei jeder Witterung bequem im Trocknen geschehen, und die Kolben können gelegentlich von der Tenne in das Kornhaus gebracht werden.

In den neuen Westländern hingegen, und also auch in dieser Gegend, wo viele Farmer alle ihre Arbeiten ohne oder mit nur wenigen Gehilfen verrichten müssen, oder wo vielen derselben selbst die nothwendigsten Gebäude fehlen, verfährt man auch meistens mit dem Einsammeln des Welschkorns oder Mais auf andere Weise. Die Meisten beginnen damit zu Anfange des Octobers, indem sie die Kornstengel mitsammt den Kolben etwa einen Fuß über der Erde mit zwei Fuß langen Messern, oder auch mit alten Säbelklingen ꝛc. abhauen und in große Haufen zusammenstellen. Entweder machen sie diese rund, indem sie die Stammenden der Stengel etwas auswärts stellen und die Spitzen oben gegen einander lehnen und dann diese Haufen gegen Zerstreuen oder Umwerfen durch Sturm dadurch zu schützen suchen, daß sie ein Band irgend einer Art um deren Spitzen legen. Oder sie schlagen zwei Pfähle in die Erde, befestigen an diese in der Höhe von 6—7 Fuß eine Querstange und lehnen dann von beiden Seiten die Kornstengel schief an. Ist dieß Geschäft, welches gewöhnlich den ganzen Octobermonat hinwegnimmt, vollbracht, so beginnt nun das Ausbrechen der Kolben, und man benutzt dazu die Tage und Stunden, wo es die Witterung gestattet. Zu dem Ende legt man von einem Haufen eine Partie nieder, bricht die Kolben aus den Hülsen heraus, schafft sie nach Hause und stellt dann die leeren Stengel wieder zusammen wie vorher, um sie später als Viehfutter zu benutzen. Andere, die sich auf andere Weise mit Winterfutter, z. B. mit Heu,

versehen, oder auch Solche, die sich um Winterfutter für ihr Vieh gar nicht sehr bekümmern, brechen, wenn sich die Witterung dazu eignet und sie sonst Zeit und Lust haben, die Kolben aus den stehenden Stengeln aus und bringen sie nach Hause. Sie treiben es damit so weit, als es eben gehen will; die Maiserndte währt bei ihnen gewöhnlich den ganzen Winter hindurch, und wenn dieser ihrer Einrichtung nicht günstig ist, so ist das Einsammeln bisweilen zu Ende des Märzes kaum oder noch nicht vollendet. Daß das wilde und zahme Gefieder, und auch andere Thiere verschiedener Gattung, über eine solche Einrichtung nicht böse sind, läßt sich wohl denken, aber ihre eignen Hausthiere kommen dabei oft am schlimmsten weg. Haben sie abgetheilte Felder, und die Kolben sind in einem derselben ausgebrochen, so öffnen sie solches dem Vieh, um die Blätter und Spitzen der Maisstengel abzufressen; ist das aber nicht der Fall, so muß oft ihr Vieh im Winter darben, während das Futter im Maisfelde unbenutzt zu Grunde geht.

Man rechnet hier auf gutem Lande auf 50 bis 60 Bushel Mais als Ertrag vom Acre, doch gilt 40 Bushel im Durchschnitt schon für eine gute Mittelerndte, und man ist in manchen Strichen auch mit 30 Bushel recht wohl zufrieden. Würde das Land gedüngt und besser bearbeitet, so würde der Ertrag weit höher steigen. Man baut verschiedene Sorten von Mais. Zum Brod benutzt man lieber den Weißen, zum Branntweinbrennen zieht man aber den Gelben vor. Im Ertrage halten sie sich gleich.

Ein regelmäßiger Fruchtwechsel findet hier nicht statt, sondern man richtet in dieser Hinsicht Alles so ein, wie man es eben am gelegensten findet. In neu aufgebrochenem Lande baut man gewöhnlich erst ein paarmal Mais, bis sich die vielen Wurzeln einigermaaßen beseitigt haben und der Boden etwas geebnet und in Ordnung gekommen ist. Die Aussaat des Weizens geschieht in der Regel in der Mitte des Octobers. Manche säen ihn in's Maisland, wenn das Korn noch steht, ohne das Land erst zu pflügen. Der Same muß da sehr achtsam in kurzen Zügen vor sich hingeworfen werden, und vertheilt sich dennoch nicht gehörig; er wird mit einer schmalen Egge, mit welcher man zwischen den Zeilen hindurch kommen kann, eingeeggt. Andere hauen auf dem Felde, das mit Weizen bestellt werden soll, das Welschkorn ab und stellen es auf einen schmalen Streifen zusammen. Das Land wird nun gepflügt, aber man trägt dabei Sorge, daß die Wurzelstöcke des abgehauenen Korns nicht herausgerissen werden, sondern

man pflügt und eggt zwischen denselben hin und läßt sie gern ruhig stehen. Mancher sächsische Oekonom würde freilich beim Anblick eines so bestellten Weizenfeldes den Kopf gewaltig schütteln; indessen es wächst auch in einem solchen Felde Weizen; nur ist er freilich manchmal danach, denn oft wird im folgenden Frühjahre das Unkraut des Weizens Meister, und dieser steht elend und kümmerlich dazwischen. Auch liegt unbezweifelbar in dieser Bestellungsweise die Hauptursache, daß der Weizen hier so leicht und oft vom Winter leidet, daß er so leicht ausgefriert. Das ganze Land liegt zu ungeebnet da; ganz oder theilweis herausgerissene Kornstöcke, Holzwurzeln, Unkraut, abgebrochene Kornstengel rc. quirlen immer in der Egge herum; diese selbst ist oft ein gar nicht dem Zweck entsprechendes, erbärmliches Werkzeug, oder es hindern auch die vielen im Acker stehenden abgestorbenen Bäume und Stöcke deren gehörige Handhabung, sodaß oft die Hälfte des Samens unbedeckt bleibt; das Land setzt sich bei der gewöhnlichen Trockenheit der hiesigen Herbste vor dem Eintritt des harten Frostes gar nicht zusammen; im Winter und besonders im Februar und März bleibt, wenn es am Tage stark thaut, überall in den vielen kleinen Vertiefungen das Wasser stehen; durch den starken Frost der Nacht wird das Land stellenweis stark gehoben, viele Stöcke werden dadurch vernichtet, und der Weizen, der im Herbste überdicht stand, steht oft im Frühjahr sehr dünn und meistens durchaus sehr ungleich. Auch der Ertrag dieser Frucht ist natürlich sehr verschieden; man rechnet hier auf gutem Lande 25—40 Bushel vom Acre; jedoch ist man oft auch froh, wenn man 10—20 Bushel gewinnt. Der hiesige Weizen ist sehr kleinkörnig, giebt aber schönes Mehl, wennschon in etwas minderer Quantität, als in Mitteldeutschland.

Roggen wird hier wenig gebaut. Viel häufiger geschieht dieß in den nördlichen Staaten, sowie in Pennsylvanien und Ohio, wo er zum Branntweinbrennen, aber auch von einem großen Theile der Bevölkerung und vorzüglich von den vielen dort angesiedelten Deutschen als Brodkorn benutzt wird. Er geräth hier viel sicherer, als der Weizen, denn er verträgt die so schnell wechselnde Witterung des hiesigen Winters viel besser und scheint auch eher mit einer etwas liederlichen Bestellung zufrieden zu sein. Man kann den Mittelertrag durchschnittlich zu 30 Bushel annehmen.

Auch auf den Gerstenbau läßt man sich hier nicht sehr ein, und eben deshalb hält sich die Gerste fast immer in gleichem Preise mit dem Weizen. Sie will hier wie überall im Unkraute nicht gedeihen; sie ist mit dem einmaligen und obendrein gewöhnlich noch sehr leicht

fertigen Umbrechen des Ackers nicht zufrieden, sondern verlangt reine Felder und eine etwas sorgfältigere Behandlung, und das sind hier zu Lande allerdings Beides noch etwas rare Dinge. Hafer wird, überhaupt genommen, auch nur wenig gebaut; man ist einmal an das Füttern alles Viehes mit Welschkorn gewöhnt, und verkaufen läßt er sich hier nicht gut. Für den Anbau der Erbsen, sollte man meinen, wäre die hiesige Landesart wohl geeignet; sie wachsen auch in der That vortrefflich, aber eine auffallende Erscheinung ist es, daß man oft unter einem Bushel reifer Erbsen vielleicht nicht zehn gesunde Körner findet, sondern alle wurmstichig sind.

Eine der Hauptursachen, die der Einführung eines regelmäßigen Fruchtwechsels im Wege stehen, ist gewiß die allerdings etwas schwierige Vorbereitung der Maisfelder zur Wintersaat; ja selbst deren Vorbereitung zur Sommergetreidesaat bietet noch Arbeit und Beschwerden genug dar, die schnell zu beseitigen, nur wenige Farmer Hände genug in Thätigkeit zu setzen vermögen. Daher wird in die Welschkornfelder immer und immer wieder Welschkorn gepflanzt, und nach Halmfrüchten läßt man ohne Umstände immer wieder Halmfrüchte folgen, so lange es nur irgend gehen will. So säet man in das mit Unkraut verwilderte, oft schlecht genug umgebrochene Haferland, ohne zu düngen, wieder Weizen u. s. w. Jedoch der Acker zeigt auch oft deutlich genug, daß er sich hier so wenig ungestraft turbiren läßt wie anderwärts, und die Früchte stehen gewiß oft auf der lüneburger Haide weit besser, als man sie stellenweise hier sieht.

Oelgesäme werden hier gar nicht gebaut. Im Nachbarstaate Illinois haben es mehrere deutsche Landwirthe mit dem Anbau des Rapses versucht und haben gefunden, daß er bei gehöriger Behandlung wohl gedeiht. Man hat auch Andere dazu aufzumuntern gesucht, jedoch mit wenig Erfolg, und vermuthlich hat man den Vorsatz jetzt ganz wieder aufgegeben. Es gilt hier wohl dasselbe, was ich in Betreff des Gerstenbaues erinnerte: der Raps verlangt eine fleißige, sorgfältige Zubereitung des Ackers, und davon will man hier nicht viel wissen. An gewinnbringenden Anbau von Brennöl gebenden Gesämen ist jetzt wohl gar nicht zu denken, da Rindstalg sowohl wie Schweinefett Spottpreise hat. Das Letztere wird, nachdem es ausgelassen worden, gleich so wie es ist, in den Lampen gebrannt; man hat aber auch vor einigen Jahren in Amerika die Erfindung gemacht, aus Schweinefett ein herrliches Brennöl zu bereiten, das sparsam brennt, beim Gebrauche nicht den geringsten widerlichen Geruch ver-

breitet und dabei wohlfeil ist. Die Bereitung dieses Oels wird bereits in großen Fabriken betrieben.

Kartoffeln werden hier in geringer Menge gebaut, obgleich sie in leidlichgut bearbeitetem Höhenlande sehr wohl gerathen; zum Viehfutter werden sie fast gar nicht benutzt. Gartenfrüchte zieht man hier nur für den Hausbedarf. Zu verkaufen ist davon in kleinen Städten nicht viel, da in solchen die meisten Einwohner den eignen Bedarf selbst erzielen. Nur wer nicht zu weit nach St. Louis hat, kann sich damit abgeben, aber auch dort ist der Markt damit oft überfüllt. Gurken, Kürbisse und alle Arten von Melonen gedeihen vortrefflich und werden in unglaublicher Menge erzeugt, aber auch, vorzüglich in den Städten, in ungeheurer Menge verzehrt. Eines der bei den Amerikanern beliebtesten Küchengewächse sind die Bataten (hier sweet potatoes — süße Kartoffeln genannt). Es sind dieß die knolligen Wurzeln einer Pflanze, die zu den Windegewächsen gehört. Die Batatenwinde (Convolvulus Batatas) treibt raue Stengel, die sich an nahestehenden Pflanzen in die Höhe ranken, oder auf der Erde hinkriechen. An den Wurzeln setzen sich, wie bei unsern Kartoffeln, längliche, von außen rothe, inwendig aber weißgelbe Knollen an, von einem angenehmen, süßlichen Geschmacke, die zu Gemüse und Mehl und auch zu einem sehr wohlschmeckenden geistigen Getränke benutzt werden. In Wasserdampf gekocht, schmecken sie wie Kastanien; man ißt sie hier zu jedem Fleisch, wie Brod oder Kartoffeln. Der Anbau des Hopfens würde jetzt hier gut lohnen, denn dieser steht immer in ziemlich hohem Preise. Baumwolle wird am untern Missouri nur von Einzelnen für den Hausbedarf gezogen; etwas mehr wird in den südlichen Theilen des Staats gebaut, jedoch wird die Ernte oft durch zeitige Fröste vernichtet. In den westlichen Theilen des Staats wird auch hier und da der Hanfbau ziemlich stark getrieben.

Eines der wichtigsten Landesproducte dieses Staats, und namentlich auch dieser Gegenden, ist unstreitig der Tabak, dessen Anbau auch immer stärker und stärker betrieben wird, zumal er jetzt in Maryland und Virginien nicht mehr in solcher Quantität wie früher gezogen wird. Er gedeiht hier vortrefflich, steht gewiß hinter dem in jenen Staaten Erzeugten nicht zurück, und dürfte mit der Zeit wohl einen Hauptausfuhrartikel des Landes abgeben. Es werden hier verschiedene Sorten gezogen; auch ist der Ertrag und die Beschaffenheit des Tabaks schon an sich sehr verschieden, was theils von Lage und Boden, theils von der Behandlung abhängt.

Das Pflanzen des Tabaks geschieht im Monat Juni. Der

Acre wird mit ungefähr 5000 Stück Pflanzen besetzt, und man rechnet als Mittelertrag von demselben 800 bis 1000 Pfund. Vor 8 bis 10 Jahren wurde guter Mitteltabak nicht unter 10 Cents das Pfund verkauft, jetzt aber ist der Preis auf die Hälfte gesunken. Seit 1841 haben die meisten hiesigen Farmer ihr Heil mit dem Tabaksbau versucht; Viele aber haben damit auch sehr bald wieder nachgelassen. Hier ist vorzüglich Folgendes zu bemerken. Die amerikanischen Großhändler, welche den Tabak in die nördlichen Gegenden, oder in's Ausland versenden, befassen sich nicht mit dem Einkauf in einzelnen kleinen Partieen, sondern aller Tabak muß, des Verkaufs wegen, in eine große Hauptniederlage gebracht werden, deren für jeden Tabak bauenden District Eine errichtet ist, und zwar fest in große Fässer gepresst, die man Hogsheads (spr. Hogs-heds) nennt, und deren Eins entweder 1000 oder 1500 Pfund fassen muß. Ein oder mehrere Inspectoren sind bei einer solchen Niederlage zur Untersuchung und Würdigung des Tabaks angestellt. Sowie nun ein solches Faß eingebracht wird, werden von dazu bestellten Arbeitern die Reifen heruntergeschlagen und die Dauben ringsum niedergelegt, sodaß der festgepresste Klumpen frei dasteht. Ein Arbeiter haut jetzt mit einer Axt eine Partie an einer Seite heraus, oder man bohrt auch mit einem weiten Bohrer durch die Masse. Der Inspector beschaut die Waare und bezeichnet dann deren Qualität, der angenommenen Nummerfolge gemäß, auf einer Karte. Mit dieser versehen, geht der Ablieferer in das Comptoir und empfängt hier seine Bezahlung, nach dem festgesetzten Preise. Von Handeln ist hier keine Rede.

Wer also nur eine kleine Quantität Tabak bauen kann, ist genöthigt, Solchen an einen Kleinfabrikanten oder Kleinhändler zu verkaufen, von welchem er aber selten, oder niemals im Gelde bezahlt wird, sondern immer, wie für alle andern Producte, dafür nur Waaren annehmen muß, und zwar wird ihm noch obendrein sein Tabak gewöhnlich zu einem Spottpreise berechnet. Diese Mäkler packen den eingehandelten Tabak zusammen, wie er zusammenpaßt, und senden ihn dann in der vorbeschriebenen Form nach der Niederlage (Ware-house). Bisweilen packen auch zwei, oder mehrere kleine Pflanzer ihren Tabak zusammen, um gemeinschaftlich ein Hogshead zu füllen und Solches selbst nach der Niederlage zu bringen. Doch hieraus entstehen oft große Verdrießlichkeiten. Wenn der Inspector gewahr wird, daß der Tabak von verschiedener Sorte ist, welches leicht vorkommt, so wird für das ganze Faß nur der Preis der geringsten Sorte des Inhalts bezahlt, und dieß bringt dem Eigen-

thümer der bessern Sorte natürlich Schaden und somit meistens auch Aerger.

Der Tabaksbau erfordert fortwährend viele Arbeit und Sorgfalt, und die nöthige Einrichtung dazu verlangt sie vorzüglich und ist auch mit nicht ganz geringen Kosten verbunden, denn es sind beträchtliche Gebäude dazu erforderlich, die, wenn auch das Holz hier nichts kostet, doch immer theuer genug kommen. Hier werden die Blätter nicht einzeln an Schnuren gereiht, wie man das im Dessauischen und manchen andern Gegenden sieht, sondern gegen das Ende Septembers werden die ganzen Stauden abgeschnitten, an Stangen aufgehängt und im Luftzuge, keineswegs aber an der Sonne, etwas getrocknet. Sodann werden sie in einem dazu eingerichteten Hause vollends über Feuer getrocknet, welches auf verschiedene Weise geschieht. Die bequemste und zugleich sicherste Methode ist unstreitig die, den Tabak über einer Art Ofen zu trocknen. Jedoch bei den meisten Pflanzern muß es über offnem Feuer geschehen, wobei aber die größte Vorsicht und Achtsamkeit nöthig ist, die denn doch noch nicht allemal ausreichen. Das Feuer muß sehr gleichmäßig unterhalten und dabei alles Rauchen möglichst verhütet werden, damit der Tabak keinen widerlichen Geruch davon bekomme. Da die zunächst über dem Feuer hängenden Blätter oft sehr dürre werden, so darf nur ein auffliegendes Brändchen sich daran hängen, wenn eben der das Geschäft Besorgende sich auf einen Augenblick entfernte, ohne einen Andern mit der Aufsicht zu beauftragen, oder wenn er sich vielleicht einmal auf einige Augenblicke dem Schlummer überließ, und binnen wenigen Minuten kann das ganze Gebäude mitsammt dem „edlen Kraute“ in Flammen stehen und niederbrennen, und ein solches Vorkommniß ist nicht eben eine große Seltenheit.

Für den großen Pflanzer, oder überhaupt für einen Jeden, dem Hände genug zu Gebote stehen, ist hier der Tabaksbau gegenwärtig offenbar der den sichersten Vortheil gewährende Zweig der Landwirthschaft, da der Tabak noch der einzige Artikel ist, für welchen er baares Geld erhalten kann. Ganz anders aber verhält es sich, wie schon aus dem früher Gesagten hervorgeht, mit dem kleinen Pflanzer, oder dem neuen Ansiedler. Wenigstens haben sich noch die Meisten, die mit dem Tabaksbau zu früh anfingen, d. h. die sich damit befaßten, ehe noch ihre Wirthschaft insoweit eingerichtet war, daß sie Brodkorn und Futter in hinreichendem Maaße erzielten, wo nicht ruinirt, doch sehr geschadet, und meistens haben sie auch bald wieder

aufgehört, und so ist es namentlich vielen der neuangesiedelten Deutschen damit gegangen.

Die Meisten der älteren Farmen haben bedeutende Obstpflanzungen, die aber größtentheils nur aus Aepfel= und Pfirsichenbäumen bestehen. Birnen sieht man äußerst wenige, und diese sind nur von den harten oder Winterarten; zeitige oder zarte Sorten gedeihen gar nicht, denn fast alljährlich erfrieren, bei den oft noch im Mai vorkommenden harten Nachtfrösten, deren Blüthen. Ebenso geht es mit den Pfirsichen. Die Bäume wachsen schnell und schön, aber die Früchte gerathen selten sonderlich, denn in den meisten Frühjahren werden die Blüthen durch Frost vernichtet; gerathen sie aber, so werden sie häufig. In den oft vorkommenden späten Nachtfrösten liegt auch die Ursache, daß die Weinrebe edlerer Art nicht gedeihen will. Von den edleren Kirschenarten sieht man hier gar nichts. Es giebt mehrere Pflaumenarten von verschiedener Farbe; die ächte blaue deutsche Zwetsche fehlt jedoch gänzlich; die Pfirsichen, welche man auch zu Muß auskocht, wie bei uns die Pflaumen, oder sie auch zerschnitten trocknet, müssen deren Stelle vertreten. Die Aepfel sind meistens von sehr guter Art, obgleich die Bäume bloß aus dem Kern gezogen werden und Niemand an Pfropfen denkt. Es giebt deren fast immer in Ueberfluß; in großer Menge trocknet man sie in Schnitzen an der Sonne, indem man sie auf etwas erhöht gelegten Bretern, oder auch auf den flachen Dächern der Gebäude ausbreitet; eine noch größere Menge aber wird zu Cider oder Aepfelwein verwendet.

Als Zugvieh werden hier Ochsen fast mehr, als Pferde benutzt. Außer dem Joch und der Zugkette bedürfen die Ersteren gar keines weiteren Geschirres. Immer werden ein Paar derselben gemeinschaftlich unter ein Joch gebracht, das von ziemlicher Schwere und aus einem Stück harten, glatten Holzes mit ziemlicher Sorgfalt gefertigt wird und 4 Fuß lang ist. Es wird ihnen quer über den Nacken gelegt, und zwar dergestalt, daß dessen zwei nach oben ausgeschweifte Bogen den Thieren, wenn sie dicht neben einander gehen oder stehen, genau auf die Nacken passen, der zwischen den Bogen liegende Mittelpunkt aber, wenn das Joch angesteckt ist, zwischen ihre Hälse zu sitzen kommt. Durch diesen Mittelpunkt geht ein starker, eiserner Bolzen, in dessen Oehre, an der unteren Seite des Jochs, ein starker Ring sich befindet, in welchen, wenn der Zug vor den Pflug gespannt ist, die Zugkette eingehängt, wenn er an die Deichsel eines Wagens gespannt ist, diese in den Ring eingelegt wird. Durch das Joch werden

zwei Bügel von unten hinauf gesteckt, welche die Hälse der Thiere umschließen und durch kleine Vorstecker auf der obern Seite des Jochs in diesem festgehalten werden. Auf diese Weise ziehen aber die Thiere nicht am Halse, wie in Sachsen die eingespannten Kühe, sondern sie schieben vielmehr am Nacken; weder eine Wage noch Zugstränge sind dabei nöthig. Im Abrichten der jungen Ochsen zum Ziehen besitzen die Amerikaner eine unglaubliche Fertigkeit. Es werden ein Paar solche Thiere in vier Wochen so gewöhnt, daß jedes Einzelne, auf Zuruf mit Nennung des ihm beigelegten Namens, freiwillig unter das in die Höhe gehaltene Joch kommt und sich ruhig den Bügel um den Hals stecken läßt. Weder Zaum noch Leitseil wird bei ihnen angewendet, sie gehen genau und pünktlich auf Wink und Wort ihres Führers, und es ist eine Freude, zu sehen, wie scharf besonders der zur Linken Gehende stets darauf spannt, und wie schnell Beides von ihm beachtet wird. Oft sieht man vier Paar derselben vor einem Wagen gespannt, und sie werden bloß durch des Führers Wort und durch Handhabung einer langstäbigen Peitsche, die aber mehr zum Zeichengeben, denn als Züchtigungs- und Antreibungsmittel dient, mit bewundernswürdiger Leichtigkeit regiert.

Zur Bearbeitung des Ackers werden hier mehrere Arten Pflüge angewendet. Zu der bisher gebräuchlichsten Art wird zuerst vom Schmied das Eisenwerk gefertigt. Ein Eisenblatt, vorn 12 Zoll breit und ¼ Zoll dick, nach hinten zu aber etwas schmäler und dünner, das zum äußeren Beleg des Streichbretes an der rechten Seite des Pflugkastens dient und ganz an demselben hinläuft, wird mit einem andern Blatte von 6 Zoll Breite, das an das kurze Streichbret zur linken Seite des Kastens zu liegen kommt, dergestalt zusammengeschweißt, daß das Erstere, nach der erforderlichen Schweifung, und indem es an der linken Seite 10 Zoll länger ist, als an der rechten, eine schräg laufende Schneide bildet, welche statt des Pflugschars dient. Manche lassen diese Schneide mit Stahl belegen, weil man sie wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten nicht gern oft schärfen läßt. Dieß ganze Eisenwerk wird vom Schmied genau in die Form gebracht, die es als Beleg des hölzernen Pfluggestells haben muß, und das Letztere wird nun von dessen Verfertiger — der aber nicht etwa von einer bestimmten Profession sein muß — hineingepaßt. Anstatt also, daß in Deutschland der Pflug erst vom Stellmacher gefertigt und dann vom Schmied beschlagen wird, macht hier zuerst der Schmied das Eisenwerk, und der Pflugmacher paßt das Holz hinein.

Ein Vorgestell mit Rädern kommt bei keinem amerikanischen Pfluge in Anwendung; das Zugvieh wird unmittelbar an den Grindel gespannt. Um das Tiefer- oder Seichtergehen des Pflugs zu bewirken, befinden sich in der Krampe am Grindel, in welche die Wage oder die Zugkette eingehängt wird, mehrere Kerben, sodaß man diese höher oder niedriger hängen kann, wodurch jener Zweck in etwas erreicht wird; um ihn noch besser zu erreichen, muß der Pflugführer selbst durch die Handhabung des Werkzeugs viel beitragen. Uebrigens darf man nicht etwa denken, daß es hier damit so genau genommen wird, wie z. B. im Altenburgischen.

Doch immer mehr kommen jetzt die eisernen pennsylvanischen Pflüge in Gebrauch. Sie wurden vor noch nicht langer Zeit fast nur in Pittsburg für die gesammten neuen Westländer in ungeheurer Menge gefertigt; jetzt aber geschieht das in Cincinnati, St. Louis und vielen andern Orten, in großen und kleinen Fabriken. Von hier aus werden sie dann in den ganzen Westen versendet, und in großen Städten sind sie in jeder Eisenhandlung, außerdem aber bei jedem bedeutenden Landkrämer in großer Auswahl zu haben. An diesen ist der sehr kurze Kasten ganz von gegossenem Eisen. Der rechte, als Streichbret dienende Flügel desselben ist sehr zweckdienlich geschweift, sodaß diese Pflüge den Abschnitt ungemein leicht und gut wenden. Das Schneideeisen ist entweder auch von Guß-, oder auch von geschmiedetem Eisen und ruht auf einem abgesetzten Falz des eisernen Pflugkastens, wo es durch zwei Klammern und Schrauben festgehalten wird. Zum Aufbrechen neuen Landes hat man besonders dazu eingerichtete, starke Pflüge, die mit 4—8 Ochsen bespannt werden, und vorzüglich nöthig sind diese zum Aufbrechen von Prairieland, weil das Durchbrechen und Umwenden der dicken Rasenschwarte weit mehr Kraftaufwand fordert, als das Umbrechen von Waldboden.

Die Getreideerndte beginnt gegen das Ende des Juni. Weizen und Roggen wird hier im Mähen nicht an die noch stehende Frucht angeschoben und dann abgerafft, wie man das in Sachsen und überhaupt fast in ganz Deutschland thut, sondern es wird ebenso, wie das Sommergetreide, in Schwade geworfen. Hierbei wird, selbst bei den langen Winterfrüchten, gar nicht darauf Rücksicht genommen, ob und wie das Getreide lehnt oder liegt, sondern der Mäher tritt an einer Ecke des Feldes an, und zwar so, daß er die noch stehende Frucht zur Rechten hat, mähet nun an dieser Seite hinab, dann rechts querüber, nun wieder an der andern Seite hinauf und endlich oben quer-

über, und so fährt er fort, immer ringsum zu mähen, und sollten ihm auch manchmal die Aehren gerade entgegen hängen, bis er endlich in der Mitte den letzten Hieb thut. Die amerikanischen Sensen sind von ungeheurer Länge und werden mit außerordentlicher Force gehandhabt, indem die Schwade nie unter zehn Fuß Breite genommen werden. Aehren und Körner fliegen dabei oft zahlreich um den Mäher herum; ist die Frucht vollkommen reif, so geht gewiß mehr als ein Drittheil auf dem Felde verloren, und eben daher hütet man sich auch, sie sehr reif werden zu lassen, da die Körner hier ohnedieß äußerst locker hängen. Von einiger Behutsamkeit ist in dieser Hinsicht beim Amerikaner keine Rede; nur davon spricht er, wie geschwind das Werk gethan wurde. — Hinter dem Mäher geht eine Person, die mit einem Rechen die Garben oder vielmehr Bündelchen abtheilt und zusammenzieht; dann folgt eine Dritte, die sie bindet. Sie sind von der Stärke, daß deren drei eine Garbe, wie man sie bei uns macht, geben würden. Der Binder nimmt das Gärbchen auf und in den linken Arm und nimmt mit der rechten Hand einige Halme davon zu einem Bande ab; während er nun dessen Spitzen mit der linken Hand festhält, nimmt er es mit der Rechten um das Bündel herum, dreht mit einem Griff beide Enden zusammen und steckt den Knoten unter. Geschwind genug geht dieses Binden, aber nachahmenswerth habe ich es keinesweges gefunden. Die Bündel werden endlich, mit den Aehren oben, in kleine, runde, spitzige Haufen zusammengestellt und ein etwas Starkes ausgespreizt und darübergestülpt. Wie es nun auf einem solchen Felde aussehen muß, läßt sich wohl denken. Vor einen großen, schweren Harken wird ein Pferd oder ein Ochse gespannt und damit die häufig daliegenden Halme zusammengezogen; mit ausgefallenen Körnern und abgebrochenen Aehren bleibt aber dennoch das Feld bedeckt. Auf gleiche oder ähnliche Weise aber wird auch mit dem Erndten des Sommergetreides verfahren.

Ist man mit diesem Geschäft zu Ende, so beginnt bei den wenigen Farmern, welche Scheunen besitzen, das Einbringen des Getreides in dieselben; bei der Mehrzahl aber, die keine haben, wird es in der Nähe des Dreschplatzes in Feime, oder große Haufen aufgestellt. Viele der hiesigen Farmer besitzen auch keine Wagen; bei Solchen muß das Zusammenfahren mit selbstgebauten Schlitten geschehen. Der Dreschplatz ist, oder wird nämlich unter freiem Himmel zugerichtet, und damit macht man wenig Umstände. Die obere lockere Erde wird von einem runden, ungefähr 30 Fuß breiten Platze mit dem Spaten abgestochen und ringsum hinausgeworfen, der unten liegende feste

Boden aber mit der Schaufel ziemlich eben abgestoßen und endlich mit dem Besen abgekehrt. Das Dreschen geschieht nämlich hier nie mit der Hand, auch nur sehr Wenige der größeren Farmer besitzen hier Dreschmaschinen, die in den vordern Staaten so allgemein im Gebrauche sind, sondern man läßt alles Getreide von den Pferden austreten. Es wird zu dem Ende auf dem Dreschplatze das Getreide in einem runden Kreise angelegt, und zwar dergestalt, daß man es, mit den Aehren aufwärts, schräg aber, dicht an einander lehnt und in der Mitte einen ziemlichen Raum leer läßt. Nun reitet man mit soviel Pferden, als man hat, darauf und zwar immer nach einer Richtung — nämlich stets den Aehren entgegen — herum, und zwar im Trabe, oder im schnellen Schritt; oder man tritt in die Mitte und jagt die Thiere an einer Leine wie auf der Reitbahn herum. Sowie das obenauf kommende Stroh rein ist, wird es ausgeschüttelt, und außerhalb des Kreises hingeworfen. Erst wenn sich die Lage auf diese Weise bedeutend gemindert hat, wird sie ganz aufgerissen und umgewendet. Ist Alles völlig rein, so wird das ganze Stroh ausgeschüttelt und hinausgeworfen; die daliegenden Körner aber werden ausgerecht und in die Mitte geschoben; nun wird auf's Neue angelegt u. s. w. Getreidereinigungsmaschinen besitzen die meisten bedeutenden Farmer.

Diese Methode, das Getreide unter freiem Himmel aufzustellen, und auf vorbeschriebene Weise aus dem Stroh zu bringen, hat viele und große Nachtheile. Alle in der Umgebung sich aufhaltenden wilden und zahmen Thiere, Ratten, Mäuse, junge Schweine, die vorzüglich immer sehr leicht eine Passage durch die Umzäunung, oder unter derselben hinwegfinden, wilde und zahme Hühner und überhaupt Vögel aller Art, umlagern und umlauern die Getreidehaufen unablässig, oder suchen sich selbst Quartier darin. Das Dreschen ist daher durchaus nicht lange aufzuschieben; das des Weizens findet auch, wenn es irgend sein kann, immer schon im August statt, und die Pferde werden dabei, bei der manchmal gewiß ächt afrikanischen Hitze, auf eine furchtbare Weise strapazirt, wie die Menschen nicht weniger. Man muß immer die beste Witterung zum Dreschen verwenden und deshalb oft andere nothwendige Arbeiten mit Schaden und Nachtheil aufschieben, während ein Farmer, der sein Getreide in der Scheune unterzubringen vermag, jede Witterung, die keine Arbeiten im Freien gestattet, doch zum Dreschen benutzen kann. Oft beginnt Einer das Dreschen beim schönsten Wetter; er hat nun vielleicht funfzig, oder mehr Bushel Weizen auf der Tenne liegen und macht eben Anstalt

zum Reinigen derselben, oder ist schon darin begriffen, als ein Gewitter unglaublich schnell sich aufthürmt. Glücklich genug, wenn er noch soviel Zeit hat, daß er eine Lage Stroh über den Fruchthaufen hinwerfen kann, sodaß ihm doch wenigstens der gewöhnlich mitfolgende furchtbare Regenguß den Haufen nicht ganz aus einander zu schwemmen vermag. Aber die um die Tenne liegende Erde wird durch diesen Guß herab- und an den Fruchthaufen angeschwemmt, das schmuzige Wasser strömt unter und durch denselben hinweg, oft vergehen mehrere Tage, ehe er wieder etwas daran thun kann, und der Schade ist dann beträchtlich genug, die doppelte Arbeit noch ungerechnet. Und solche Vorkommnisse sind hier gar keine große Seltenheit.

Bei den meisten Farmern bleibt Stroh und Spreu vor der Scheune, oder neben der Dreschtenne liegen, wie es eben liegt, und oft treibt der Wind beides in der ganzen Umgegend umher, obschon es recht gut sein würde, wenn im Winter das arme Vieh etwas davon hätte, um den nagenden Hunger zu stillen. Doch darum kümmern sich hier nur wenige Farmer; nur bei Wenigen wird für hinreichendes Winterfutter für ihr Vieh gesorgt; nur sehr Wenige giebt es, die ordentlich eingerichtete Wiesen haben und Heu darauf machen, oder die Klee bauen und Kleeheu gewinnen. Von der hiesigen Viehweide mache man sich dabei ja keine zu großen Vorstellungen; denn in einer Gegend, wo es viele Schweine giebt, hat es damit nicht viel mehr zu bedeuten. Diese durchstöbern, wenn das Frühjahr beginnt und die ersten Grasspitzen dem lockern Boden entsprießen, diesen unablässig, um die noch einzeln vorhandenen, im Winter vertretenen und verwühlten Eicheln und Nüsse aufzusuchen, und vernichten somit allen Graswuchs, sodaß oft die Weide für's Rindvieh schon kümmerlich genug beginnt und sich auch später natürlich nicht sehr verbessern kann. Nur wo es noch nicht zu viel Schweine giebt, ist sie noch einer Erwähnung werth; denn wenigstens gewährt sie da auch dem übrigen Vieh für die Monate Mai und Juni hinreichende Nahrung. Im Juli aber wird das Wald-, sowie das Prairiegras schon sehr zähe und trocken; oft zieht schon da das Rindvieh junge Holzwüchse diesem Grase vor, und mit der ganzen Weide ist es von nun an weiter nichts mehr, als daß das Vieh damit das Leben nothdürftig erhält; von Nutzengeben der Kühe kann dabei, wenn diese nicht noch Futter zu Hause erhalten, keine Rede sein. Selbst die Schweine müssen um diese Zeit, wenn sie nicht abmagern und verkümmern sollen, zu Hause einiges Futter erhalten; späterhin, wenn die Eicheln und Nüsse reifen, tritt zwar für Diese wieder eine bessere Zeit ein, nicht aber

für das Rindvieh; denn das wenige noch genießbare Gras wird von den Schweinen bei dem Suchen nach jenen Früchten vollends verdorben.

Die hiesigen Pferde sind von mittlerem Schlage, und man sieht unter denselben viele ziemlich wohlgewachsene Thiere. Die meisten Farmer halten sich einige Mutterpferde, die sie belegen lassen, und somit werden eine beträchtliche Zahl Füllen gezogen; es wird aber weder auf die Alten, noch auf die Jungen viel Sorgfalt verwendet, und so verbutten und verkrüppeln Viele von Letzteren. Vor einigen Jahren standen hier die Pferde durchgehends in hohem Preise; jetzt aber sind auch sie bedeutend gesunken, doch müssen gute, starke Zugpferde immer noch leidlich bezahlt werden, weil sie aus schon angeführtem Grunde nicht allzu häufig zu haben sind. Ein mittelmäßiges Zugpferd wird mit ungefähr 40 Dollars bezahlt; ungewöhnte Pferde kann man viel billiger haben. Wenige Farmer denken daran, ihre Pferde zu putzen; oft hängen deren Mähnen und Schweife voll Millionen kleiner Kletten, was ihnen zuweilen ein recht sonderbares Ansehen verleiht, und mit diesem Schmuck werden sie nach der Kirche und überall hin geritten. Uebrigens ist der auf ihnen haftende Schmuz gewiß die Hauptursache der elenden Verkümmerung so vieler dieser Thiere.

Das Rindvieh ist ebenfalls von mittlerer Größe; auf einigen alten Farmen aber sieht man auch ausgezeichnet großes Vieh von berühmten englischen Racen. Es muß, wie die Pferde, Sommer und Winter und Tag und Nacht im Freien zubringen; denn Viehställe haben bis jetzt noch wenige Farmer. Die milchgebenden Kühe kommen immer des Tags zweimal, nämlich zur Melkezeit, früh und Abends von selbst an das Farmhaus; durch die Kälber, die man in der Nähe des Hauses in ein umzäuntes Gehege sperrt, finden sie sich immer an das Haus gefesselt, auch erhalten sie jedesmal etwas Salz und einige Kolben Mais. Man nimmt ihnen einen Theil der Milch ab und läßt sie nun zu den Kälbern, die sie vollends aussaugen; hernach treibt man sie wieder in's Freie. Niemals wird von neuen Ansiedlern eine Kuh ohne Kalb gekauft, weil das Einsperren des Kalbes das sicherste Mittel ist, die Kuh in der Gegend festzuhalten und an ihre neue Hofstelle zu fesseln. In jeder wohleingerichteten Wirthschaft erhalten auch die Pferde, wennschon sie nicht arbeiten, und auch das übrige Rindvieh — denn Alles findet sich um diese Zeit vor dem Hause ein — etwas Salz, was sie ganz besonders anzieht, und auch einige Kolben Mais, damit sie immer an das Haus gewöhnt bleiben. Im Winter finden sich auch jedesmal die Schweine mit ein, und auch diese bekommen dann eine kleine Gabe.

Wenn die Pferde oder Zugochsen jedesmal früh und Abends etwas, und sei es auch nur wenig, bekommen, so kann man sich auch sicher darauf verlassen, daß sie jedesmal sich vor dem Hause zu rechter Zeit einfinden, und darin liegt ein großer Vortheil. Aber in liederlichen Wirthschaften, wo man ihnen nicht regelmäßig etwas giebt, bleiben sie oft Monate lang weg, und wenn man sie zu haben wünscht, muß man sie oft erst mehrere Tage lang suchen. Wenn aber Pferde oder Ochsen zur Arbeit gebraucht werden, erhalten sie natürlich bei ordentlichen Farmern auch ordentliches Futter. Man rechnet für ein Pferd auf eine Futterzeit ungefähr zehn Maiskolben, und da auf das Bushel ungefähr hundert vollkommene Kolben gehen, so möchte $\frac{1}{5}$ Bushel eine hinreichende tägliche Ration für ein Zugpferd geben.

Bloß die Schafe müssen, wie wir früher schon gesehen haben, jede Nacht im Stalle, oder in einer Einzäunung dicht am Hause gehalten werden, wo sie unter der Bewachung der Hunde stehen. Die Schweine lassen sich im Sommer oft mehrere Monate nicht vor dem Hause sehen, bisweilen macht aber auch ein altes Mutterschwein, von dem man ebenfalls in mehreren Monaten nichts gewahrte, auf einmal plötzlich, mit einer Heerde seiner Jungen umgeben, seine Aufwartung. Hier will ich gleich bemerken, daß jeder ordentliche Farmer sein eignes Zeichen hat, womit alles sein Vieh — die Pferde ausgenommen — an den Ohren gezeichnet ist, und was er, mittelst einer förmlichen Anzeige, dem Countygericht bekannt macht und in ein zu diesem Behufe geführtes Register eintragen läßt.

Nur die Schweine, welche zum Mästen und Schlachten bestimmt sind, lockt man im Spätherbste in eine dazu eingerichtete Verzäunung, die man wo möglich so anlegt, daß ein Bach hindurch geht, oder ein stets wasserhaltender Teich sich darin befindet, sodaß sie immer nach Belieben zum Wasser kommen können. Morgens und Abends wird ihnen jedesmal eine gute Partie Maiskolben hineingeworfen, wobei denn freilich nicht zu vermeiden ist, daß Diejenigen, die sich tüchtig daran halten, auch immer tüchtig fett werden, Die aber, welche sich abtreiben lassen, natürlich zurückbleiben.

Nun denke man aber ja nicht, oder lasse sich vorschwatzen, daß in diesen Gegenden die Sorge für Vorräthe an Viehfutter für den Winter eine ganz überflüssige sei, oder daß Ställe für das Vieh wirklich ganz unnöthig oder nutzlos wären. O nein! Gute Ställe wären in Missouri den Hausthieren gerade ebenso nöthig und zuträglich, wie bei uns, und sie würden sich auch gerade so wohl dabei befinden, wie wir das in Deutschland an den Hausthieren wahrnehmen, und die

Thatsache, daß sie in Missouri die Ställe meistens entbehren müssen, beweist noch gar nicht, daß sie ihnen auch wirklich entbehrlich sind; sie beweist bloß, daß der moderne Schlendrian der neuen Welt die Sorge dafür „zu hart" findet. In Betreff des Winterfutters gilt das Nämliche. Hr. Duden sagt, indem er vom Füttern des Rindviehs im Winter redet: „Es soll indeß ohne alle Spende der Menschen überwintern können. Dasselbe gilt von den Pferden." Allein fast unmittelbar vorher sagt er, und das zwar von den milchgebenden Kühen, welche in eine Verzäunung am Farmhause eingesperrt sind: „Wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, so fressen sie die zarten Zweige der mannichfaltigen Stauden." Und noch um wenige Zeilen zurück sagt er: „Wo Pferde, Rindvieh, Schweine, die zartesten Kälber nicht ausgenommen, ohne Stallung überwintern, dort kann die Witterung nicht sehr rau sein."

Das, was sich am füglichsten zu einer Antwort auf alle diese und dergleichen Phrasen eignete, möchte nach meinem Dafürhalten Folgendes sein: Wenn es in Mitteldeutschland unter dem 52. Breitengrade Mode wäre, Rinder und Pferde im härtesten Winter hinaus in's Freie zu jagen, so würden sie, wenn es sein müßte, in Gegenden, wo es noch Laubbuschholz giebt, ebenso gut „ohne alle Spende der Menschen" überwintern können, wie ihre Brüder in Missouri, denn sie würden es da gerade so machen, wie es jene dort machen: sie würden im Nothfall auch fingerdicke Zweige abbeißen, zermalmen und verzehren und das Leben damit hinfristen, Alles gerade so, wie sie es dort thun, und erfrieren würden sie hier ebenso wenig wie dort, denn frei umherlaufendes, erwachsenes Vieh kann viel aushalten, wenn es muß. Wie es ihm aber zusagt, ja das ist eine andere Frage, aber ich nehme mir die Freiheit, ohne Umstände darauf zu antworten: Hier gerade so gut wie dort!

Hr. Duden sagt von dem Winter von 1824—25, den er in Amerika zubrachte: „„die raue Jahreszeit ist vorüber."" „Das sind die Worte der Amerikaner. Ich selbst habe keinen Winter bemerkt. Die Wälder haben ihr grünes Kleid nie ganz verloren gehabt. Schnee ist gar nicht gefallen, und der Frost war so unbedeutend, daß man nur Abends und Morgens des Feuers bedurfte." — Nun, solche Winter haben wir doch auch in Deutschland schon mehrere gehabt, wie sich dessen Hr. Duden auch recht gut erinnern wird. Im Winter von 1821—22 hatten wir auch fast nie bedeutenden Frost; zu Lichtmeß gab es in der Gegend von Leipzig hier und da blühende Bäume, und zu Ende des Februars sah man die kleinen Birnen und Aepfel hängen.

Im ganzen Winter von 1823—24 hatten wir in Sachsen nicht ein einzigesmal eigentlichen Frost; im darauf folgenden war es nur um ein weniges schlimmer, und der nun folgende, von 1825—26, glich fast ganz seinen beiden Vorgängern. In diesen drei hinter einander folgenden Wintern fiel in der genannten Gegend niemals ein über sechs Zoll hoher Schnee, und nie blieb er über einen Tag liegen: kein Schlitten kam während derselben in Bewegung. So möchte ich vorzüglich daran erinnern, daß zu den Weihnachtsfeiertagen 1825 die Witterung so schön und lieblich war, daß, eben in Sachsen, sich hier und da ganze Gesellschaften vor den öffentlichen Vergnügungsörtern im Freien placirten, um ihr Glas Bier zu trinken; auch den lieblichen Winter von 1833—34 möchte ich noch in Erinnerung bringen. Freilich drängte sich auch dazwischen der schreckliche Winter von 1829—30, und auch der letztvergangene, von 1844—45, hat sich am Ende noch als ein gar gestrenger Herr erwiesen.

Hiermit habe ich also daran erinnern wollen, daß wir in Deutschland doch auch schon so manchen merkwürdig gelinden Winter hatten; nun muß ich doch aber auch im Gegentheil noch sagen, daß ich in Amerika Winter verlebte, die anhaltend und streng genug waren, und einen darunter, wie ich in Deutschland noch keinen erlebte. Im Winter von 1839—40 trat der harte Frost am untern Missouri in der Mitte Decembers ein und hielt mit großer Strenge bis Ende Januars an. Als das Frühjahr eintrat, lagen die meisten jungen Schweine bis zum Alter von einem halben Jahre todt im Walde umher, und ihr Gestank verpestete die Luft, und auch viele der „zarten Kälber" waren diesem Winter erlegen. Doch schlimmer noch war der von 1842—43. In diesem trat der harte Frost schon zu Anfange Novembers ein; am 15. zeigte das Réaumür'sche Thermometer bereits 16 Grad unter Null, und schon fuhren die Frachtwagen über den zugefrornen Missouri. Bis zu Ende des Jahrs hielt sich die Kälte stets zwischen 12 und 20 Grad. Im Januar brach es zweimal auf, aber nur auf wenige Tage; immer folgte die furchtbarste Kälte schnell wieder, die während des Februars zweimal 24 Grad erreichte. Und so ging es fort bis zu Ende des März; noch am 25. d. M. wurde das Eis des Missouri mit Lastwagen passirt, und erst in den ersten Tagen des Aprils trat vollkommenes Thauwetter ein. Der Frost war 4 Fuß tief in die Erde gedrungen.

Während dieses schrecklichen Winters konnte man alle Tage sehen, wie sich gegen Abend eine Menge Pferde, Ochsen, Kühe und Schweine durch einander um ein Gebäude, an welches sie kommen konnten,

herum und friedlich dicht zusammen, oder, wo sie ein Altes, Leerstehendes fanden, sich, so viel ihrer nur konnten, hinein drängten, um einigen Schutz gegen die erstarrende Kälte zu suchen. Oder wenn in der zweiten Hälfte des Februars und im März bei eisig schneidendem Nordwestwinde die Sonnenstrahlen in den ersten Nachmittagsstunden doch so wärmten, daß der Schnee auf den Wipfeln der Bäume zu schmelzen anfing, da konnte man oft sehen, wie mehrere Kühe hinter einem dicken Stamm sich in einer Linie hinter einander so stellten, daß sie vor dem schneidenden Winde einigermaaßen geschützt waren und doch von der wärmenden Sonne beschienen werden konnten, und wie nun die von den Aesten des Baums herabfallenden Tropfen ihnen über den Rücken hinabliefen und unten am Bauche zu gleicher Zeit zu großen Eiszapfen gefroren, womit sie hernach in den Büschen herum rasselten und oft auch schwere Stücken Eis an den Schwänzen nachschleppten, und gewiß Niemandem, der seinen gesunden Verstand hatte, fiel es da ein, zu sagen: „Viehställe sind hier unnöthig.“

Vielleicht möchte mancher Leser geneigt sein, hier zu fragen: nun haben denn da die Menschen kein Gefühl? Anstatt hierauf zu antworten, wollen wir lieber die Frage so stellen: aber wo haben denn unsere in diesen Gegenden wohnenden deutschen Landsleute ihr menschliches Gefühl gelassen? Wie können sich Diese in so etwas schicken? Oder vielmehr: warum entschließen sich nicht wenigstens Diese, wenn sie Vieh halten wollen, auch für die nöthige Stallung zu sorgen, da man doch, wie uns Hr. Duden berichtet, für funfzig Dollars mehr als ein halbes Dutzend Nebengebäude aufführen kann? Nun in diesem Ausspruche Dudens liegt freilich mehr als drei Viertheile Uebertreibung, allein etwas könnte in dieser Beziehung von Vielen derselben allerdings geschehen. Daß es aber nicht geschieht, daran ist ein durch den Schlendrian erzeugtes, der Trägheit schmeichelndes und eben deshalb schnell wirkendes Beispiel der um sie wohnenden Amerikaner schuld, das mächtig genug ist, auch die schönsten menschlichen Gefühle zu verdrängen. Uebrigens wird man auch bald aufhören, sich darüber zu wundern, daß man hier so wenig auf Stallung für die Hausthiere denkt, wenn man erst weiß, in welchen elenden, erbärmlichen Hütten hier selbst ein großer Theil der Einwohner und namentlich auch ein großer Theil unserer deutschen Landsleute lebt.

Doch was ist nun die Folge von einer solchen Behandlung der Hausthiere? Die so behandelten Pferde und Zugochsen sind in der Regel elende, kraftlose Thiere; mit Vieren derselben fährt man nicht das, was man sonst mit Einem guten Pferde fährt. Die so behandelten

Kühe erscheinen gewöhnlich im Frühjahre, nach einem langen, strengen Hungerwinter, als elende, verkrüppelte Creaturen, oft mit sechs Zoll langen Haaren und noch obendrein mit Ungeziefer bedeckt. Doch schon so manche schöne Kuh, die gerade bei strenger Kälte im Busche kalbte, mußte auch gleich an Ort und Stelle mitsammt ihrem Kalbe umkommen. Bei Vielen von denen, die Hunger und Frost noch glücklich überwanden, ist oft die Milch ganz weggeblieben und kommt dann auch gewöhnlich vor der Mitte des Maimonats nicht und überhaupt selten in vollem Maaße wieder.

Einen Vortheil haben aber die Besitzer eines solchen Viehstandes doch: sie brauchen sich nicht über die schlechten Preise der Butter zu ärgern, weil sie keine zu verkaufen haben; nur ist es freilich wieder sehr schlimm, daß sie oft genug auch nicht einmal für sich selbst Butter zu essen haben. Und dergleichen Wirthschaften sind hier gar nicht selten. Es giebt deren genug, die 6—8 Melkkühe haben und doch das ganze Jahr keine 100 Pfund Butter machen, geschweige denn verkaufen können. Aber bei alledem haben die Märkte jetzt doch immer Butter im Ueberfluß, da die Consumtion derselben in den wenigen großen Städten, zumal bei den niedrigen Preisen des Fleisches, verhältnißmäßig sehr gering ist.

Die Schweine vermehren sich hier außerordentlich. Es giebt Farmer, die deren mehrere, ja manche, die viele hundert Stück besitzen; ja mancher bedeutende Farmer kann selbst nicht immer genau angeben, wie viel er deren hat, weil sie fortwährend ab- und zunehmen. Niemand bekümmert sich viel um dieselben. Wie ich schon vorhin sagte, kommt zuweilen ein Mutterschwein unvermuthet mit vielleicht 10 bis 12 Jungen an, den folgenden Tag aber hat es schon die Hälfte oder mehr verloren: sie wurden von Raubthieren gefangen, oder sie krochen in fremde Einzäunungen, wurden mit Hunden gehetzt und von diesen zerfetzt und blieben irgendwo liegen u. s. w. Ein Ansiedler, der sich ein paar junge Mutterschweine kaufte, besitzt oft nach gar nicht langer Zeit mehrere hundert Stück Schweine, obschon er auch bereits eine bedeutende Zahl in seine Wirthschaft schlachtete; ein Anderer besitzt jetzt eben so viele und zwar in gutem Stande, es geht ihm aber auf verschiedene Weise unglücklich damit, und über's Jahr hat er vielleicht nicht einmal seine nöthigen Schlachtschweine.

Die Consumtion des Schweinefleisches geht hier in's Ungeheure. Rinder werden von Farmern äußerst selten in's Haus geschlachtet, theils weil das Mästen derselben doch immer etwas umständlicher ist, als das der Schweine, theils auch, weil sich zum Schlachten taug-

liche Rinder immer noch am ersten mit einigem Vortheil an Viehhändler für den Bedarf der großen Städte verkaufen lassen. In einer wohleingerichteten, wennschon in Hinsicht der Zahl ihrer Glieder nur mittelmäßigen Farmershaushaltung werden jährlich 15—20 Stück Schweine, von ungefähr 200 Pfund, geschlachtet. Fast unglaublich mag das Manchem scheinen, indessen, wenn man bedenkt, daß Jahr aus Jahr ein, vom 1. Januar bis 31. December, alle Tage dreimal Schweinefleisch, in verschiedener Gestalt, gegessen wird, und zwar meistens mit Maisbrod — welches ebensoviel sagen will als: ohne gutes Brod — und mit wenigem oder gar keinem Zugemüse — so wird es wohl begreiflich werden; ja man wird sich nicht einmal sonderlich wundern, wenn man hört, daß in mancher unordentlichen Wirthschaft der Fleischvorrath ausgeht und wirklich Mangel eintritt, noch lange zuvor, ehe die Schlachtzeit wieder da ist.

Es ist hier, wie wohl überall in Amerika, Gebrauch, daß bei der großen Winterschlachterei die Nachbarn wechselseitig einander helfen. Wo bloß für den Haushalt geschlachtet wird, werden gewöhnlich 5 bis 10 Stück Schweine auf einmal genommen. Jeder Farmer weiß mit dem Schlachten umzugehen; indessen, wenn Mehrere einander helfen, so stellt sich Jeder an den Posten, für den er sich am besten eignet. Die Thiere werden durch Büchsenschüsse getödtet. Wer als ein sicherer Schütze bekannt ist, wird meistens mit diesem Geschäft beauftragt; doch zuweilen lassen auch Mehrere ihre Fertigkeit sehen. Der Schütze stellt sich an die Fense und nimmt sich an einem ihm schußrecht stehenden Stück die Stirnplatte, oder wenn er lieber von der Seite schießt, ein Auge zum Ziel. Jetzt fällt der Schuß — das Thier stürzt in der Regel zusammen und zuckt weiter kein Glied. Alle Uebrigen in der Verzäunung fahren erschrocken zusammen und stutzen — dieser Moment muß rasch benutzt werden: zwei Männer springen hinein, packen das Stück an und werfen dasselbe — an einer Stelle der Fense, die man schon im Voraus so einrichtete, daß geschwind einige Riegel niederzulegen sind — hinaus, und einer sticht es ab. Doch damit muß es schnell gehen, ehe sich die Kameraden des Getroffenen besinnen, sonst fahren sie zu und suchen ihm beizustehen. Nur wenige Deutsche fangen das Blut auf, um es zu Wurst zu benutzen; Amerikaner thun es nie, sondern lassen Alles weglaufen. Ein getödtetes Stück nach dem Andern wird nun nach dem Brühplatze geschleift, wo in mehreren, im Freien über dem Feuer hängenden Kesseln das Wasser fortwährend im Kochen erhalten wird. Das Brühen geschieht meistens

in einem schräg stehenden, in der Erde festgestellten, großen Fasse, in welches immer ein Stück der Länge nach, zur Hälfte auf einmal, hineingesteckt wird, und ich glaube, daß es auf diese Weise viel besser und bequemer geht, als in einer flachen Wanne. Mit dem Abhaaren weiß man sehr wohl umzugehen, sodaß überhaupt das ganze Geschäft äußerst schnell von Statten geht. Auch eine bequeme Vorrichtung zum Aufhängen der Stücke ist gewöhnlich gleich in der Nähe getroffen, und wer von den Mitwirkenden am besten mit dem Ausnehmen der Eingeweide umgehen kann, der übernimmt dieses Geschäft. Das Reinigen eines Theils derselben, soviel nämlich davon benutzt werden soll, wird von dem weiblichen Personale der Gesellschaft besorgt; alles Uebrige wird bei Seite gebracht und den Hunden preisgegeben. Auch das Wurstmachen ist meistens das Geschäft der Frauensleute. Am folgenden Tage werden dann die Stücke zerhauen und das Fleisch eingesalzen. Es ist hier gebräuchlich, daß alles Rippenfleisch aus den Seitenstücken ausgeschält und in der Haushaltung zuerst verbraucht wird. Das Räuchern geschieht in einem eigens dazu errichteten Blockhause, deren jeder Farmer eins besitzt, und worin man das Fleisch von einem halben Dutzend Schweinen zu gleicher Zeit aufhängen kann, unter welchem dann auf der Erde ein viel Rauch entwickelndes Feuer von Reisig, Spänen u. dergl. fortwährend unterhalten wird, und der Rauch durch das ganze Gebäude hindurchzieht.

Viele Farmer mästen und schlachten hier aber auch eine große Menge Schweine, um hernach das geräucherte Fleisch zu verkaufen, und es giebt dieß einen sehr wichtigen Handels- und Ausfuhrartikel dieses Staats ab. So schlachtete ein Amerikaner, der in der Nähe meines letzten hiesigen Aufenthaltsortes wohnte, im Winter von 1842 bis 1843 nicht weniger als 170 Schweine, und darunter eine ziemliche Zahl von 3—400 Pfunden, und von ihm wurden dann eines Tages im Monat Juli 25,000 Pfund Schinken und anderes geräuchertes Fleisch, in Fässern à 1500 Pfund verpackt, auf ein nach New-Orleans gehendes Dampfboot verladen. Oft konnte man da bei einem Landkrämer viele hundert Pfund geräuchert Fleisch aufgeschichtet sehen, das in wenigen Tagen von den Farmern gegen Waaren aller Art eingetauscht, aber freilich zu wahren Spottpreisen, nämlich zu $1\frac{1}{2}$—3 Cents das Pfund, berechnet wurde. Auch viele große Fässer, mit Schweinefett gefüllt, werden da oft an einem Tage eingehandelt.

Zahmes Geflügel sieht man auf den hiesigen Farmhöfen in Ueberzahl. Flüge von schönen, zahmen Tauben aller Gattungen findet man

zwar nur bei einigen Deutschen; Gänse werden nicht so gar viel und auch meistens nur von Deutschen gezogen; Enten sieht man Mehrere, zahme Truthühner aber in großer und Haushühner von allen Gattungen in ungeheuerer Zahl. Alles dieses Geflügel gedeiht ungemein wohl und kostet verhältnißmäßig wenig zu unterhalten, da es den größten Theil des Jahres hindurch seine Nahrung im Walde selbst sucht und findet. Doch besuchen sie auch manchmal die Kornfelder zur Unzeit und also zum Schaden. Bei manchen Farmern werden nicht selten an einem Tage mehrere 100 Stück Eier gesammelt; zuweilen müssen die Nester auch in den nahen Holzungen aufgesucht werden. Man muß oft erstaunen über die Menge von Eiern, die nur an einem einzigen Tage bei einem Landkrämer ankommen, aber noch mehr über die ungeheuere Masse von Hühnern und Eiern, welche nach den größeren Städten gebracht und dort gekauft und verbraucht werden. Uebrigens verwendet man auch auf dieses Gefieder wenig Sorgsamkeit. Nur des Abends muß man Acht haben, daß die Hühner nicht auf den Bäumen sitzen bleiben, was sie sehr gern thun. Zwar ziehen sie sich immer in die Nähe der Wohnungen zurück, und das Vorhandensein der Hunde hält Viele ihrer zahlreichen Feinde in Respect, doch will es allein nicht immer hinreichen. Man baut die Hühnerhäuser gewöhnlich auf vier freistehende Säulen, etwa 4—5 Fuß von der Erde erhöht. Die Hunde scheinen gleichsam zu wissen, daß man sich auch in diesem Punkte auf ihre Wachsamkeit verläßt; bei jedem nächtlichen Geräusch gerathen sie in Bewegung, und durch das einer Henne werden sie augenblicklich herbeigezogen.

Nicht uninteressant möchte es vielleicht sein, diese mannichfachen Feinde nicht nur des zahmen Geflügels, sondern der Farmen überhaupt in Etwas kennen zu lernen. Hierzu gehört zuvörderst mit: der Waschbär (Ursus Lotor, engl. Racoon, spr. Räkuhn). Er ist in ganz Nordamerika häufig, und auch hier am untern Missouri giebt es deren genug. Er gehört zum Dachsgeschlecht, hat einen breiten, flachen Körper mit sehr kurzen Füßen und ein ziemlich feines, graues Haar, wird 2 Fuß und noch darüber lang und lebt, gleich den Bibern und Fischottern, gern in der Nähe des Wassers in hohlen Bäumen, in welchen er bei Tage gewöhnlich schläft und dann des Nachts nach Nahrung und Raub ausgeht. Er frißt Fische und Krebse, aber auch Vögel und ist ein sehr gefährlicher Feind der Haushühner und ihrer Eiernester, aber auch nicht minder der Maisfelder. In diesen richtet er, zur Zeit, wenn die Körner ziemlich ausgewachsen, aber noch weich sind, oft ungeheueren Schaden an. Er klettert an den Stangen hin-

auf und bricht sie nieder, beißt aber keineswegs die Kolben ab und nimmt sie mit sich, sondern reißt nur die Umhülsung derselben auf und frißt von den Körnern, soviel ihm beliebt; selten zehrt er eine Kolbe ganz auf. Sind ihm die Körner zu hart, oder nicht saftig genug, so hält er sich nicht lange dabei auf, sondern geht sogleich an eine andere Stange, und so bricht ein Einziges dieser Thiere oft in einer Nacht mehr als 20 Stangen um und frißt die Kolben an. Weil sie nur des Nachts erscheinen, so muß man mit guten Hunden Jagd auf sie machen. Der Waschbär ist stets und immerwährend in unruhiger Bewegung. Er bringt seine Nahrung mit den Vorderpfoten zum Munde und hat die Gewohnheit, daß er Alles, was er genießen will, zuvor erst mit der in's Wasser getauchten Pfote benetzt, oder gleichsam wäscht, woher er auch seinen Namen hat. Junge Räkuhns lassen sich sehr leicht zähmen, aber das Naschen kann man ihnen nicht abgewöhnen. Ihr Fleisch wird in Amerika allgemein gegessen und ist sehr wohlschmeckend.

Ein anderes merkwürdiges Thier, das hierzu gehört, ist das Opossum, oder die virginische Beutelratte (Didelphys virginiana). Es gehört zum Geschlecht der Beutelthiere, die deshalb so genannt werden, weil sie am Bauche einen Beutel haben, in welchem sie ihre Jungen, die vor ihrer völligen Reife zur Welt kommen, noch so lange bewahren, bis sie völlig ausgebildet sind. Diese sind nämlich bei ihrer Geburt ganz blind, nackt und hilflos, sodaß sie in ihren ersten Lebenstagen umkommen müßten, wenn nicht durch diese Einrichtung der Natur für sie gesorgt wäre. Denn in diesem Beutel, der sich öffnet und verschließt und inwendig mit weichen Haaren gefüttert ist, finden sie ihre erste Nahrung an den darin verborgenen Zitzen, Schutz vor Raubthieren und schädlicher Witterung und ein weiches, durch die mütterliche Wärme ihnen sehr zuträgliches Lager. Sie verlassen auch dieses sichere Quartier nicht eher, als bis sie sehen und sich ihre Nahrung selbst suchen können. Zuweilen läßt sie die Mutter bei warmem Sonnenschein ein Weilchen heraus, und sie spielen dann fröhlich mit einander. Aber die sorgsame Mutter wacht ängstlich für sie, und sobald sich eine Gefahr nähert, sammeln sich augenblicklich Alle, auf einen gewissen eignen Ruf der Mutter in den Beutel, dieser schließt sich, und sie eilt mit der kleinen eingeschlossenen Familie davon. Wird für die herangewachsenen Jungen der Beutel endlich zu eng, und sind diese nun stark genug, um sich ihre Nahrung selbst suchen zu können, so werden sie von der Mutter nicht mehr hineingelassen. Einige Beutelthiere nähren sich von Fleisch und Pflanzen zugleich,

Andere von Pflanzen allein; zu den Ersteren gehört das Opossum. Es ist so groß wie eine Katze und von Farbe schwarz und weiß gemischt, hat einen großen, weißen Kopf, einen langen, geschuppten Schwanz, der halb so lang wie das ganze Thier ist, eine spitzige Schnauze, aber weiten Rachen voll scharfer Zähne und ein langes, weiches, seidenartiges Haar. Er bringt in Löchern von Bäumen den Tag schlafend zu, um nach dem Eintritte der Nacht seiner Nahrung nachzuschleichen, die meistens in Vögeln und Eiern besteht. Er ist daher ganz besonders den Hühnern, jedoch auch dem Räucherhause gefährlich.

Auch bei Tage sieht man das Opossum dann und wann außerhalb seiner Schlupfwinkel, besonders wenn es Junge hat, die so groß sind, daß es dieselben in seinem Beutel nicht gut mehr tragen kann. Das Weibchen gewährt dann einen seltsamen Anblick, wenn es mit 12—16 Jungen von der Größe einer mäßigen Ratte sich fortschleppt, deren Jedes, die Spitze seines Schwanzes um den der Mutter geschlungen, an deren Rücken und Seiten mit den Vorder- und Hinterpfoten und mit dem Maule sich anhängt. Man war bisher der Meinung, daß dieß nur bei der Art der Beutelthiere stattfinde, die man Aeneasratten nennt, allein dasselbe gilt auch von dem Opossum. Es sieht recht artig aus, wenn die Jungen, während die Mutter ruht, sich in den Beutel flüchten, aus welchem zuweilen Eins oder Zwei mit großem Wohlbehagen hervorblicken. Wenn eine plötzliche Gefahr droht, rüstet sich die Mutter, um ihre Jungen zu vertheidigen, indem sie mit Heftigkeit schnell um sich beißt, wozu ihre langen Hundszähne sich gut eignen. So schnell und behend das Thier im Klettern ist, wobei es sich mit seinem langen Schwanze sehr wohl an den Baumästen anzuhalten weiß, so langsam ist es in seinem Gange.

Oft vereinigen sich mehrere Farmer, um mit ihren Hunden des Nachts auf dieses Thier Jagd zu machen. Sobald das auf einem Baume sich befindende Opossum die Annäherung seiner Feinde gewahr wird, legt es sich ganz still in die Gabel eines Zweiges; doch zeigen die Hunde bald durch ihr Bellen seinen Aufenthalt an. Einer der Jäger ersteigt den Baum, und sobald er entdeckt hat, auf welchem Aste das Thier sitzt, schüttelt er daran nach Kräften, bis es seinen Schlupfwinkel verläßt und auf einen andern Ast entflieht. Nun wird an diesem geschüttelt, und dieses Verfolgen wird so lange fortgesetzt, bis endlich das geängstigte Thier sich entschließt, sich herunterzustürzen, wo Jäger und Hunde schon bereit stehen, es zu tödten. Sollten aber die Jäger keine Hunde bei sich haben, so schleicht sich das Opossum eine kleine Strecke fort, aber äußerst behutsam und

ruhig; und indem es sich fest zusammenballt und an den Boden andrückt, stellt es sich ganz, als wenn es todt wäre. Ist in der Nähe etwas Gras oder Buschholz, so genügt oft dieses schon, das Entschlüpfen des Thiers zu sichern, da es ohnedem schwierig ist, bei Mondenschein, oder im Schatten des Baums dasselbe zu erkennen. Nachdem es sich so lange in seinem anscheinend leblosen Zustande gehalten hat, als irgend noch eine Gefahr verkündendes Geräusch vernommen werden kann, dehnt es sich behutsam aus und kriecht so leise und dicht als möglich auf dem Boden fort, um sich unbemerkt davon zu schleichen. Nach einem Schusse, oder irgend einem Angriffe seines Verfolgers nimmt es sogleich wieder seine todtenähnliche Stellung an. Wenn man es stößt, aufhebt, rüttelt, schlägt und sogar martert, so hört es doch nicht auf, sich todt zu stellen, und könnte Jeden täuschen, dem seine List nicht bekannt ist. Ergötzlich aber ist es, zu sehen, wie es nach einer Weile, ohne sich jedoch weiter zu rühren, erst bloß die Augen öffnet und umherspäht, dann allmälig sich aufrichtet und, wenn es meint, es ohne augenblickliche Gefahr thun zu können, so schnell, als möglich, davonläuft. Auch das Fleisch dieses Thiers wird in Amerika gegessen, allein es ist sehr thranig, und keinesweges so gut wie das des Räkuhns. Jung gefangen läßt es sich leicht zähmen, und die Gesellschaft des Menschen wird ihm dann so Bedürfniß, daß es winselt, wenn man es allein läßt.

Auch noch eines merkwürdigen Thieres wollen wir gedenken, das hier ebenfalls oft genug, in manchen andern Gegenden Nordamerika's aber noch häufiger vorkommt. Es ist dieß das Stinkthier (Viverra putorius, engl. skunk), hier allgemein Blecat (Iltis) genannt. Es gleicht von Ansehen einer kleinen Katze, ist schwarz und weiß gestreift und etwa noch einmal so groß wie ein Eichhörnchen, mit dem es auch im Aufrechttragen seines buschigen Schwanzes Aehnlichkeit hat, und nährt sich von Eiern und Geflügel. Sobald man im Walde mit Einem dieser Thiere zusammen trifft, versetzt es sich in eine angreifende Stellung, zeigt die Zähne und fängt an, gleichsam herausfordernd mit den Vorderpfoten zu scharren. Rückt man ihm nun zu Leibe und sucht es zu verletzen, so macht es von der ihm von der Natur verliehenen Vertheidigungswaffe Gebrauch, die darin besteht, daß es die in einer kleinen Blase unter dem Schwanze und über dem After verwahrte Flüssigkeit mit großer Heftigkeit auf seinen Feind zuspritzt, während es den Schweif mit außerordentlicher Schnelligkeit hinundherwirft. Der Gestank von dieser Flüssigkeit ist so stark, daß ein einzelnes Thierchen die Luft auf eine halbe Stunde weit da-

mit zu verderben im Stande ist. Werden Kleider damit bespritzt, so sind sie für lange Zeit völlig unbrauchbar, und Hunde, die einen Skunk verfolgt haben, riechen oft so unerträglich, daß sie mehrere Tage lang aus der Nähe der Wohnungen entferntgehalten werden müssen.

Außer diesen besonders dem zahmen Geflügel gefährlichen Thieren, wozu sich hier und da noch eine gute Partie Füchse gesellen, werden aber die hiesigen Farmen noch von so manchen andern schädlichen und lästigen Thieren umlagert und besucht, ja sie suchen sogar häufig bleibende Wohnung darin. So giebt es in Manchen derselben eine Unzahl von Ratten und Mäusen, zumal in neuen Ansiedelungen, wo sich eine Menge solchen Ungeziefers aus Feld und Wald nach den nahen Gebäuden zieht. Der hiesige Farmer muß daher auf gute Hunde und Katzen ganz besonders bedacht sein.

Zu den unumgänglich nothwendigsten Geschäften des hiesigen Landbauers, zumal in neuen Ansiedelungen, gehört auch die Eichhörnchenjagd. Diese Thiere sind in unzählbarer Menge vorhanden, und wenn man hier und da gegen sie nicht genug auf der Hut ist, so ist es um die Maisernte leicht zum großen Theil geschehen. Schon sobald die Pflanzen anfangen, aus der Erde hervorzusprießen, finden sich ganze Schaaren dieser Thierchen ein, welche die gekeimten Körner der Reihe nach aufsuchen und, wenn man sie nicht daran verhindert, in kurzer Zeit mit einem Acker fertig werden. Um diese Zeit muß der Farmer des Morgens um Sonnenaufgang und des Abends um die Untergangszeit fleißig seine Felder umwandern und wegschießen, was nur zu erreichen ist, und dieß muß so lange fortgesetzt werden, bis die Sprossen etwas stark geworden sind. Dieselbe Wachsamkeit gegen diese Thiere wird wieder nöthig, wenn die Frucht sich der Reife naht, namentlich während des Monats September: die Verheerungen die sie da hin und wieder und besonders in den sich an den Waldungen hinziehenden Streifen der Maisfelder anrichten, sind schrecklich. Es giebt hier verschiedene Arten Eichhörnchen; die Zahlreichsten und den Maisfeldern Gefährlichsten sind die Grauen. Gerathen in den Waldungen die Nüsse gut, so leiden die Kornfelder weniger. In diesen zeigen sie sich immer etwas scheu; im Walde hingegen verzehren sie ihre Nüsse ganz dreist, und an solchen nagend sieht man ihrer da oft ein halbes Dutzend beisammen sitzen, und das oft dicht an den Wohnungen der Farmer. Die Amerikaner bedienen sich zum Schießen der Eichhörnchen langer Kugelbüchsen von sehr kleinem Kaliber; sie schießen nämlich Kugeln, deren 64 Stück auf's Pfund gehen, und auch noch kleinere; selten fehlt auf 40 — 50 Schritte ein Schuß.

Die Häute der Eichhörnchen hebt man hier selten auf, allein ihr Fleisch wird allgemein und mit dem größten Appetit gegessen; es ist aber auch in der That ein sehr wohlschmeckendes Gericht.

Eine große Plage für Menschen und Thiere — in diesen Gegenden sowohl, wie überhaupt in allen, an den großen Flüssen, oder in ihrer Nähe gelegenen Landschaften in den mittleren und noch mehr in den südlichen Theilen der Vereinigten Staaten — sind die Muskiten. Sie scheinen eigentlich nichts Anderes zu sein, als die europäischen Schnaken, oder Stechmücken (culex pipiens), doch ist ihr Stich weit empfindlicher und wirkt bösartiger, denn er verursacht ein heftiges Brennen und Jucken, und es entsteht danach ein harter Knoten wie eine große Erbse, ja oft wie eine kleine Haselnuß. Sie erscheinen hier im Monat Juni, sowie die drückende Sommerhitze eintritt, in ungeheuren Schwärmen, sodaß man von da an an schattigen Orten fast zu keiner Zeit genug im Stande ist, sie von Augen, Mund und Nase abzuwehren. Ganz vorzüglich zahlreich aber pflegen sie nach großen Ueberschwemmungen zu erscheinen, und dann verbreiten sie sich gewöhnlich auch weithin über Hügel und Berge. Am zudringlichsten und fast unabwehrbar sind sie in den Abendstunden, des Morgens aber nicht viel weniger; Einige dieser Plagegeister in der Schlafkammer lassen auch den Müdesten wenigstens vor Mitternacht kein Auge zuthun: schon ihr Sumsen ist unausstehlich. Deshalb ist es in den an den großen Flüssen liegenden Städten gewöhnlich, die Betten mit Florbehängen (musquito-bars) zu umziehen, und weil man diese Einrichtung nicht in allen Wirthshäusern antrifft, so fügen Viele, die im Sommer und Herbste Reisen unternehmen, ihrer Bagage einen solchen Muskitenvorhang bei. Auch das Vieh muß sehr von ihnen leiden. Freie, sonnige Orte lieben sie nicht: am häufigsten sind sie in Gegenden, wo im Frühjahre viele Wasserpfützen stehen bleiben. Wer in der Muskitenzeit in schattigen Flußthälern im Freien arbeitet, wird oft am Halse von ihnen so zerstochen, daß sich dieser wie dicht mit kleinen Haselnüssen besetzt anfühlt. Außer den Muskiten zeigen sich aber auch Morgens und Abends hier noch Schwärme von kleinen, kaum sichtbaren Mücken, nettles genannt, deren Stich keinen Knoten, aber ein äußerst lästiges Brennen verursacht.

Sehr lästige Thiere für die Landbewohner sind auch die Zecken (acarus ixodes), ebenfalls Insecten, und zwar eine Art Milben, von den Amerikanern Ticks, von den Spaniern Carabotos genannt, von der Größe eines Mohnkerns bis zu der einer Linse. Sie leben im

Sommer in den Wäldern zu Hunderten und Tausenden gesellig und fest aneinander gedrängt auf dem Grase und dürren Blättern. Bei uns finden sie sich bisweilen einzeln an Jagdhunden, aber in den amerikanischen Wäldern sind alle wilden und zahmen Thiere, ja sogar die Mäuse voll davon. Sobald in den hiesigen Wäldern ein Fußwanderer an solche Pflanzen, worauf sie sitzen, anstreift, haben sich auch augenblicklich Einige dieser Thierchen seinen Kleidern angehängt und dringen nun schnell auf die Haut ein, wo sie sich, besonders an den zartesten Theilen, einbeißen und zuerst ein qualvolles Jucken verursachen, das durch fast unvermeidbares Reiben nur noch vermehrt wird. Bleiben sie lange sitzen, so graben sie ihren Kopf sehr tief ein und lassen sich dann eher den Körper abreißen, als daß sie loslassen. Obgleich sie niemals größer sind als eine Bettwanze, so dehnt sich doch manchmal der Bauch von dem eingesogenen Blute zur Größe einer Haselnuß aus. Die ganz kleinen Zecken, welche sich erst zu Anfange Augusts zeigen, sind vermuthlich die Brut der größeren Arten. Wer sich die Mühe giebt, im Sommer seine Kleider bisweilen mit Tabaksblättern zu reiben, wird selten von Zecken belästigt werden, doch unterlasse Niemand, wenn er das Vorhandensein Einiger dieser Peiniger auf seinem Körper ahnt, sogleich eine gehörige Nachsuchung anzustellen. Haben sie sich aber schon in die Haut eingebissen, so ist das Beste, was man thun kann, sie durch Reiben mit Branntwein oder mit Wasser, worin Tabak eingeweicht wurde, zu tödten. Auf angebauten Ländereien giebt es deren wenige, und mit dem Eintritt der kalten Nächte verschwinden sie.

Unter den Thieren, welche hier die Menschen quälen und belästigen, müssen wir auch noch die Wanzen bemerken; denn diese sind hier in der That um so häufiger, je seltener die Flöhe sind, und das Reinhalten der Betten von Wanzen ist in den hiesigen hölzernen Wohnungen eine sehr wichtige, aber auch gewiß äußerst schwierige Aufgabe für die Hausfrauen, deren Lösung vielleicht hier und da völlig unmöglich sein möchte. In den hiesigen Wäldern, oft weit entfernt von menschlichen Wohnungen, finden sich unter der Rinde dürrer Eichen zuweilen Wanzen in großer Menge, und ebensowohl ist auch allgemein bekannt, daß die Fledermäuse, die in den hiesigen Waldungen auch sehr zahlreich, am häufigsten aber gerade da sind, wo es recht viele abgestorbene Eichen giebt, beinahe niemals frei von Wanzen sind. So möchten entweder diese abgestorbenen Bäume, oder die Leiber der Fledermäuse als die natürliche Urstätte der Wanzen zu betrachten sein. Auch in den Wohnhütten, die von ungeschälten eichenen Blöcken

aufgesetzt wurden, finden sie sich oft unter deren Rinde legionenweise, alles wurmstichige Holz ist voll davon, und dann ist es wohl nicht gut möglich, wenn auch die äußerst reinlichen Amerikanerinnen sich alle Mühe geben, die Betten vor diesen bösen Eindringlingen genugsam zu bewahren.

Da wir hier nun einmal von den für die Bewohner dieser Gegenden lästigen und schädlichen Thieren sprechen, so wollen wir auch noch der ihnen gefährlichsten Thiere, nämlich der Schlangen, kürzlich gedenken, wennschon sie nicht gerade so gefährlich sind, wie Manche sich vorstellen. Wenn eine Gegend erst einigermaaßen besiedelt ist, so zeigen sich der Schlangen fortwährend weniger: sie scheinen die Niederlassungen der Menschen zu fliehen und sich von ihnen zurückzuziehen. Am meisten finden sie sich wohl durch die Schweine beeinträchtigt, und wo erst viele Schweine in den Waldungen umherstreichen, ist bald von Schlangen nicht sonderlich viel mehr wahrzunehmen. Von den Schweinen werden viele Schlangennester zerstört und die junge Brut zertreten; ja man nimmt an, daß sie nicht nur Schlangeneier, sondern auch junge Schlangen verzehren. Auch hat man nie gehört, daß ein Schwein von einer Schlange gebissen worden, oder vielmehr, daß der Biß einer Schlange einem Schweine etwas geschadet hätte. Mit Pferden und Rindern ist das anders.

Es giebt hier drei Arten von Klapperschlangen; am meisten wohl die mit den großen gelben Flecken (crotalus horridus). Die Größten sind höchstens fünf Fuß lang und etwas über zwei Zoll dick. Sie wohnen, wie alle Schlangen, gern am südlichen Fuße steiniger Anhöhen, wo sie feuchte und sumpfige, dabei aber warme Thäler vor sich haben. Nur an warmen Sommertagen verlassen sie ihre unterirdischen Höhlen; am häufigsten sieht man sie bei heißem Wetter an Wegen und glatten, entblößten Waldstellen sich sonnen. Man kann an einer Klapperschlange sehr nahe vorbei gehen, ohne befürchten zu müssen, von ihr gebissen zn werden. Sie greift wahrscheinlich den Menschen nie freiwillig oder ungereizt an; vielmehr sucht sie sich, wenn er ihr zunahekommt, gern von ihm zu entfernen. Kommt ihr aber Jemand unerwartet zunahe, sodaß sie sich selbst in Gefahr glaubt und nicht durch Flucht zu entkommen hofft, so rüstet sie sich schnell zur Vertheidigung, oder auch zum Angriffe. Sie ringelt sich in einen Kreis spiralförmig zusammen, aus dessen Mittelpunkt sie den geöffneten Rachen hoch empor und ihrem Gegner entgegen streckt. Dabei ist ihr Schweif in steter Bewegung; sie macht damit ein schnurren=

des und dabei schellerndes Geräusch, das dem eines Scheerenschleifers gleicht, nur aber viel schwächer ist. Man macht sich gemeiniglich hiervon eine sehr irrige Vorstellung, denkt sich ein Geklapper, das man weit hören kann, und wird in diesem Irrthume sogar durch manche Naturgeschichten bestärkt. Die Schlange klappert bei Annäherung eines Menschen nicht eher, als bis sie zum augenblicklichen Angriffe gefaßt ist. Tritt der ihr Nahekommende, sowie er sie erblickt, nur geschwind einige Schritte zurück und verhält sich ruhig, so stellt sie das Klappern sogleich ein und sucht weiter zu marschiren. Hat die Schlange sich aufgerollt, so kann sie so weit vorwärts schnellen, als sie lang ist. Springen kann man das nicht nennen, denn ihr Schweif verläßt die Erde nicht. Sie kann sich aber sehr rasch wieder aufrollen und die Schnellung wiederholen. Dem Fußwanderer und Arbeiter in amerikanischen Wäldern ist aber bei heißen Sommertagen stete Aufmerksamkeit und Umsicht zu empfehlen.

Es ist hier, wie überall in Amerika, angenommener Grundsatz, daß Jeder, der eine Schlange sieht, sie zu tödten sucht, ja schon der zehnjährige Knabe hält sich gleichsam dazu verpflichtet. Erblickt man eine Schlange, so sucht man sogleich eine Waffe, z. B. ein nicht zu kurzes Stück gesundes Holz, einen Stock ꝛc., und sucht sich ihr unbemerkt zu nähern. So lange sie zieht, oder ausgestreckt liegt, kann man ihr ohne alle Gefahr so nahe gehen, als nöthig ist, um sie gehörig treffen zu können. Sieht sie, daß man auf sie zukömmt, und merkt sie die feindselige Absicht, so rollt sie sich mit Blitzesschnelle auf und streckt Einem den offnen Rachen drohend entgegen. Da darf man dann freilich nicht gerade vor sie treten und auf sie schlagen wollen, denn das könnte allerdings mißlingen, sondern man tritt geschwind bei Seite, daß man ihr aus dem Gesicht kommt, worauf sie sich bald wieder ausstreckt, um weiter zu ziehen; denn sie strebt, den Platz, wo sie Gefahr witterte, ohne Zögern zu verlassen. Diesen Augenblick muß man benutzen: man tritt schnell hinan und giebt ihr einen Schlag auf den Kopf, oder so nahe als möglich daran, und es ist um sie geschehen. Läßt man ihr nur ein wenig Zeit, so entschlüpft sie leicht; denn wenn sie flieht, geschieht es mit unglaublicher Schnelligkeit.

Aus der Zahl der Glieder, aus welchen die Klapper besteht, welche die Spitze des Schweifs einer Klapperschlange bildet, soll man sehen können, wie alt ein solches Thier sei, da sich diese Zahl alljährlich um ein Glied vermehre. Man trifft aber selten Schlangen, deren Klapper über einige Zoll lang ist, und man nimmt an, daß von

den spröden Gliedern, aus dieser oder jener Ursache, dann und wann Einige abspringen, da doch einzelne Schlangen getroffen werden, die sehr lange Klappern haben, ohne deswegen selbst länger und dicker zu sein, als andere, bei denen das nicht der Fall ist.

Die Kupferschlangen, welche hier ebenfalls angetroffen werden, erreichen bei weitem nicht die Größe der Klapperschlangen, sind aber ebenso giftig, ja man hält sie hier allgemein für noch giftiger; wenigstens sind sie noch gefährlicher. Wird die Klapperschlange nicht geradezu angegriffen, so zieht sie sich vor dem Menschen zurück. Aber die Kupferschlange rührt sich bei der Annäherung eines Menschen nicht von der Stelle, und sobald er ihr nahe kommt, versucht sie zu beißen. Die Vipern, die selten viel über einen Fuß lang sind, ziehen sich, wenn sich ihnen ein Mensch nähert, etwas zurück, indem sie, wie eine gereizte Katze, aus dem Rachen blasen. Giftige Wasserschlangen giebt es gleichfalls hier, nämlich solche, die sich meistens im Wasser aufhalten, doch aber zuweilen auch auf's Land gehen. Auch schwarze Schlangen werden nicht selten getroffen, die 6—9 Fuß lang sind. Ihr Biß ist nicht giftig, jedoch verfolgen sie, wenn sie gereizt werden, ihren Gegner auf weite Strecken.

Man hat hier Beispiele, daß Schlangen sich in die Wohnhäuser und sogar bis in die Betten geschlichen haben. Zwar sind dieß meistens Arten, die nicht giftig sind, und die nach Mäusen, jungen Hühnern rc. gehen. Allein einer gewissen Aversion vor allen Schlangen können sich die eingewanderten Europäer selten, am wenigsten aber die Weiber ganz erwehren, wenn gleich in Amerika gewiß nicht so viel Unglücksfälle durch Schlangen, als in Europa durch tolle Hunde geschehen. Plätze, wo Schlangen in Menge, gleichsam colonieenartig, beisammen wohnen, giebt es allerdings auch in diesen Gegenden; doch sind sie sehr selten und kommen nur da vor, wo die Ansiedelungen in der Nähe noch sehr dünn sind.

Ich erinnere mich eben, auch noch nichts über die Bewohner der hiesigen Gewässer gesagt zu haben. Nun in dem Missouristrome sowohl, wie in dessen Nebenflüssen, aber auch in den kleinen Flüssen und Bächen dieser Gegenden giebt es Fische in Menge. Die Besten darunter sind: der Buffalofisch, der ein sehr wohlschmeckendes Fleisch hat; der Catfisch (Silurus felis), der oft über 100 Pfund schwer ist, sowie auch Aale, Hechte und eine Art Lachse. Auch die kleinen Seen oder natürlichen Teiche wimmeln von Fischen. Ganz vorzüglich leicht werden diese im Winter gefangen, wenn jene Gewässer mit einer

tragenden Eisdecke belegt sind. Es werden zu dem Ende Löcher in das Eis gehauen, nach denen hin sich die Fische haufenweis drängen, wo man sie sogar bloß mit dazu passenden Holzstücken herausschnellt. Große Buffalofische werden, sowie sie sich dicht unter dem Eise in der Nähe der gemachten Oeffnungen zeigen, durch einen Schlag auf das Eis betäubt und können dann ohne Umstände herausgenommen werden. Fische in künstlichen Teichen zu halten, fällt hier Niemandem ein. Auch mehrere Arten von Schildkröten leben in den hiesigen Bächen, aber auch große Landschildkröten giebt es; ich habe eine solche gesehen, die über 2 Fuß lang war. Sie werden von Vielen gegessen, und ihr Fleisch soll sehr wohlschmeckend sein; vorzüglich aber werden sie in großen Städten zu Suppen verwendet. Auch der große Ochsenfrosch (Rana taurina oder ocellata) findet sich hier oft. Er ist von bräunlich grüner Grundfarbe mit schwarzbraunen Flecken, und man sieht deren von 9—12 Zoll Länge. Sein Gebrüll, das dem eines jungen Ochsen ähnlich klingt, kann man während des ganzen Sommers täglich hören. Auch sein Fleisch wird von Manchen, und besonders den Franzosen, mit großem Appetit gegessen.

Noch einer Gattung sehr nützlicher und dabei völlig harmloser Geschöpfe, die hier in der wilden Natur leben, wollen wir jetzt gedenken. Auch in den hiesigen Wäldern giebt es, wie in vielen andern Landstrichen Nordamerika's, eine große Menge wilder Bienen, die ihre Wohnungen und Vorrathskammern in hohlen Bäumen anlegen. Wer nun solche Bäume gut aufzusuchen weiß, kann oft in kurzer Zeit eine bedeutende Masse Wachs und Honig einsammeln. Man nimmt allgemein an, in Amerika habe es zur Zeit der Entdeckung gar keine Bienen gegeben, sondern die jetzt vorhandenen wilden Bienen seien sämmtlich Abkömmlinge von aus Europa herübergebrachten Schwärmen. Ob dieß wirklich so sei, wollen wir dahingestellt sein lassen; soviel ist aber gewiß, daß jetzt die Indianer ebenso gute Bienenjäger sind, wie die Weißen. Die Bienenjäger nehmen ihren Standpunkt auf einer sich zwischen zwei Thälern hinziehenden Anhöhe. Auf einer von Bäumen etwas freien Stelle zünden sie ein kleines Feuer an, auf welches sie Honigwaben legen, sodaß sich das Wachs allmälig in Rauch auflöst. Ein starker Honiggeruch verbreitet sich dadurch über die anliegenden Thäler, der unter andern Insecten sehr bald auch Bienen herbeilockt. Die Jäger geben nun genau Acht, welche Richtung die von dem Köder auffliegenden Bienen nehmen, sie folgen derselben und finden oft sehr bald das gesuchte Bienennest, wozu freilich etwas

scharfe und geübte Augen gehören; denn oft ist es eine sehr kleine, nicht so gar leicht zu erspähende Oeffnung in einem alten Baume, in einer Höhe von mehr als 50 Fuß, die zu derselben führt und durch die ein= und ausfliegenden Bienen bemerkbar wird. Der Baum wird nun niedergehauen und die Bienenwohnung rein ausgeplündert, und so sind diese Thierchen auch nicht einmal in den Wildnissen Amerika's mit ihren durch rastlosen Fleiß gesammelten Vorräthen vor der Raubgierde der Menschen sicher. Da die Beraubung am öftersten und liebsten im Herbste vorgenommen wird, weil da die meiste Beute zu hoffen ist, so gehen dadurch freilich viele Schwärme zu Grunde, sodaß, wie sich in einer Gegend die weißen Ansiedler und somit ihre Verfolger mehren, die wilden Bienen fort und fort abnehmen. Doch es werden dann auch viele hundert Schwärme eingefangen, und sie gewöhnen sich sogleich als zahme Bienen an die Wohnungen der Menschen. Ich habe einen in der Nähe von Hermann wohnenden Amerikaner gekannt, der im Jahre 1840, vom März bis October, 39 Bienennester aufgefunden und zusammen über 200 Quart Honig erbeutet hatte. Bisweilen liefert bloß ein einzelner Bau mehr als 10 Quart. Gehört das Land, worauf ein Bienenbaum gefunden wird, bereits einem Privatbesitzer, und ist die Beraubung nicht anders zu bewerkstelligen, als durch Niederhauen desselben, so hat sich von Rechtswegen der auffindende Jäger zuvor mit dem Besitzer abzufinden, doch damit wird es gewöhnlich nicht sehr genau genommen. Zieht man es vor, die Beraubung noch aufzuschieben, so wird der Baum durch Einhiebe bezeichnet, was allgemein als eine unverletzbare Besitzergreifung seines Inhalts gilt. Das Quart Honig wird hier mit 12—15 Cents bezahlt; Honig und Wachs sind wichtige Handels- und Ausfuhrartikel Nordamerika's und vorzüglich der neuen Westländer desselben.

Eine der wichtigsten Arbeiten des amerikanischen Farmers, welche auch die meiste Zeit hinwegnimmt und Kraft und Sorgfalt in nicht geringem Maaße verlangt, ist das Einzäunen des Ackerlandes. Wie schon früher erwähnt wurde, muß hier nämlich jedes in Cultur zu setzende Grundstück mit einer Verzäunung (fence) umgeben werden. Man beachte hierbei wohl: nicht seines eignen Viehes wegen, um dieses in Schranken einzuschließen, hat der Farmer diese Umzäunung zu machen — denn dieses jagt er hinaus auf die nicht umzäunten Flächen, wie alle Anderen thun — sondern um das Tag und Nacht und immer frei herumlaufende Vieh von den in Cultur genommenen

Grundstücken auszuschließen. Diese Fensen werden auf verschiedene Weise gemacht. In den hiesigen Gegenden, wo man noch nicht an Schonung des Holzes, destomehr aber an Zeitersparniß denkt, verfährt man also damit: Die gefällten Stämme werden in Klötzer von 10 Fuß Länge zersägt oder gewöhnlicher zerhauen und dann in Scheithölzer (rails, spr. Rähls — Riegel) zerspalten, deren eins ungefähr ½ Centner schwer ist. Dieß geschieht vermittelst eiserner und hölzerner Keile, wobei man dann und wann mit der Axt nachhelfen muß. Es sind hierbei so manche vortheilhafte Handgriffe anzuwenden, die Niemandem gut zu lehren sind, sondern auf die man mehr durch eignes Ueberlegen und durch Uebung kommen muß. Daher ist in diesem Geschäfte Einer weit mehr zu leisten im Stande, als der Andere; kurz, wenn es damit vom Flecke gehen soll, ist es eine nicht nur Kraft, sondern auch Umsicht und Geschicklichkeit fordernde Arbeit. Diese Riegel werden dann mit einem Schlitten an der Zaunlinie herumgefahren, zu jedem Doppelsatz der Fense wird die erforderliche Anzahl abgeworfen, und hernach werden sie im Zickzack über einander aufgesetzt.

Hier ist nun Folgendes zu bemerken: Mit 7—8 Fuß sind die Fensen eigentlich hoch genug, und man trifft deren Manche, die nicht so hoch sind. Sind nun die Riegel von gehöriger Stärke, so erfordert das 7—8 Stück Riegel auf einem Satz, und durch deren eigne Last liegen sie so fest über einander, zumal in den ersten Jahren, wenn das Holz noch frisch ist, daß weiter keine Befestigungsmittel nöthig sind. Sind die Riegel aber schwach, so kann mit der angegebenen Zahl nie die erforderliche Höhe herauskommen, und die Fense steht auch gegen anreibendes Vieh an und für sich nicht fest genug. Da müssen denn an allen Winkeln des Zickzacks Strebesäulen (stakes) eingegraben werden, die sich oben überkreuzen, und wo in die auf diese Weise gebildeten Gabeln nochmals Riegel eingelegt werden. Dieses Verfahren nennt man das Reitern der Fensen.

Geschieht einmal ein Einbruch des Viehes in ein umzäuntes Grundstück, so kann der Besitzer vom Eigenthümer des Viehes Schadenersatz fordern, wenn seiner Fense keine der gesetzlich vorgeschriebenen Eigenschaften mangelt, was durch eine gerichtliche Besichtigung ermittelt werden muß. Hierzu gehört, daß sie mit der Reiterung zehn Fuß hoch sein und drei Fuß von unten herauf keine Oeffnung von mehr als drei Zoll Weite haben darf. Allein solcher vollkommen gesetzlicher Fensen giebt es nur Wenige, und daher ist in einem solchen Falle selten weiter etwas Besseres zu thun, als daß man den angerichteten Schaden mit Geduld trägt. Freilich sehr schlimm ist es,

daß dieß am öftersten über einen neuen Anfänger kommt, der vielleicht erst einige Äcker mit blutsaurem Schweiße in Cultur setzte, weil da immer am ersten noch etwas an den Fensen fehlt. Daher gilt es hier auch als Grundsatz, daß man mit der Farmerei wo möglich nicht zu klein anfange, weil dann ein solcher, oder auch ein anderer vorkommender Schade doch leichter übertragen wird. Kommen vielleicht einmal 4—5 Rinder in ein Maisfeld von 2—3 Acres, so können sie Alles zu Grunde richten, ehe ein Mensch oder ein Hund etwas davon gewahr wird, während auf einer großen Farm ein solcher Schade, der übrigens immer dann und wann einmal vorkömmt, doch immer leichter überwunden wird.

Merkwürdig ist, wie geschickt manche Thiere im Uebersteigen und Durchbrechen der Fensen sind. Es giebt Pferde, Ochsen und Kühe, aber auch Eber, die über eine 6 Fuß hohe Fense ohne Umstände frei hinwegspringen, und Schweine, die an einer Fense hinauf klettern, wie eine Katze, und wenn sie nicht zu hoch ist, auf der andern Seite hinabspringen. Es giebt Ochsen, die, gleichsam ganz überlegt, von einer ungereiterten Fense einen Riegel nach dem andern mit den Hörnern herablegen und so tagtäglich die Fruchtfelder öffnen. Haben sie dieses Kunststück inne, so ist ihr Eigenthümer verbunden, ihnen ein Holz quer über beide Hörnerspitzen zu stecken, welches sie an dessen Ausübung hindert, oder deshalb irgend eine andere Vorrichtung anzubringen; heben sie die Riegel mit der Schnauze ab, so wird ihnen ein Bret vor die Stirn gehängt u. s. w. Verfällt aber ein solches Thier darauf, sich mit dem Hintern an die Fensen anzulegen und rückwärts zu schieben, dann widersteht ihm keine, sie sei auch noch so fest, sondern sie müssen allemal weichen. Wiederholt es dieses Experiment, dann ist auch weiter keine Hilfe mehr, sondern es wird seinem Besitzer von den Nachbarn angedeutet, daß er seinen Ochsen sofort in Verzäunung zu halten habe, sonst werde man diesem, je eher je besser, eine Kugel durch den Kopf jagen. Junge Schweine winden sich oft durch Oeffnungen, die auch der aufmerksamste Farmer bisweilen lange nicht aufzufinden vermag. Uebrigens muß ein Feldbesitzer, wenn er fremdes Vieh in seinen Verzäunungen trifft, sich wohl hüten, es mehr, als gerade nothwendig, mit Hunden zu hetzen, oder sonst gewaltthätig zu behandeln; vielmehr soll er es mit aller Vorsicht herauszutreiben suchen, welche Regel jedoch nicht allemal so ganz genau beobachtet wird.

So ist also das Einzäunungssystem, wie es in diesem Lande bis jetzt besteht, eine in so mancher Hinsicht äußerst fatale und Unheil

aller Art bringende Einrichtung. Es ist ein Grundübel, ein Hauptgebrechen der hiesigen Landwirthschaft, die es auch noch lange, wenn nicht für immer, auf der niedrigsten Stufe halten wird; denn es raubt dem Landbauer viele Zeit, die er zu etwas Besserem verwenden könnte; auch ist es eine der Hauptursachen zum schnellen Verwüsten der schönsten Waldungen. Ich habe hier Farmen kennen gelernt, deren Anbau kaum vor zehn Jahren begonnen ward, die aber jetzt schon nicht mehr so viel brauchbares Holz besitzen, als nöthig ist, um ihre Fensen in gehörig guten Stand zu setzen. Das Fensenwesen ist demnach auch oft ein Hauptgrund ihrer Entwerthung, denn nicht selten hört man hier, wenn vom Verkauf einer Farm die Rede ist, den Ausdruck: Sie ist nichts werth, denn sie hat nicht einmal Holz zur Ausbesserung der Fensen! Beim Ankauf einer bereits angebauten Farm hat man ganz vorzüglich auch darauf zu sehen, in welchem Zustande die Fensen sind, und ob es noch brauchbare Bäume in den zugehörigen Waldungen giebt. Dieß bestimmt großentheils mit ihren höheren oder niedrigeren Werth. Das Fensenwesen und das mit ihm verschwisterte freie Umherlaufen des Viehes ist für den Farmer eine Ursache vieler Sorgen und Beschwerden, denn es ist beinahe nothwendig, daß er täglich seine Fensen umgeht und aufmerksam mustert. Es wird oft eine Veranlassung zum Mißhandeln schuldloser Thiere und sonst zu manchem Verdrusse, es ist eine reiche Quelle vieler Zwistigkeiten zwischen den Nachbarn und führt nicht selten zu unendlichen Feindseligkeiten und zu den verderblichsten Processen: es wird somit auch eine starke Versuchung zu Lug und Trug, zu falschem Zeugniß, zu Herabwürdigung und Mißbrauch des Eides, ja zum Meineid selbst, und Gott weiß, zu was sonst noch Allem! — kurz, es ist mehr als irgend etwas eine Wurzel alles Uebels! — Aber eine Tugend hat es doch! Es wird eben dadurch auch zu einer guten Fundgrube für Richter und Advocaten, zumal wo viele Deutsche sich niederließen; denn Viele von diesen, wenn ihnen von dem aus dem alten Vaterlande mit hinüber gebrachten Gelde noch ein paar Thaler übrig blieben, finden bald für gut, jenen Herren etwas davon zuzuwenden, und zwar oft auch in Folge des Fensenwesens.

Ein anderes mächtiges Hinderniß des Emporkommens der hiesigen Landwirthschaft ist der hohe, in gar keinem Verhältnisse mit deren Ertrage stehende Arbeitslohn. Zwar ist er seit einigen Jahren gesunken; von einem für den Arbeitsgeber sowohl, wie für den Arbeiter selbst erträglichen und ersprießlichen Verhältniß kann aber immer

noch keine Rede sein; kurz, hier walten abermals nicht gar leicht zu lösende Widersprüche. Der gewöhnliche Taglohn ist hier immer noch ein halber Dollar nebst Kost. Rechnen wir nun den mittleren Ertrag eines mit Weizen bestellten Acre zu 20 Bushel und den Bushel zu 35 Cents, dem gewöhnlichen Mittelpreis dieser Frucht, so erfordert ein Taglohn doch immer beinahe den Werth von $1\frac{1}{2}$ Bushel ($\frac{1}{2}$ Dresdener Scheffel) Weizen. Doch weil der Farmer selten Geld einnimmt, so hat er auch selten Lust, mit Gelde zu bezahlen, und er bietet gewiß zuvor jedes Aequivalent an, ehe er sich dazu bequemt. Gesetzt nun, er wäre wirklich so glücklich, einen Arbeiter für 1 Bushel Weizen ($\frac{1}{3}$ Dresdener Scheffel) in natura täglich zu bekommen, so wird man doch wohl leicht begreifen, daß er diesen Lohn dennoch nicht lange geben, daß er dabei doch nicht bestehen kann. Bietet er aber andere Dinge als Aequivalent an, z. B. Vieh, Fleisch, Butter, Eier ꝛc., so geht es ihm damit um kein Haar besser.

Und eben auf diese fatalen Umstände berufen sich Manche, wenn sie behaupten, es lasse sich hier ohne Sklaven keine bedeutende Landwirthschaft betreiben. Allein diese verwechseln offenbar Ursache und Wirkung; denn gerade die Sklaverei ist gewiß ein Hauptgrund dieser fatalen Umstände. Es giebt hier nämlich weit mehr große Grundbesitzer, als Kleine, und die Ersteren sind in der Regel immer Sklavenhalter. Niemand kann sich also hier auf Lohnarbeit einrichten und auf beständigen Verdienst rechnen; denn die, welche ihm am ersten Arbeit geben könnten, lassen solche durch Sklaven verrichten. Zwar zuweilen trifft es, z. B. bei sehr nothwendiger Erndtearbeit ꝛc., daß auch diese Sklavenhalter gern noch einige weiße Arbeiter haben möchten, und gelingt es ihnen, sie zu erhalten, so müssen sie einen sehr hohen Lohn bezahlen. Denn erstens arbeitet kein Weißer gern mit Sklaven, und ist es auch dem weißen Arbeiter in diesem Falle nicht zu verdenken, wenn er den Grundsatz anwendet: Je mehr, je besser! da man ihn doch nur so lange beschäftigt, als es gerade die höchste Noth erfordert. Doch auch der mittelbegüterte Farmer, welcher keine Sklaven hat, möchte wohl manchmal gern für einige Zeit einen Arbeiter nehmen; allein aus schon angegebenen Gründen betrachtet er es als das größte Hauskreuz, wenn er es thun muß, und läßt ihn wieder laufen, sobald es nur sein kann; ja Mancher läßt lieber einen Theil seiner Ernte verderben, ehe er einen Taglöhner hält; er macht, was er mit den Seinigen machen kann, und das Andere läßt er liegen. Ein Anderer aber möchte wohl vielleicht gern einmal 1 Dollar für den Tag geben, wenn er nur einen Arbeiter bekommen

könnte, allein es ist nicht möglich, eben weil sich, trotz des hohen Lohns, doch Niemand auf Tagelöhnerei einrichten kann; denn 2 bis 3 Tage würde er für hohen Lohn arbeiten, und ebenso viele Wochen könnte er dann wieder spazieren gehen, und so würde er doch schlecht genug dabei zurechtkommen. Ja so ist es, und so geht es in der That! — Aber — möchte man hierauf zu erwiedern geneigt sein — da wäre es doch wohl besser, der Taglöhner nähme einen billigeren Lohn und hätte alle Tage Arbeit! Ja das wäre allerdings viel besser; da er aber beim jetzigen Stande der Dinge auf fortdauernde Arbeit einmal nicht rechnen kann, so will er für ein paar Tage Nothhilfe gut bezahlt sein, oder er mag nichts davon wissen.

Jedoch auch noch andere Ursachen tragen zu diesem auffallenden Mißverhältnisse bei. Durch das häufige, aber unsichere und werthlose Papiergeld, womit zu jener Zeit das Land überfluthet war, wurden alle Preise, und also auch der Arbeitslohn, auf eine unnatürliche Höhe getrieben. Von dieser will man nun nicht wieder herab und leidet lieber erst etwas Noth, ehe man sich zu billigeren Bedingungen versteht. Der Farmer kann keinen hohen Lohn geben, und um einen billigen Lohn will Niemand gern arbeiten, und so währt das Zwängen und Drängen fort und wird noch lange fortwähren.

Ein anderes Verhältniß findet allerdings statt, wenn ein Farmer einen Arbeiter auf einen oder mehrere Monate, oder auch auf ein ganzes Jahr miethet, welches Letztere jedoch hier nicht sehr gewöhnlich ist. In St. Louis kommen jetzt in jedem Spätherbste eine Menge deutsche Einwanderer und darunter oft eine große Zahl junger rüstiger Bursche an. Bei manchem derselben ist die Kasse oft schon sehr leicht geworden, oder es ist damit vielleicht fast ganz zur Neige, ohne daß sie noch ein Mittel zum fernern Unterhalte während des Winters sähen. Viele von ihnen gehen nun im Lande umher und bieten den Farmern ihre Dienste an. So kann Mancher der Letzteren oft den stärksten Burschen für 3 — 4 Dollars den Monat, oder noch billiger bekommen, während wenige Jahre früher der monatliche Lohn gewöhnlich 10 — 15 Dollars war. Allein auch um einen sehr billigen Lohn mag Niemand leicht einen solchen Burschen auf ein ganzes Jahr miethen, denn er weiß ja nicht, ob er ihn brauchen kann, und so versucht er es lieber erst auf einen Monat mit ihm. Ein Amerikaner thut es aber am allerwenigsten, denn diese sind vornehmlich in dieser Beziehung immer etwas mißtrauisch gegen die Deutschen, und das wohl auch gewissermaaßen mit Recht, da solche Burschen in den ersten Dienststellen, zumal für einen billigen Lohn, selten lange aus-

halten. Es ward ihnen ja schon zu Hause viel von dem ungeheuren Verdienste in Amerika vorgeschwatzt. Auch will es ihnen meistens gar nicht in den Kopf, daß der Deutsche in Amerika erst noch lernen soll — daß er wenigstens lernen soll oder muß, sich in Menschen und Umstände aller Art zu schicken — sie hatten sich das Alles ganz anders gedacht. Sie meinen daher immer, daß sie den rechten Fleck noch nicht getroffen hätten, und setzen ihren Stab bald weiter, um ihn doch wo möglich noch zu treffen. Uebrigens gilt dieß nicht nur von der hiesigen Gegend, sondern vom ganzen Lande, und also auch von den sklavenlosen Staaten. So existirt also in diesem Lande Mangel an Arbeit und Mangel an Arbeitern immer zu gleicher Zeit und dicht neben einander Welch' ein sonderbarer Contrast! Und das mit ihm Hand in Hand gehende heillose Mißverhältniß zwischen Arbeitslohn und Ertrag der Landwirthschaft ist unbestreitbar hauptsächlich auch eine Frucht des Sklaventhums und des elenden Credit- und Papiergeldsystems.

So gewöhnlich aber hier Aequivalente aller Art zu Berichtigung des Arbeitslohns gebraucht werden, ebenso gewöhnlich werden solche im gesammten täglichen Verkehr überhaupt angewendet; ja gewiß in den meisten Geschäften werden allerhand Tauschgegenstände anstatt des Geldes gebraucht. Zwar werden jetzt alle diese Dinge, in jedem einzelnen Falle, von den Contrahenten nach Geldwerthe abgeschätzt und gegeben und angenommen, anstatt daß früher, unter der spanischen Herrschaft, gewisse Waaren, z. B. Häute, Pelzwerk, Tabak u. m. a., einen gesetzlich festgestellten Werth hatten. Allein dieß gründet sich keinesweges auf die Ueberzeugung, daß der Umsatz dieser Producte gegen wirkliches Geld auch in der That immer möglich sei, wie uns Hr. Duden glauben machen möchte, sondern es ist bloß das Werk der Noth. Um den Werth der Waaren zu bestimmen, muß das Geld wohl immer den Namen herleihen, aber nur äußerst selten kommt hier, beim gewöhnlichen Verkehr auf dem Lande, Geld wirklich in Bewegung. Immer unternimmt es auf dem Lande hier und da Jemand, einen Laden anzulegen, wo er die Producte der Landwirthschaft von den Farmern übernimmt und ihnen dafür die nöthigen Colonial- und Manufacturwaaren liefert. Hr. Duden sagt, indem er von diesem Tauschgeschäft spricht: „Es rührt dieses aber weniger von einem absoluten Mangel an Gelde her, als von dem Bestreben, durch Bildung von Aequivalenten den Verkehr zu erleichtern." Nun, hier ließe sich aber doch wohl wieder einmal recht passend der Aus-

spruch, mit welchem Hr. Duden, wenn er von Andern spricht, gern recht schnell bei der Hand ist: „Nichts kann verkehrter sein!" auf ihn selbst anwenden; denn wer wird ihm wohl glauben, daß durch den Gebrauch von allerhand beschwerlich zu transportirenden und viel Raum fordernden Ausgleichungsmitteln der Verkehr erleichtert wird, da er es doch auf keinen Fall selbst glaubt, wennschon er es behauptet?! Nein, dieser Tauschhandel ist offenbar einzig und allein die natürliche Folge des Mangels an hinreichend circulirendem Gelde und ist im alltäglichen Leben gewiß der beschwerlichste Verkehr, den man sich nur denken kann, da der leichteste und freieste Verkehr gewiß allemal dann stattfindet, wenn ein Jeder für die Producte seiner Landwirthschaft oder seines Gewerbes Geld erhalten und seine Bedürfnisse mit solchem bezahlen kann.

Zu einem solchen Geschäft treten gewöhnlich zwei Individuen in Compagnie, sodaß der Eine zu Hause im Laden immer den Umsatz der Waaren gegen Landproducte besorgt, während der Andere mit dem Fuhrwerk oder, nachdem es die Umstände erfordern, auch wohl auf dem Dampfboot unterwegs ist, um die eingetauschten Producte nach dem nächsten großen Handelsplatze und die dort eingehandelten Waaren für den Laden nach diesem zurückzubringen. Wohnt der Farmer nicht zu entfernt von einer großen Stadt, sodaß er seine Producte dahin zu Markte bringen kann, so erhält er allerdings Geld dafür, wenn er sie wirklich auf dem Markte verkaufen kann. Allein da dieser oft sehr überfüllt ist, so kommt es auch nicht selten vor, daß sich der Eine oder der Andere gezwungen sieht, auch hier noch seine Producte einem Händler anzubieten und Waaren dafür zu nehmen, und so hat er sich dann mit der beschwerlichen Marktfuhre nicht gebessert, sondern ist auf jeden Fall noch schlimmer daran, als wenn er seine Producte zu Hause einem Händler überlassen hätte. In den wenigen kleinen Städten der hiesigen Gegend läßt sich selten etwas verkaufen, da die meisten Bewohner derselben ihre Bedürfnisse selbst erzielen, und nach St. Louis ist es schon zu weit; auch besitzen nur Wenige der hiesigen Farmer Wagen, sodaß sie gar nicht einmal im Stande sind, ihre Marktartikel in einiger Quantität oder weit zu verführen, und demnach nichts Besseres thun können, als sie dem nächsten besten Händler zu überlassen. Von dem Mittelpunkte der bezeichneten Gegend sind 60 Meilen, d. i. 20 Stunden Wegs nach St. Louis. Zur Zeit der nöthigen Feldarbeiten können nur wenige Farmer eine Marktfuhre dahin unternehmen, weil sie da alle ihre Zeit und Kräfte auf jene verwenden müssen, und sind sie beendigt, welches

doch gewöhnlich erst mit dem Eintritte des Winters der Fall ist, so sind in der Regel die Wege in einem solchen Zustande, daß der Farmer auf Zugvieh, welches während des Sommers seine meiste Nahrung nur im Busche suchen mußte und deshalb nicht sonderlich kräftig ist, nicht viel aufladen kann. Uebrigens muß er für die ganze Reise die Lebensmittel vom Hause mitnehmen, er muß unterwegs, die Witterung mag nun sein, wie sie will, mit seinen Thieren stets im Freien übernachten; ja sogar in St. Louis darf er in keinem Wirthshause einkehren, sondern muß da ebenfalls, selbst bei der härtesten Kälte, sein Nachtquartier auf dem Wagen nehmen, während sein Vieh vor demselben liegt, wenn er von dem gelösten Gelde etwas mit nach Hause bringen will, da schon das zweimalige theure Ueberfahrtsgeld über den Fluß einen guten Theil desselben wegnimmt, und da selbst Diejenigen, welche diese letzte Ausgabe nicht nöthig haben, schon oft nicht viel hinwegbringen. So geht es mit diesen Marktfuhren, wenn Alles noch in der Ordnung hergeht; doch zuweilen geht es auch noch ganz anders damit. Ein Beispiel mag dieß am Besten erläutern.

Ein junger amerikanischer Farmer, in der Nachbarschaft meines letztzeitigen Wohnortes in dieser Gegend hatte in dem furchtbarstrengen Winter von 1842—43 eine ziemliche Quantität außerordentlich schöner Aepfel vollkommen gut erhalten, was in diesem Winter nur Wenigen gelungen war, und hegte daher die Hoffnung, einige Dollars daraus zu lösen. Am 16. März trat endlich Thauwetter ein; an einen nochmaligen Rücktritt des Winters dachte er ebenso wenig, wie sonst die Meisten. Er traf demnach alsbald Anstalt, seinen Wagen mit einer Partie Aepfel und außerdem noch mit einer Menge Eier, mit geräuchertem Schweinefleisch und einigen Bushels Weizen zu beladen, und fuhr am 18. nach St. Louis ab. Allein wenige Stunden nach der Abfahrt setzte der bisherige Südostwind plötzlich nach Nordwesten um, es fing an zu schneien, und die Kälte stieg von Stunde zu Stunde. Als er am 20. am Missouristrom ankam, ging dieser so mit Eis, daß an keine Ueberfahrt zu denken war; er mußte also vor der Hand hier liegen bleiben, während die Kälte immer strenger und strenger wurde. Erst am 25. ward die Ueberfahrt über die Eisdecke des über 5000 Fuß breiten Stroms, mit unbeschreiblicher Beschwerde für ihn und sein Zugvieh, ja selbst nicht ohne Lebensgefahr, bewerkstelligt. Seiner durch den heftigen Frost total verdorbenen Aepfel und Eier hatte er sich zuvor entledigt, er brachte also bloß das Fleisch und den Weizen nach St. Louis, verkaufte die geringe Ladung zu sehr mäßigen Preisen und fuhr bei ein=

tretendem Thauwetter zurück. Als er wieder am Flusse ankam, war das Eis bereits gebrochen. Er ließ Ochsen und Wagen bei einem Verwandten stehen und fuhr nach zwei Tagen mit Lebensgefahr in einem Nachen über; aber erst nach vierzehn Tagen konnte er sein Geschirr, gegen ein hohes Fährgeld, hinüberbringen. So hatte er also sein Leben riskirt, seine Gesundheit beinahe aufgeopfert, und seine Thiere fast zu Tode gemartert, ohne von dem Erlös seiner Marktfuhre einen Cent aufweisen zu können, und hätte er seine Ochsen nicht bei einem Verwandten unterbringen können, so hätte er wahrscheinlich Futtergeld bezahlen und dieses also noch zugeben müssen. Und dergleichen Begegnisse gehören hier keinesweges unter die großen Seltenheiten.

Je schwerer es nun für den hiesigen Farmer hält, für seine Erzeugnisse irgend einmal baares Geld einzunehmen, um so mehr muß es für ihn unwandelbarer Grundsatz sein, so wenig als möglich baares Geld auszugeben, um dergleichen für die nothwendigen Fälle bereit zu haben, eben weil es bisweilen so sehr schwer zu erlangen ist. Hierzu gehört zuvörderst die Bezahlung der Abgaben. So gering diese hier sind, so weiß doch mancher Farmer, wenn die Zeit der Entrichtung kommt, oft nicht, wo er die kleine Summe Geld auftreiben soll. So kommen auch häufig gerichtliche Versteigerungen vor, bei welchen nicht, wie bei den gewöhnlichen freiwilligen, Credit gegeben wird, sondern wo alle Gegenstände sogleich mit baarem Gelde bezahlt werden müssen. Wer nun solches in Händen hat, kann sich bei einer solchen Gelegenheit oft großen Nutzen damit schaffen, weil da in der Regel Alles zu Spottpreisen weggeht, und wenn überhaupt mit baarem Gelde allerwärts viel auszurichten ist, so gilt das doppelt von Amerika.

Das Streben des Farmers in den neuen Westländern geht also stets dahin, Geldausgaben für Speisen und Getränke sowie für Kleidungsbedarf möglichst zu vermeiden. Deshalb wird eine kleine Heerde Schaafe gehalten, um die nöthige Wolle für den Hausbedarf zu erzielen, und auf vielen Farmen wird zu demselben Zweck auch etwas Hanf, Flachs oder auch Baumwolle gezogen, und alle diese Producte werden auch meist gänzlich im Hause verarbeitet. Fast in keiner amerikanischen Haushaltung fehlt Spinnrad und Webstuhl, und wo man in eine Wohnhütte tritt, findet man die Hausfrau sammt den Töchtern emsig mit Wollekrämpeln, Spinnen, Weben, Färben des Zeugs und Verfertigen der Kleider beschäftigt, und zwar fertigen sie nicht nur die ihrigen, sondern auch oft die sämmtlichen Kleider der

Männer und zeigen darin viele Geschicklichkeit. Wünscht die Frau, daß ein neuer halbwollener Rock für ihren Mann recht schön ausfallen soll, so läßt sie denselben von einem in der Nachbarschaft wohnenden Schneider zuschneiden, aber das Nähen besorgt sie selbst, und zwar gewöhnlich meisterhaft. Auch das Seifensieden und Lichtergießen ist meistens Arbeit der Weiber. So verstehen die meisten Männer das Schuhmachen, wozu das Leder gegen Bezahlung, gegen andere Producte oder auch vielleicht gegen Dienstleistungen herbeigeschafft wird. Erst wenn, wie man zu sagen pflegt, die Familie ein wenig in die Wolle ist, werden dann und wann einmal ein paar Dollars an Luxusartikel gewendet. So fertigen auch manche Farmer einen großen Theil ihrer Ackergeräthschaften, ihres Fuhrwerks und Geschirres, sowie die nöthigen Tische Stühle, Fässer und Kästen selbst oder machen sich wenigstens an die vorkommenden nöthigen Reparaturen, mit welchem allen sie es aber freilich manchmal nicht sehr genau nehmen. Dabei sind sie meistens gute Jäger, und Viele verstehen auch das Garmachen der Hirschhäute sehr wohl.

Noch eines großen und Belästigungen und Beschwerden mancher Art verursachenden Uebels für die Bewohner dieser Gegend muß ich jetzt gedenken: es ist dieß der so auffallende Mangel an Mahlmühlen. Zwar ist schon vor mehreren Jahren in St. Charles eine schöne große Dampfmühle erbaut worden; allein in dieser wird bloß der gekaufte oder eingetauschte Weizen gemahlen; mit dem Mahlen einzelner kleiner Posten für die Haushaltungen giebt man sich da nicht ab. Es ist, wie man sich ausdrückt, eine Handelsmühle; übrigens ist es auch die einzige große Mühle in ziemlich weiter Umgegend. Es giebt sonst nur Roß- und einige kleine erbärmliche Wassermühlen an Bächen. So muß denn mancher Farmer 10 bis 12 Meilen weit nach der Mühle reiten, und wenn die armen Pferde mit den Fruchtsäcken auf dem Rücken den langen Weg über Berg und Thal und Busch und Sumpf in den im Winter noch finstern Morgenstunden zurückgelegt haben, müssen sie oft in dem abscheulichsten Wetter lange dastehen, ehe ihr Führer zum Mahlen kommt; nun müssen sie mehrere Stunden lang die Mühle ziehen, welches die härteste Arbeit ist, die es nur geben kann, und dann oft wieder bei Nacht den weiten Heimweg machen. Kurz, es ist dieß eine große Plage für Menschen und Thiere. Warum es aber in diesem Lande der Speculanten gerade so Wenige giebt, die auf den Erwerb des Müllers speculiren, obgleich man hier den sechsten Theil der Frucht als Metze abgeben muß, das weiß ich nicht zu erklären.

Das Meiste von dem, was ich bisher über die Gegenden am untern Missouri gesagt habe, läßt sich auch auf einen Theil des Staats Illinois anwenden, welcher, östlich von St. Louis, an der linken Seite des Mississippi liegt und zur Nachbarschaft dieser Stadt gerechnet werden kann. Er muß uns vorzugsweise beachtenswerth sein, da eine ziemliche Zahl der in neuester Zeit eingewanderten Deutschen und zwar mehrere der Angesehensten unter ihnen, hier wohnen; auch haben sich namentlich mehrere meiner speciellen Landsleute hier niedergelassen.

Der Staat Illinois zeichnet sich vor allen übrigen Staaten der Union durch seine unermeßlichen Ebenen und die sich über dieselben erstreckenden unübersehbaren Prairien oder natürlichen Wiesen aus. Eigentlich bildet der ganze Staat nur eine große Ebene, denn die darin vorkommenden Hügelreihen sind nur unbedeutend. Das angeschwemmte Land in den Thalebenen der Hauptflüsse ist von Natur durchgängig mit dichtem Holzwuchse bedeckt und nur hier und da von kleinen Wiesenstreifen durchschnitten. Wo es in Cultur gesetzt wird, zeigt es eine erstaunliche Fruchtbarkeit. Vorzüglich berühmt hierin ist der sogenannte American Bottom (spr. Aemerrikän Bottòm — amerikanische Aue). Dieser erstreckt sich auf dem linken Ufer des Mississippi von der Einmündung des Missouri an bis nach Alton, 80 Meilen lang, bei einer Breite von 6 bis 8 Meilen, und enthält nahe an 300,000 Acres des reichsten Bodens. Die schwarze Dammerde liegt hier oft über 20 Fuß tief. Beträchtliche Stellen dieses Uferstrichs werden aber immer alljährlich zu verschiedenen Zeiten überschwemmt und haben sich im Allgemeinen stets als ein ungesunder Aufenthalt für europäische Einwanderer erwiesen, sodaß solchen durchaus nicht anzurathen ist, sich hier niederzulassen. Die meisten Bewohner desselben sind von französischer Abkunft, und diese haben von den hier herrschenden Fiebern in der Regel immer am wenigsten zu leiden.

Die Prairien bedecken mehr als die Hälfte der Oberfläche des ganzen Staats, welche 57,900 Quadratmeilen, oder 39,056,000 Acres beträgt. Im südlichen Theile desselben sind sie, überhaupt genommen, von nicht zu großer Ausdehnung, nämlich von 100 bis zu 10,000 Acres, aber in den mittleren und nördlichen Theilen bedecken sie ungeheuere Strecken. Nur allein die am Illinoisflusse liegenden Prairien werden auf 1,200,000 Acres geschätzt. Sie erscheinen in verschiedener Gestalt, bald in großen ovalen, bald in langen schmalen Flächen; auch dann und wann mit einzelnen Baumgruppen besetzt, die gleichsam wie Inseln aus dem unübersehbaren Grasmeere hervorragen. Sie sind streckenweis völlig eben, anderwärts sanft erhoben, hin und wieder

wellenförmig. Im Frühsommer gewähren diese mit langem Grase und zahllosen schönen Blumen bedeckten Wiesenflächen einen herrlichen Anblick, der aber doch durch das ewige Einerlei bald ermüdet. Freiliegende Steine finden sich in diesen Flächen gar nicht vor, aber in den Bluffs und den Hügelreihen sind starke Bänke von Sandstein vorhanden, sodaß Bausteine überall in hinreichender Masse zu haben sind.

Im Herbste gerathen diese Prairien oft zufällig, oder durch absichtliches Anzünden in Brand, und große Flächen erscheinen dann bloß mit Asche bedeckt. Werden diese nun aufgebrochen, so sind sie sehr bald mit jungem Cotton-Wood, einer Pappelart, dicht überzogen. Man nimmt allgemein an, daß die niedrigen Prairien der Grund ehemaliger Seen seien. Die Hochlandprairien (parrens) erweitern sich fort und fort durch die fast alle Jahre statthabenden Brände, bei welchen auch selten der Saum der Wälder unverletzt bleibt, und bei Erwägung dieses Umstandes mag man sich wohl geneigt fühlen, in Rücksicht auf das Entstehen dieser Prairien, an das schon bei den Indianern, der Jagd wegen, gebräuchliche Anzünden der Waldungen zu denken. Weit von den umliegenden Wäldern ab siedelt sich jetzt in diesen Prairien noch Niemand leicht an, weil da die Fensen zu schwierig herzustellen sind. Wenn aber ein Einwanderer hier ein Grundstück erwerben kann, das halb aus Wald und halb aus Prairie besteht, dann ist die Ansiedelung allerdings leichter zu bewerkstelligen, als irgendwo.

Fast in allen mittleren und südlichen Theilen des Staats wird eine starke Viehzucht betrieben, was durch die unermeßlichen Prairien sehr erleichtert wird. Es ist hier eben nichts Außerordentliches, daß ein Farmer zwanzig und mehrere Pferde, ein- bis zweihundert Stück Rindvieh, fünfhundert bis tausend Schaafe und auch mehrere hundert Schweine besitzt, und Heerden zu Hunderten und Tausenden von allen Arten dieser Thiere sieht man zu allen Zeiten auf den Prairien weiden.

Eins der merkwürdigsten Gewächse, die hier gezogen werden, ist der sogenannte Wunderbaum (Ricinus Communis), aus dessen Samenkernen (engl. castor-beans) das Ricinusöl (castor-oil) bereitet wird. Hier wird es bloß durch kaltes Auspressen gewonnen. Es wird in der Medicin in verschiedenen Krankheiten gebraucht, und namentlich gehört es unter die großen Universalmittel der Amerikaner und wird nicht nur als Hausmittel, sondern auch von den dortigen Aerzten oft im Uebermaaß angewendet. Das auf die vorerwähnte Weise bereitete Oel gleicht an Farbe und Consistenz dem schönsten verdickten arabischen Gummi. Der Wunderbaum wächst nicht allein

in dem wärmeren Amerika, sondern auch in Europa und ist eigentlich kein Baum, sondern ein krautartiges Gewächs, mit einem dicken hohlen Stengel und großen, handförmigen Blättern, die den Feigenblättern gleichen. Die Frucht ist eine dreifächerige Kapsel, von der Größe einer Haselnuß, und in jedem Fache derselben liegt eine kleine braun und weiß gefleckte Bohne. Auch diese Ricinus- oder Castorbohnen werden in der Medicin gebraucht. Der Wunderbaum erreicht eine Höhe von 8—12 Fuß, und sein Stengel wird zuweilen 2½ Zoll dick; er ist in der That ein sehr schönes Gewächs. Seinen Namen hat er theils von seinem merkwürdig schnellen Wachsthume, theils weil man früher von ihm fabelte, er sei die Pflanze gewesen, welche während einer Nacht zu einem Baume aufschoß, um dem Propheten Jonas Schatten zu gewähren.

Das Auspressen des Castoröls ist hier ein ebenso einfaches Geschäft, als das Keltern des Ciders, aber eine schwerere Aufgabe ist das Klären desselben. Ein Bushel Bohnen giebt an zwei Gallonen Oel. Der Preis der Bohnen und des Oels ist besonders seit fünf Jahren, in Folge der außerordentlich vermehrten Production, gesunken. Im ganzen Staate sind acht bis zehn Castorölpressen. Am stärksten ward bisher die Fabrikation dieses Artikels von Mr. Adams in Edwardsville betrieben. Im Jahre 1825 machte er 500 Gallonen und verkaufte die Gallone zu 2 Dollar 50 Cents. Das folgende Jahr machte er 800 Gallonen; 1827, 1000 Gallonen; 1828, 1800 Gallonen; 1829, 521 Gall.; 1830, 10,000 Gall.; 1831, 12,500 Gall. Jetzt wird die Gallone Castoröl zu 75 Cents verkauft.

Vierzehn Meilen östlich von St. Louis, an der großen Landstraße nach Vincennes und Louisville, liegt Belleville, eine hübsche Stadt von etwas mehr als 300 Häusern und 2000 Einwohnern, wo sich in den letzten zehn Jahren auch viele Deutsche niedergelassen haben. Sie ist die Hauptstadt von St. Clair-County, hat eine schöne Lage und ist im steten Zunehmen, wozu eine sechs Meilen weiter östlich gelegene, hauptsächlich von Deutschen bewohnte Ansiedelung viel beiträgt. Mehrere wohlbekannte, achtbare und gebildete deutsche Familien wohnen hier in einem Kreise von wenigen Meilen bei einander und suchen sich gegenseitig das Leben so angenehm als möglich zu machen. Ich will hier bloß die Familien Engelmann, Schott, Hilgard, Bunsen, Reus, Ledergerber u. m. a. nennen und unter den Altenburgern, die sich hier niederließen, nur die Familien Köhler, Weise, Runkwitz u. a. erwähnen. Wenn auch der Boden nicht gerade der

Beste ist, so ist er doch gut, und die anstoßenden und einschneidenden Theile der Prairien mit den abwechselnden, wohlbestandenen Waldungen bilden eine freundliche Landschaft. Die Wohnungen der hiesigen Farmer überhaupt sind mehrentheils und auch die der meisten Deutschen sind gut gebaut und, den Umständen nach, für die hiesigen Verhältnisse ziemlich bequem eingerichtet; ja es giebt unter denselben mehrere wirklich schöne Häuser. Wer in dieser Gegend noch Land zu haben wünscht, kann es immer noch ziemlich vortheilhaft, nämlich zu 8 bis 20 Dollar den Acre, aus der zweiten und dritten Hand von Amerikanern kaufen, denn diese sind meistens alle Tage zum Weiterziehen bereit. Der Absatz der Producte ist hier um Vieles leichter und besser als im innern Missouri. Schon Belleville ist ein Ort, der etwas bedarf, und auch St. Louis ist leicht zu erreichen.

Sechs Meilen nordöstlich von Belleville liegt Lebanon, auch ein hübsches Städtchen, in welchem, sowie in dessen Umgebung, ebenfalls mehrere Deutsche wohnen. Es wächst freilich viel langsamer, als Belleville; sollte aber einst, in gehoffter besserer Zeit, der schon begonnene, aber durch die Notennoth wieder zum Stillstand gekommne Bau der projectirten Eisenbahn von St. Louis nach Louisville noch ausgeführt werden, dann möchte es vielleicht besser gedeihen. Lebanon liegt am südwestlichen Ende der Looking-glass-prairie (spr. Lukingläß-prärih — Spiegelwiese), die sich von da gegen Nordwesten, bei einer Breite von 4 — 8 Meilen, 20 Meilen lang, durch die Counties St. Clair und Madison ausdehnt. Am obern, nordöstlichen Ende dieser Prairie haben sich vor etwa zehn Jahren mehrere Schweizerfamilien angesiedelt, und diese Gegend hat davon den Namen Neuschweizerland bekommen. Auf deren höchstem Punkte, 28 Meilen von St. Louis, ward im Jahre 1837 von dem General James Semple, einem Schottländer, und den beiden Schweizern, Dr. Caspar Köpfli und Joseph Suppiger, den Eigenthümern des betreffenden Platzes, eine neue Stadt begründet und ihr der Name „Highland" (spr. Heiländ — Hochland) beigelegt. Es ist in der That eine fruchtbare, schöne Landschaft, die gewiß den Meisten, die sie besuchen, gefallen wird, und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß hier in Zukunft eine der wichtigsteu Niederlassungen von Deutschen und Schweizern im Staate Illinois bestehen wird.

Gleich beim Hinaustritt auf diese Prairie wird das Auge unwiderstehlich von einer Menge Erhöhungen angezogen, die hin und wieder über die Grasfläche emporragen. Man darf aber diese Hügel, von denen sich manche 80 — 100 Fuß über die Ebene erheben, keines-

weges mit jenen schroffen Kegeln in der Nähe von St. Louis vergleichen, denn es sind gleichsam nur sanfte Wellen von verschiedener Höhe und Form, regellos über die weite Fläche verbreitet. Das Ansteigen dieser Höhen ist so sanft und unbemerkbar, daß es der Wanderer kaum gewahr wird, bis sich ihm, oben auf dem höchsten Punkte angekommen, die herrlichste Aussicht über die weite, mit unzählbaren Heerden weidender Thiere aller Art bedeckte Wiesenfläche und die vielen, ringsum am Saume der Waldungen liegenden Ansiedelungen eröffnet. Die Oberfläche dieser natürlichen Wiese ist glatt, von keinen jähen Schluchten durchbrochen und mit einer herrlichen Grasdecke bekleidet, die viele tausend Stück Vieh zu nähren vermag.

Der vielleicht Manchem auffallende Name: Highland (Hochland), soll, wie man erklärte, nicht nur für das theils schottische, theils schweizerische Unternehmen, an die Hochlande der alten Schweiz und Schottlands erinnern, sondern der Platz darf auch wohl diesen Namen deshalb mit Recht führen, weil er, den geometrischen Messungen zufolge, an der Straßenlinie zwischen Alton und Mount Carmel wirklich der höchste Punkt ist, indem schon die Ebenen der Lookinggläss-prairie 140 Fuß höher als die Basis der Eisenbahn in Mount-Carmel liegen; um so viel höher aber die Hügel. Die Gegend von Highland mag also ohne Zweifel eine der bestgelegensten und gesundesten im Staate sein. Sie ist frei von Muskiten, die in den Flußstädten eine unausstehliche Plage sind, frei von der drückenden Hitze des Sommers, weil auf der Hochwiese auch die geringste Bewegung in der Atmosphäre zu spüren ist, während Mangel an Luftzug an so vielen niedrig liegenden Orten gefährliche Krankheiten erzeugt. Sie ist auch reich an gutem, klaren und gesunde Brunnenwasser, woran in andern Gegenden manche Ortschaften zum großen Nachtheile ihrer Bewohner Mangel leiden, denn wirklich sind, auf der ganzen Prairie, noch nirgends die gemachten Versuche, gutes Quellwasser zu finden, mißlungen; und endlich ist sie auch sattsam versehen mit Bau- und Feuerholz, und auch Steine, zum Bauen sowohl, wie zum Kalkbrennen, sind überall in geringer Ferne genugsam zu haben. Auch Steinkohlenlager giebt es in der Nähe, die nur auf Eröffnung und Benutzung warten.

Von Highland nach Edwardsville, der Hauptstadt von Madison-County, sind 17 Meilen. Man kommt auf dem Wege dahin durch einen großen Theil des sogenannten Marine-Settlements, einer theilweise sehr fruchtbaren Landschaft von Prairie und Wald. Hier wohnen ebenfalls viele Deutsche, deren Manche schöne Farmen besitzen. Hier hat sich auch Hr. Gerke, dessen Werk über die Vereinigten Staaten

Vielen bekannt ist, niedergelassen, und nicht weit von ihm wohnt Hr. Wiener, ein geborner Hamburger, der sich ein großes und wahrhaft schönes, nach ächt deutscher Manier aufgeführtes Wohnhaus erbaut hat, das wirklich eine Zierde der Landschaft ist. Edwardsville ist bereits ein hübscher Ort und auch fortwährend im Wachsen; doch werden die Bewohner der Umgegend noch oft sehr von Fiebern heimgesucht. Von hier nach Alton hat man 12 Meilen. Die Gegend ist nicht so fruchtbar als weiter südöstlich, und das Land ist, bis an die Bluffs, sehr durchschnitten; der Bottom ist hier sehr schmal. Lower- und Upper-Alton, mit dem dazwischen liegenden Mittletown, sind freundliche Städtchen, jedoch sehr hügelig. Sie liegen 2 Meilen oberhalb des Zusammenflusses des Mississippi und Missouri, 20 Meilen von St. Louis. Ihre Anlage ist wahrhaft großartig, doch haben sie sich keinesweges so gehoben, wie man erwartete, und viele abenteuerliche Unternehmer des Ostens, die ungeheure Speculationen auf das schnelle Emporkommen dieses Platzes machten, müssen nun wohl einsehen, daß sie sich ein wenig überspeculirt haben. Im Laufe der Zeit, wenn einmal die projectirte Eisenbahn noch vollendet werden sollte, könnte Alton allerdings ein bedeutender Ort werden, obgleich es von St. Louis, das man zu überflügeln gedachte, bereits zehnmal überflügelt ist. Vor Allem möchte der Stadt Alton zu wünschen sein, daß ein neuer Geist der Ordnung und des Friedens in ihr einziehen möchte, denn zu damaliger Zeit hatte sich ihre Bevölkerung durch Rohheiten, Excesse und Verbrechen aller Art ausgezeichnet und einen schlechten Namen erworben. Deutsche wohnen bis jetzt noch Wenige hier.

Im Staate Illinois liegen über 20 Millionen Acres öffentliche Ländereien oder, wie man gewöhnlich sagt, Congreßland, das noch auf Käufer wartet. Es hat meistens guten, fruchtbaren Boden. Der Preis ist bis jetzt überall gleich: 1¼ Dollar der Acre, sogleich bei der Aufnahme zahlbar. Von den Bewohnern Missouri's wird Illinois oft als besonders ungesund verschrieen; allein dieß kann höchstens von den tiefliegenden Flußthälern gelten: im Uebrigen ist das Land gerade so gesund wie alle übrigen neuen Westländer und namentlich wie Missouri, und vorzuziehen ist es diesem doch immer schon deswegen, weil der Fluch der Sklaverei nicht auf ihm lastet. Illinois wird unbezweifelbar einst ein wichtiger Staat der Union werden, jedoch nach Allem, was man sieht und hört, wird der schöne Ohiostaat sie gewiß in Kurzem allesammt übertreffen.

Druck von Theod. Höhm.